cat. Lol. 378 Nos 31-38. c. Lacing

3 2/4 L.S.L.
3 L.

HV. 663
-2-

Geheime und kritische Nachrichten von Italien

nebst einem Gemälde

der Höfe, Regierungen und Sitten

der

vornehmsten Staaten dieses Landes.

Von

Joseph Gorani,

französischem Bürger.

Zweiter Theil.

Aus dem Französischen übersetzt.

Frankfurt und Leipzig

1794.

Historischer Verein
für
Schwaben

Stadtbibliothek
Augsburg

Ueber die Ausfuhr der Lebensmittel.

Der Handel beider Sizilien besteht in der Exportation der Erdprodukte. Diese würde weit einträglicher seyn, wenn die gar zu habsüchtige und einfältige Regierung sie nicht durch die Hindernisse, deren ich im vorigen Abschnitte erwähnt habe, einschränkte. Das Erdreich in diesem Königreiche ist so fruchtbar, daß Sizilien allein einen großen Theil von Europa mit Korn, Oel, und andern Produkten versorgen könnte, welche, um sich bis ins Unendliche zu vervielfältigen, nur eine weise, und dem Interesse des Souverains angemeßnern Regierung erwarten.

Alle Provinzen Siziliens liefern Waizen, Oel, Wein, Hülsenfrüchte, etwas türkisches Korn, Gerste, Hanf, Tauwerk, Honig, Wachs, trockne und frische Früchte, Manna, Safran, Reglise, Gummi, Weinstein, Kapern, Makaroni, Salz, Asche für die Seifenfabriken, Schwefel, Salpeter, Fische, Schlachtvieh, Leder, Pomeranzen, Limonien, Citronen, Branntwein, Weinessig, Metalle, Mi-

neralien, Marmor, Seide, Leinen, Baumwolle, Pferde, allein diese in geringer Anzahl, Esel und Maulesel. Diesen Handelsartikeln fehlt nichts als eingemachte Waaren. Allein man muß bedenken, daß in einem Lande, so wie ich es dargestellt habe, die Manufakturen gar nichts ausmachen, oder einen zu schwachen Bezug haben, um der Wage das Uebergewicht zu geben.

Das Königreich Neapel führt gewöhnlich im Durchschnitte alle Jahre zwei Millionen Tumol an Waizen aus. Die ganze Nation verbraucht achtzehn Millionen, vier Tumol auf den Mann, an Brod, Mehl und Makaroni gerechnet. Nur das Drittheil der Ländereien ist mit Getreide angebauet.

Die Hauptstadt allein verbackt vier hundert und dreißig tausend Tumolen zu Brod, zwei hundert und funfzig tausend rechnet man auf die Makaroni, sechszig tausend zu Zwieback, sechs hundert und dreißig tausend an Mehl. Bei dieser Angabe der jährlichen Konsumtion sind die Truppen nicht mit in Anschlag gebracht. Es werden dreißig tausend Ochsen, vier tausend Kälber von Sorrento, sechs tausend gewöhnliche Kälber, und sechszig tausend Schweine geschlachtet.

Das Getreide, welches exportirt wird, nimmt man aus dem Königreiche Neapel. Es

kommt aus Capitanata, den Provinzen Bari, Otranto, Abruzo, Apulien, Molissa und Basilicate. Die Provinzen Labour und Salerno schicken ihre Produkte in die Hauptstadt, in welcher jährlich dreißig tausend Palmien feines, und beinahe eben so viel an Mittelöl verbraucht werden.

Jede, von Gallipoli und Tarento eingehende Palmie Oel, bezahlt eine Abgabe an den König. Diese Einfuhrabgabe ist auf einen Dukaten in Silbergeld festgesetzt. Bari, Kalabrien, Abruzo, Otranto bringen das meiste Oel hervor. Die Konsumtion des ganzen Königreiches beläuft sich jährlich auf drei hundert und funfzig tausend Palmien; daraus erhellet, daß die Hauptstadt dieses Landes unendlich volkreicher ist, als es verhältnißmäßig die Provinzen sind, deren Bevölkerungszustand der Größe des Umfangs nicht entspricht. Man schätzt allein die Exportation des Königreichs Neapel an Oel jährlich auf funfzig tausend Palmien.

Nach dem Getreide ist der vortheilhafteste Handelszweig, wie auch der beträchtlichste, die Seide. Es wäre möglich, den Ertrag derselben viermal höher zu bringen, wenn nicht der König, oder vielmehr die ministeriellen Blutigel, ihn durch ihre ewigen Verordnungen unterdrückten. Die Raubsucht der Zollbeamten, die Mißbräuche, welche in der Finanzverwaltung eingeführt sind,

die Bedrückungen, die sich die Herren, welche Lehensvorrechte besitzen, erlauben, sind alles Hindernisse zum Emporkommen des Handels sowohl, als auch des Anbaues der verschiednen Landprodukte.

Was ich von Neapel gesagt habe, ist für beide Sizilien ebenfalls anwendbar, deren Regierung dieselbe ist; obgleich der Markis Caraccioli während seiner Vicekönigschaft alles versucht hat, wenigstens zu mildern was er nicht ausrotten konnte. Seine weniger aufmerksamen Nachfolger haben aufs neue Mißbräuche in die Staatsverwaltung einschleichen lassen, welche Caraccioli zum Heile des Volks nie hätte niederlegen sollen. Die Produkte von Sizilien sind beinahe die nämlichen, wie die von Neapel; also, wenn man sich Kenntniß von dem Bevölkerungszustande verschaft hat, so wird es sehr leicht seyn, einen genauen Ueberschlag von der jährlichen Konsumtion zu machen. Die Sizilianer unterscheiden sich von den Neapolitanern bloß dadurch, daß sie mehr Verstand, Schlauigkeit und Lebhaftigkeit als jene haben. Uebrigens sind sich die Sitten und Gebräuche beinahe gleich. Der Hochmuth und die Härte der Regierung machen beide Nationen in gleichem Maaße unglücklich.

Wenn der König von Neapel, dem man, ungeachtet seiner natürlichen und angenomme-

nen Fehler, Urtheilsvermögen nicht absprechen kann, wenn der König, sage ich, es über sich zu nehmen wagte, alle seine Provinzen einzeln zu besuchen, so würde er sich überzeugen, daß es keine schlechtere Verfassung giebt, als die seines Reiches. Auch würde er fühlen, daß es nicht schwer wäre, dem Uebel abzuhelfen. Es würde nicht darauf ankommen, neue Verordnungen ergehen zu lassen, sondern vielmehr die gegebnen zurückzunehmen. Kurz, statt unaufhörlich alles regieren zu wollen, müßte Sizilien wie ein Kranker behandelt werden, der noch innre Kräfte hat, der mehr durch die Mittel, als durch das Uebel selbst, geschwächt ist, und bei dem man nun die Natur walten lassen müßte, statt ihr entgegen zu wirken.

Man hob, im Nahmen des Königs, eine Abgabe von der Exportation und Konsumtion der Lebensmittel; das Fünftheil dieser Abgabe war der Stadt zugeschrieben, welche zwar sehr reich ist, deren Einkünfte aber nicht mit gewissenhafter Treue verwaltet werden.

Ein Neapolitaner von vielem Verstande, welchem ich meine Bemerkungen über diese verschiednen Gegenstände mittheilte, antwortete mir, daß er über alle diese Wahrheiten, und die daraus herzuleitenden Folgen, mit mir einig sey, es aber nichts desto weniger für un-

möglich hielte, dem allem abzuhelfen. Er warf mir ein, daß der König, bei seinem natürlich guten Verstande und gesunder Beurtheilung, wenn er nicht von Vorurtheilen geblendet ist, aufrichtig das Gute wolle, allein, doch kein Mittel dahin zu gelangen fassen könne; daß er sich aus Schwäche und Mißtrauen gegen sich selbst, den Eingebungen der Königinn und des Generals Akton überließe, welche, statt ihn aufzuklären, nur dahin arbeiten, ihn unaufhörlich zu zerstreuen, und dadurch von seinen Obliegenheiten abzuziehen suchen, daß sie seinem Hange zur Jagd, welche sieben Achttheil seiner Zeit wegnimmt, neue Nahrung verschaffen. Dieser König sey durchaus unfähig, eine heilsame Revolution der Regierung zu bewirken. Er beschloß also: Wie läßt sich eine Aenderung zum Guten in einer Monarchie hoffen, welche drei Oberhäupter hat, denen es allen an Talenten und Einsichten fehlt.

Gewicht, Maaß, Münzen.

Die Neapolitaner theilen ihre Ländereien in Moggio ein. Der Moggio enthält einen Raum von dreißig gewöhnlichen Schritten, nämlich neun Quadratfuß.

Ein Tumol beträgt vierzig Rotoli, und je-

der Rotoli drei und dreißig Unzen. So vermessen die Neapolitaner ihr Getreide. Aber die Kleie muß zweimal stark, hintereinander eingedrückt werden, und das Maaß gerüttelt voll seyn, so wie es in Frankreich mit den kleinen grünen Getreidearten gehalten wird.

Das Maaß, dessen man sich zum Wein bedient, heißt Botta; es enthält fünf hundert vier und dreißig pariser Maaß. Ein Botta wird in zwölf Fäßchen eingetheilt, und jedes Fäßchen in sechszig Karaffen.

Das Oel wird nach Palmien oder Salmien gemessen. Eine Palmie wiegt zwei hundert und vierzig Pfund des eilf Unzengewichtes, und wird in zehn Maaß getheilt, welche Staya heißen, und jede Staya wieder in zwei und dreißig Pignotti.

Das neapolitanische Pfund, obschon es in eilf Unzen abgetheilt ist, beträgt doch gegen das französische Pfund nur zehn Unzen. Eine Unze zerfällt in dreißig Trapesi, und jede Trapesi in zwanzig Acini.

Die Palme enthält ungefähr neun Zoll acht und eine halbe Linie französisch. Es wird zertheilt in zwölf Unzen, und jede Unze in fünf Minuten. Ein Stock macht acht Palmen.

Das Geld wird nach Decimalen gezählt. Zehn Grani machen einen Carlin, und zehn Carlin einen Silberdukaten neapolitanisch Geld. Eine Unze stellt drei Dukaten, oder dreißig Carlinen vor.

Man rechnet ungefähr, daß zwölf Millionen Dukaten neapolitanisch Geld allein in der Hauptstadt im Umlaufe sind. Unabhängig von dieser Berechnung sind noch sechs bis sieben Millionen an Bankobillets vorhanden. Diese Billets haben einen solchen Kredit, daß sie mit dem baaren Gelde gleich stehen. Man kann sie leicht umsetzen. Sie werden in allen Handlungshäusern, und von allen Kaufleuten angenommen; und Privatleute betrachten sie wie baares Geld.

Die neapolitanische Bank, über welche Don Michael Rocco ein sehr wohl geschriebenes Werk herausgegeben hat, leihet öffentlich auf Pfand oder Hypothek. Die Interessen sind mäßig, denn sie gehen nicht über drei Procent.

Es ist für die Banken der Stadt Neapel ein Gesetz vorhanden, welches seinen guten Nutzen hat. Jede Banknote soll in 24 Stunden eingetragen, und bei jeder Veränderung des Eigenthümers der Nahme angeführt werden. Dieses ist zur öffentlichen Sicherheit, denn wenn die Bank zu zahlen aufhörte, und diese Formalität wäre vernachlässigt worden, so könn-

te der letzte Besitzer keinen Anspruch auf die Wiedererstattung desjenigen machen, der sie ihm als Zahlung zu leisten hätte. Dieses hat mir der Verfasser des Werkes über die Banken gesagt.

Wenn es wahr ist, daß, wie mich gut unterrichtete Personen versichert haben, in beiden Sizilien nur 30 bis 34 Millionen Dukaten in Silber im Umlaufe sind, so wäre dadurch erwiesen, daß die Hauptstadt ein Drittheil des Nationalreichthums aufzehrt.

Waareneinfuhr.

Es ist genug, die Gegenstände berührt zu haben, welche den auswärtigen Handel von Neapel ausmachen; ich muß auch anführen, was für Waaren es aus der Fremde zieht, und welche den innländischen Handel ausmachen.

Die Holländer versorgen es mit Gewürznelken, Zimmt, Muskatennüssen, und einer Menge Apothekerwaaren; ferner: feine Tücher, Leinwand, Musselin, Kakao, Toback, einige Arten Seidenzeug, Stockfische und Heringe.

Die Engländer führen ihm alle Arten Tücher zu, Seidenzeuge, wollne Strümpfe, verarbeitetes und zubereitetes Leder, Blei, Zinn, Pfeffer, Quinkallerien, Schnupftücher, Leinwand, Fächer, Rohr, etwas arabischen und

indischen Gummi, Färbeholz, Taschen- und Schlaguhren, Spezereien, mathematische Instrumente, Schell- und Klippfisch, Heringe, Kaffee, Thee, Sago, Kakao, und noch einige andre ähnliche Waaren.

Die Franzosen liefern den beiden Sizilien viel Zucker, Indigo, Kaffee, Färbeholz, Bleiweiß, viel levantische Waaren, Kakao, Modewaaren, Quinkaillerien, seidne Zeuge und Tücher. Aber man muß gestehen, daß von allen Handlungsartikeln, welche Frankreich nach den Sizilien verführt, bei keinem so viel Vortheil ist, als bei den Modewaaren, weil den Weibern dieses Landes nichts so wichtig ist, als was ihnen sich zu schmücken dient.

Die Spanier bringen nach Sizilien Zucker, Kochenille, Färbeholz, Kakao, zubereitetes Leder, Spezereien aus Amerika, China, Sassaparille, peruanischen Balsam und Toback.

Auch die Portugiesen tragen zum Vorrathe dieses Landes bei, indem sie Zucker, Toback, Kakao, Spezereien und Leder einführen.

Die Venezianer bringen Bücher, Tauwerk, Spiegelgläser, Kristalle, grobe Tücher, Wachs, Hüte, Queckfilber, Spezereien aus der Türkei, Terpentin, Drachenblut und deutsche Tücher ein.

Auch kommen alle Jahr einige russische

Schiffe in die Häfen an. Sie bringen Pech, Wachs, Eisen, Pelzwerk und Segeltuch.

Die Deutschen verhandeln hier eine Menge gebleichter und gedruckter Leinwand; sie tauschen Kristalle, Hüte, Leder, verarbeitetes Zinn und Tücher dafür ein.

Die Genueser treiben einen unermeßlichen Handel hierher. Außer den angeführten Artikeln, welche sie gleich den andern Nationen führen, und welche sie zu mäßigen Preisen lassen, um die Konkurrenz zu erhalten, verkaufen sie, ob sie die Waaren gleich nicht aus der ersten Hand haben, doch ihren Sammet und ihre Waaren aus der Barbarei mit großem Vortheile.

Auch Sardinien handelt mit Käse und Thonfischen hierher.

Die Abgaben sind nicht von allen Waaren gleich stark; im Durchschnitte kann man sie zu acht und zwanzig Procent rechnen, welches sehr viel ist. Einigen Kaufmannsgütern sind funfzig Procent aufgelegt; aber dagegen geben einige auch nur zehn, funfzehn und zwanzig Procent.

Von der Bevölkerung.

Die Bevölkerung der Hauptstadt, mit der in den Provinzen verglichen, aus welchen die

Monarchie beider Sizilien besteht, übertrift alle Angaben die man voraussetzen könnte. Die Stadt Palermo kommt jener am nächsten, weil man hundert und zehn tausend Einwohner dafür annimmt. Aber diese Hauptstadt von Sizilien ist auch im Verhältnisse mit den andern Städten dieses Königreiches, was Neapel, die Hauptstadt der ganzen Monarchie, ist.

Es ist sehr wahr, daß Neapel mehr als vier hundert tausend Einwohner hat. Dieses scheint um so erstaunlicher zu seyn, da die Länge dieses Königreiches nur drei hundert und funfzig Meilen, eine ungleiche Breite, von zwanzig bis auf neunzig Meilen, und an einigen Orten hundert Meilen beträgt. Der ganze Umfang beträgt 1415 Meilen, und die Küsten des mittelländischen und adriatischen Meeres haben eine Länge von vier hundert Meilen.

Aber man muß auch wissen, daß in ganz Neapel keine Stadt ist, welche der Hauptstadt sowohl in Absicht der Bevölkerung als des Wohlstandes gleich käme.

Foggia, welches in Absicht seiner Bevölkerung und seines Handels gleich auf Neapel folgt, hat nur sechs und zwanzig tausend Einwohner. Es giebt dort einige Kapitalisten, aber man hält dafür, daß keiner davon hundert tausend Dukaten Kapital habe. Es trägt zum Wohlstande der Stadt bei, daß in dersel-

ben alle Pachtkontrakte der Wiesen und Ländereien dieser Provinz Tavolliera, dessen Hauptstadt Foggia ist, geschlossen werden. Foggia liegt in Capitanata, fünf Meilen südöstlich von Manfredonia, an dem Flusse Cerbaro. Hier war es, wo Karl von Anjou, der Mörder des jungen Konradin und des Herzogs von Oestreich, sein durch Grausamkeit, Ehrgeiz und Habsucht besudeltes Leben beschloß.

Lecce, welches als die Hauptstadt von Apulien betrachtet wird, weil sich hier ein zahlreicher Adel niedergelassen hat, enthält nur funfzehn tausend Seelen, indeß La Torre del Grece bei Neapel deren achtzehn tausend hat.

Tarento, Moffette, Barlette, Manfredonia, Salerno, Otranto, welches die beträchtlichsten Städte des Königreiches sind, nach jenen, welche ich oben genannt habe, sind nur sehr geringe bevölkert. In keiner dieser Städte giebt es reiche Privatleute. Diejenigen, welche man verhältnißweise dafür ansiehet, haben nicht über fünf bis sechs tausend Dukaten Einkünfte; hingegen giebt es in Neapel viele, die jährlich zehn bis zwölf tausend Dukaten zu verzehren haben.

Die Stadt Neapel hat nicht nur viel von dem Adel, welcher bei dem dummen Stolze, welchen seine alten Pergamente ihm eingeben, auch das Vermögen besitzt, seinen Rang mit

Pracht und Glanz zu unterstützen; sondern auch eine unglaubliche Menge wohlhabender Personen, welche nicht adelicher Herkunft sind. Neapel ist die einzige Stadt in Europa, welche mehr als fünf tausend Familien in sich faßt, die ohne auf die Vorrechte, welche mit einem alten Nahmen verbunden sind, Anspruch zu machen, in dem größten Ueberflusse leben. Das größte Vermögen ist hundert tausend Dukaten Einkünfte; wenige übersteigen diese Summe.

In Sizilien giebt es noch reichere Familien, als in Neapel. Sie bleiben auf ihrer Insel, und kümmern sich nicht um die Ehre, womit der Hof sie überschütten könnte. Sie thun sehr wohl daran; denn wenn sie die ansteckende Luft von Marien Karolinens Hofe einsögen; wenn sie sich durch ihre Schmeicheleien anlocken ließen, so würde Sizilien bald arm werden, und der Glücksstand der Privatpersonen vernichtet seyn.

Die Menge Equipagen, welche man in Neapel antrift, übersteigen allen Glauben. Man hat mich versichert, daß deren über funfzehn tausend, die Miethkutschen mit eingerechnet, hier wären. Ich glaube dieser Angabe um so eher, weil überall, wo man hingehet und hinsiehet, man deren ganze Reihen, die sich unablässig hintereinander folgen, antrift. Paris, welches in Absicht seiner Größe und

Bevölkerung Neapel bei weitem übertrift, hatte deren nicht so viel, selbst vor der Revolution nicht.

In keiner Stadt in Europa giebt es eine so große Menge Livreebediente als hier. Es wimmelt davon in den Vorzimmern. Auf den Kutschen stehen sie über einander gehäuft, und vor dem Wagen gehen zuweilen vier Läufer her, die alle Einem Herrn gehören. Dieser Mißbrauch des Reichthums wird hier aufs höchste getrieben.

Ob ich schon gesagt habe, die Luft in Neapel sey nicht so gesund, als man es sich einzubilden pflegt, und daß die Fremden in den ersten Monaten ihres hiesigen Aufenthaltes beständige Beschwerlichkeiten, besonders an Diarrheen empfinden, so muß ich doch auch anmerken, daß wer an das Klima einmal gewöhnt ist, sehr alt darin werden kann. Ein unwiderleglicher Beweis hievon ist, daß in den Krankenhäusern die Kranken nicht in Einem Bette an einander gedrückt sind; obschon der gemeine Mann hier so arm ist, als anderwärts, und die Unreinlichkeit der Straßen und der Menschen besondere Krankheiten bei dieser Menschenklasse erzeugen müßte. Cottugno, Gatti und Civillo haben mir mehr als einmal gesagt, daß sich so leicht keine Stadt in Europa so vieler muntrer und gesunder Greise zu

rühmen hätte, als Neapel. In Salerno indeß lebt man doch noch länger.

Die Projekte.

Ein Fremder, der nur Neapel gesehen hätte, müßte glauben, der Beherrscher dieser Monarchie gehöre zu den ersten Mächten Europa's. Wenn er die andern Theile des Königreiches nach der Pracht und dem Glanze beurtheilte, welche er in dieser Hauptstadt gewahr wird, so würde er glauben, Ferdinand habe funfzehn Millionen Unterthanen, und ein Einkommen von hundert Millionen Livres. Die Neapolitaner, welche auf der Stufe der Kultur stehen, auf welcher die Franzosen im zehnten Jahrhunderte standen, glauben, es sey so; sie halten ihren König für den ersten und mächtigsten Monarchen der Welt; sie sind weit davon entfernt einzusehen, daß Pracht nicht Reichthum, und daß Ferdinand nur ein Potentat der dritten Ordnung ist.

Unstreitig würde man, wenn das ganze übrige Königreich verhältnißmäßig mit der Hauptstadt bevölkert wäre, auf einen Bevölkerungszustand von mehr als funfzehn Millionen Menschen schließen müssen; aber es ist sehr gewiß, daß die Königreiche Neapel und Sizilien, im Durch-

schnitte gerechnet, nicht über sechs Millionen enthalten.

Und auch diese Population muß den Beobachter in Erstaunen setzen, wenn er die ungeheure Menge Gesetze bedenkt, durch welche der Ackerbau, Handel und Industrie eingeschränkt sind; wenn er betrachtet, wie eine einfältige und unredliche Regierung unaufhörlich dahin arbeitet, die Hülfsquellen, welche das Klima dem unglücklichen Neapolitaner darbietet, auf tausend verschiedene Arten von ihm abzulenken.

In beiden Sizilien sind sechs Millionen Menschen. Das Königreich Neapel hat für sich allein vier Millionen sieben hundert tausend; und das eigentliche Sizilien hat nur dreizehn hundert tausend. Wenn man die Fruchtbarkeit des Landes bedenkt, so ist das nur sehr wenig; aber es scheint auch wieder sehr beträchtlich zu seyn, wenn man die Hindernisse, welche der Vermehrung in den Weg gelegt werden, mit Aufmerksamkeit betrachtet.

Ein Monarch, welcher über sechs Millionen Unterthanen herrscht — denn so muß man dieses Volk nennen, welches bei weitem nicht den Nahmen freier Menschen verdient; ein Monarch, sage ich, welcher über sechs Millionen Unterthanen regiert, könnte eine furchtbare

Macht seyn. Preußen, welches unter Friedrich dem Großen so viel Uebergewicht in Europa bekam, zählt nicht mehr Einwohner; obschon seine Länder mehr Ausdehnung, und nicht so wie Neapel den Vorzug haben, beinahe eine ungetheilte Masse auszumachen; denn Sizilien ist von diesem Königreiche nur durch einen sehr schmalen Kanal getrennt.

Wenn man einen Mann, wie Friedrich der Große war, auf den Thron beider Sizilien setzte, so würde man gewahr werden, was ein Staat, welchen die Natur mit einer nicht gewöhnlichen Fruchtbarkeit gesegnet hat, in geschickten Händen werden könnte.

Die erste Handlung, die eines Monarchen, werth mit Friedrich verglichen zu werden, würdig wäre, würde die Zernichtung des Feudalsystems mit allen von ihm abhängigen Mißbräuchen seyn; er würde ohne Ansehen der Person, ohne auf die vergeblichen Klagen zu achten, handeln; die ohnmächtigen Klagen der Baronen, die seine Ohren umsumsen würden, müßten ihm seyn, was das Brüllen der zum Pfluge bestimmten Thiere ist, wenn ein starker Ackersmann sie davor spannt, und sie Trotz ihres Widerstandes zwingt, den Schooß der Erde zu öfnen, worin er den köstlichen Samen streuet, den er hundertfältig wieder zu erndten hoft.

Diese Handlung der willkührlichen Gewalt, und zwar einer sehr ehrwürdigen Gewalt, weil sie zum allgemeinen Besten abzweckte, würde einem solchen Monarchen die Liebe des Volks gewinnen, welches sich drängen würde, seinen Willen zu thun, und ihn gleich der Gottheit lieben. Der Neapolitaner, welcher von Natur geneigt ist, die unter ihren Souverainen zu lieben, die Karakter zeigen, und sich mit dem allgemeinen Besten beschäftigen, würde ihn bei dieser wahrhaft väterlichen Arbeit unterstützen, und ihn ermuntern, alle an die Lehnrechte hängende Privilegien zu vernichten, u. s. w.

Der Adel würde nur seiner schädlichen Vorrechte beraubt werden, und keiner von ihm würde seines Eigenthums, welches er nun geltend machte, beraubt werden. Er würde die üblen Folgen der Vernachlässigung empfinden, und würde sich nicht aussetzen, ein Gut zu verlieren, welches durch Bedrückung seiner Vasallen, die nun durch das nehmliche Edikt frei, wie er selbst, geworden wären, jetzt nicht mehr vermehret werden könnte.

Wenn die Souveraine geneigt wären, sich zu belehren, so würden sie inne werden, daß ein Theil dieser Rechte sich von kurzdauernden Koncessionen herschreibt, welche ihre Vorgänger, um besondre Dienste zu belohnen,

ertheilt haben, und daß das Uebrige Zergliederung der königlichen Gewalt ist, welche schwachen, oder durch Zeitumstände gedrängten Fürsten entrissen sind; und daß endlich die Ausdehnung, welche die Besitzer dieser vermeintlichen Rechte gaben, eine Schmach für die Menschheit, und ein Schimpf für denjenigen sind, der sie abschaffen könnte, sie dennoch aber bestehen läßt.

Wäre dieser erste Schritt nur gethan, so müßte die Abschaffung der Ankündigungen (annonces) folgen. Die Ex- und Importations-Abgaben würden auf immer aufgehoben seyn, und die gänzliche Freilassung des Handels, des Ackerbaues und jeder nützlichen Industrie würde an die Stelle der Juranden, der Korporationen und ausschließenden Privilegien treten. welches so viel Mordgewehre in der Hand eines Tirannen oder eines unfähigen Regenten sind; sie sind bloß erfunden, die Ketten der elenden Sklaven des Despotismus fester zu schmieden.

Die Verbesserung der Geistlichkeit ist nicht weniger nothwendig, und müßte ebenfalls ein Gegenstand der Sorge des Fürsten seyn. Wenn aus Achtung für die Meinung der großen Menge, die nicht durch Edikte benommen werden kann, er sich vorstellte, daß die Art der Gottesverehrung beibehalten werden müßte, so sollte er sie wenigstens vereinfachen, und sie so

einrichten, daß sie vernünftiger freier Wesen würdig wäre; das heißt, sie von allem entehrenden Aberglauben säubern. Die Aufhebung der Klöster und der Kanonikate wäre besonders nothwendig, weil in diesen schmutzigen Höhlen der Fanatismus unaufhörlich die Waffen schmiedet, und die Dolche wetzt, um die Vernunft zu bekämpfen. Allein indem der Nation die unermeßlichen Reichthümer wiedergegeben würden, womit die leichtgläubige Frömmigkeit diese Klausen beschenkt hat, müßte man nicht vergessen, daß ihre Bewohner Menschen sind; es müßten ihnen Pensionen ausgesetzt werden, vermittelst welcher sie in der Welt noch besser, als in ihrer Abgeschiedenheit leben könnten. Warum? Weil Pensionen, welche nach und nach wieder eingehen, den Staat nur auf eine ganz kurze Zeit belästigen, und weil man, um ein wenig Geldes willen, nie unmenschlich verfahren muß. So wollte ich auch, daß die Weltgeistlichkeit abgeschaft würde, die geistlichen Würden, die Pfarren, und daß man nur acht bis zehn Bischöfe höchstens, sowohl für ganz Neapel als Sizilien, beibehielte.

Da es aber etwas höchst seltnes ist, daß die Menschen großmüthig genug sind, der Nachkommenschaft auf Kosten ihres eigenen Interesse zu dienen; so will ich untersuchen, ob die Verbesserung, deren Nutzen und Möglichkeit ich

einsehe, dem Souverain, der muthig genug wäre, sie zu unternehmen, Nachtheil bringen würde.

Die Zolleinkünfte und andre ähnliche Rechte gehörten ehedem ausschließend der Krone; jetzt sind sie aber unter den König und die Baronen vertheilt. Es ist also ganz klar, daß, wenn das Feudalrecht abgestellt wäre, die Einkünfte des Souverains verdoppelt würden; ob es gleich noch besser wäre, der Nation das Einkommen eines widergesetzlichen Rechtes zu überlassen, weil es nur aus dem Rechte des Stärkern entspringt; und sollten sich die Umstände, dieser Wiedererstattung durchaus widersetzen, so könnte man die Büreaux bis an die Küsten und an die Gränzen verlegen, damit der freie Umlauf des Inneren den Fremden herbeizöge und den Ackerbau, die Hauptkraft des Staates, wieder belebte.

Ein sehr einfaches Mittel, den König von Neapel, der dies Opfer brächte, zu entschädigen, und ihn in den Stand zu setzen, die zur Aufrechthaltung des Staates erforderlichen Ausgaben zu bestreiten, wäre wohl, sich ohne Ausnahme der geistlichen Güter zu bemächtigen, und sie dem Meistbietenden zu verkaufen; aber dem Käufer müßten Freiheiten bewilligt werden, damit der Verkauf möglichst schnell von statten gienge. Der Souverain ist nur der De-

konom des Staates; er darf sich nicht der Ländereien bemächtigen; und die Domainenbesitzungen sind ebenfalls ein ungeheurer Mißbrauch, der abgeschaft werden müßte. Jede Domaine muß einem besondern Eigenthümer gehören, und dieser Eigenthümer muß von keinem andern Menschen abhängen, wenn der Ackerbau begünstigt werden soll. Dann würde der Souverain, einstimmig mit seinem Volke, eine Territorialabgabe einführen können, welche vermittelst der Einrichtung von Municipalitäten sehr leicht zu erheben seyn würde.

Diese Abänderung der innern Staatsverfassung, indem die Operationen derselben dadurch vereinfachet würden, ließen dem Souverain Zeit genug übrig, sein moralisches Verhältniß gegen die ihn umgebende Nationen zu bemerken. Bei der vollständigen innern Ruhe würde er sich überzeugen, wie leicht es sey, jene kirchliche Farcen, aus welchen so vielfache Uebel entsprungen sind, abzuschaffen. Nichts ist so leicht, als sich des Kirchenstaates zu bemächtigen. Ich wollte nicht, daß er auch nur auf einen Augenblick vergäße, daß der Pabst und die Kardinäle Menschen sind, noch daß er sie wegen der Abscheulichkeiten ihrer Vorgänger verantwortlich machte. Das sicherste Mittel, andrer Verbrechen zu bemänteln, ja sogar zu rechtfertigen, ist, selbst welche zu begehen.

Ich wollte denn also, daß der Pabst und die Individuen, welche das sogenannte heilige Kollegium ausmachen, so auch die Marionetten, welche sie in Bewegung setzen, hinreichende Pensionen bekämen, um angenehm leben zu können; aber mit der ausdrücklichen Einschärfung, die Vorschriften des Evangeliums besser zu befolgen. Ferner wollte ich auch, daß ihnen auferlegt würde, nicht über die Gränzen des Staates zu gehen, wo sie das ihnen angewiesene Einkommen verzehren sollten.

Wenn man meinem Rathe folgte, würde dieser Souverain eine gemäßigte Regierungsform in seine Staaten einführen; er würde sich mit der exekutiven Gewalt begnügen, und würde ein wirklicher König seyn: welcher, wenn man auf den Ursprung der Nationen zurückgehet, nur ein Regisseur ist. Er könnte in Italien das wirkliche römische Reich wiederherstellen, weil in diesen Gegenden keine Macht vorhanden ist, die ihm widerstehen könnte, besonders wenn er, nach dem Beispiele der alten Römer, die überwundnen Völker dem Gesetze unterwürfe, welches er bei sich eingeführt, und welches allein über seine Mitbürger herrschet, deren Mandatarius er nur seyn würde. Dieses wäre die schönste Revolution, die der wenigsten Veränderung unterworfen seyn würde, weil allgemeine Uebereinkunft sie bewirkt hätte,

und weil derjenige, der sie unternahm, sich nur der Gewalt des Despotismus bedient hätte, ihn auf immer zu vernichten.

Allein wenn man nun bei einem Könige von Neapel die Energie meines Reformators voraussetzt, ohne ihm hinreichende Größe, nach dem wahren Heroismus zu streben, beizumessen, dem Heroismus, nach welchem er seinen Völkern ihre ursprüngliche Freiheit wiedergeben würde; wenn dieser Monarch sich nicht für verbunden achtete, sich des Schicksals des übrigen Italiens anzunehmen, so könnte er doch wenigstens durch die Mittel, welche ich angegeben habe, sein Königreich blühend machen, dadurch daß er seine Unterthanen von den Eingriffen des Ministerial- und Pfaffendespotismus, dem ärgsten von allen, befreiete.

Seelenstärke, Liebe zur Tugend, haben ihre verschiednen Grade. Eine wahrhaft starke Seele bildet nur große Entwürfe, und führt sie Trotz der Hindernisse, die ihr entgegen stehen, aus. Ein Fürst, dessen Seele groß genug für diesen Heroismus wäre, würde ohne Zweifel die Ehre, Italien frei gemacht zu haben, dem traurigen und gefährlichen Vortheile, der Despote beider Sizilien zu seyn, vorziehen, einen Reiches, das in Unwissenheit und Trägheit schlummert; aber sein Erwachen würde das Erwachen eines Tygers seyn, wenn ein neue-

rer Mazaniello es übernähme, seiner Wuth die Richtung zu geben.

Aber, wie ich gesagt habe, wenn ein König von Neapel sich auch nur darauf einschränkte, das Glück seiner Unterthanen zu befördern, die Königswürde, und die Attribute derselben, welche mit der individuellen Freiheit nicht unvereinbar sind, beibehielte, so könnte er dennoch das große Werk einer innern Revolution leicht zu Stande bringen. Nur ein fester Wille, und eine Zusammenstellung der Umstände gehörte dazu, welche die Herrschaft der Philosophie sehr erleichtern; die gegenwärtige Folgsamkeit der Neapolitaner würde allen zu gefährlichen Erschütterungen vorbeugen, und man kann sagen, daß hier Ehre ohne Gefahr zu erwerben wäre.

Wenn es möglich wäre, daß ein Beherrscher der beiden Sizilien eines von den beiden Projekten, welche ich dem Leser so eben vorgelegt habe, annähme, so müßte er, welches auch seine Absicht seyn möchte, mit einem Schlage alle Mißbräuche treffen. Eine allmählige Reform würde bei einem so übertrieben abergläubischen Volke nicht gelingen; denn es betrachtet seine Priester, insonderheit aber die Mönche, als seine irdischen Engel, die ihm den Himmel aufschließen. Wie groß die Erstarrung auch wäre, worinn die Ab-

schaffung der Hierarchie das Volk versenken müßte, so würde es doch bald einsehen lernen, daß sein Souvrain ihm ein dauerhaftes Glück zu gründen sich bestrebe; und es wurde aus allen Kräften mit zur Vollendung des Entwurfes arbeiten.

Es giebt in der ganzen Welt kein bekanntes Land, wo die Verbesserung der Geistlichkeit, sowohl Welt = als Ordensgeistlichkeit, so nothwendig geworden ist, als in dem neapolitanischen Staate. Zwei und zwanzig Erzbißthümer, hundert sechszehn Bißthümer, deren Inhaber das Mark des Volks verzehren, sind ein empörender Aufwand. Ich habe anderswo von der großen Menge Mönche aller Farben gesprochen, von welchen dieses Königreich wimmelt; allein genauere Erkundigungen hierüber setzen mich in den Stand, dem Leser eine sehr genaue Liste der Individuen vorzulegen, welche von Amtswegen den verhaßten Beruf haben, den gesunden Menschenverstand dieses einfältigen und leichtgläubigen Volks zu verfinstern.

Das Königreich Neapel allein ernährt:

Erzbischöfe	22
Bischöfe	116
Weltpriester	50,313
Mönche von allen Farben	31,214
Nonnen	23,319
Die Zahl der dem Staate zur Last fallenden Personen ist also	104,984

Sizilien ist in dieser Berechnung nicht mit einbegriffen. Ich werde an einem andern Orte Gelegenheit haben, die Anzahl seiner Blutigel anzugeben.

Ich bin dreimal in Neapel gewesen, einmal in Sorrento, ein andermal in Pestum, ein drittesmal in Foggio und in Lecce; und ich kann beschwören, daß ich auf allen Wegen, in den Städten, auf den Dörfern, kurz alles allerwegen voll Mönche und Priester gefunden habe; überall habe ich Nonnenklöster gesehen, wo eine Menge Opfer des Aberglaubens, oder des Geizes lebendig begraben sind, ohne daß ihre Klagen an ihre Verwandte gelangen könnten, und an Eltern, die der Fanatismus grausam macht, oder welche die strafbare Absicht hatten, sich der Töchter zu entledigen, um etwa einen Sohn zu Reichthum und Größe erziehen zu können.

Es giebt Klöster von beiden Geschlechtern, die außerordentlich reich sind. Würde dieser Reichthum nicht besser angewendet seyn, wenn davon Kollegien in den Städten, und Normalschulen auf dem Lande gestiftet würden? denn daran fehlt es in Neapel beinahe allenthalben. Selten trift man einen Menschen von gemeinen Manne, der die Buchstaben kennt; und man erinnere sich, was ich hierüber vom der schlechten Erziehung gesagt habe, welche man, selbst mitten in der Hauptstadt, den angesehensten Personen giebt. Was könnte ein kluger Fürst in diesem Staate nicht alles wirken! Wie leicht wäre es, die Neapolitaner glücklich von innen, und geachtet von außen, zu machen! Und wie mächtig könnte der Monarch, der sich damit beschäftigte, seyn, wenn er bloß durch die Gesetze regierte!

Die Einkünfte des Königs von Neapel.

Ich habe den Quell der Summen angegeben, welche in den königlichen Schatz, oder vielmehr in den Ministerialschlund fließen. Jetzt will ich anzeigen, wie hoch sich diese Summen belaufen, und wozu sie gebraucht werden.

Der Territorialimpost wirft gegen zwei Mil-

lionen Silber = Dukati ab. Die Art, ihn zu heben, macht ihn dem Ackerbau höchst schädlich, statt ihn empor zu bringen. Und warum? Weil diese Abgabe nicht, oder doch nur sehr wenig, die reichen Eigenthümer trift; sondern mehrentheils auf das Eigenthum der ärmsten Klasse, den Landmann, und gar nicht mit auf die Geistlichkeit fällt. Diesem Uebel abzuhelfen, würde ein gut eingerichtetes allgemeines Katastrum hinreichen, wodurch die königlichen Einkünfte um den dritten Theil erhöhet würden, ohne daß irgend ein einzelner sich über Bedrükkung beschweren könnte.

Der Fremde, der sich nur kurze Zeit in Neapel aufhält, muß glauben, wenn er die Pracht, die dort herrschet, siehet, den großen Ton des Hofes, die Pracht der Gemächer, die Menge Leibwachen, die Officianten, welche den äußern und innern Dienst bei der königlichen Familie haben; dieser Fremde muß allerdings glauben, Ferdinand habe wenigstens hundert Millionen jährlicher Einkünfte. Allein er würde sehr irren; denn seine Einkünfte in allem betragen nur zwölf Millionen, acht hundert tausend Dukaten neapolitanisch Geld, welches nach französischem Fuße sieben und funfzig Millionen ausmacht.

Da ein Theil dieser Summe zur Liquidirung der Interessen der Staatsschulden ange-

wendet wird, so muß man also die Hälfte, als zu dieser Absicht bestimmt, abrechnen. Von dem Uebrigen muß man gewisse Veräußerungen abnehmen, welche zu Gunsten verschiedener Adlichen und andrer gemacht sind; welches nicht unbeträchtlich ist, so daß dem Könige nur noch sieben Millionen Dukaten übrig bleiben.

Dieses für einen König mäßige Einkommen würde indeß wohl zu den gewöhnlichen Ausgaben hinreichen, wenn es mit Treue und Klugheit verwaltet würde. Da aber in diesem Reiche, so wie in vielen andern, die unordentliche Verschwendung aufs höchste gestiegen ist, so trägt es sich zu, daß die Kapitalien selbst von denjenigen, welchen die Ausgaben aufgetragen sind, verschleudert werden. Die Chefs der verschiednen Departementer verstehen sich unter einander in der Art, daß sie im Fall einer Untersuchung einer den andern decken würden; allein für die Untersuchung sind sie bei einem Könige sicher, der gesunden Verstand genug hat, das Daseyn des Uebels zu fühlen, aber weder Muth noch Standhaftigkeit genug besitzt, es abzustellen. Die Unordnung nimmt zu, das Uebel frißt weiter, die Wunde wird größer; Ferdinand schlummert am Rande des Abgrundes.

Anwendung der Summen, welche in die königlichen Kassen kommen, und die, wie gesagt, auf sieben Millionen Dukaten betragen.

Für die Landtruppen, bestehend in Kavallerie, Infanterie und Artillerie	3,500,000 Dukat.
Zum Unterhalt der Marine	1,000,000 —
Bestallung der Magistratspersonen von allen Graden	100,000 —
Emolumente der Minister, und ihrer Unterbedienten	150,000 —
Zur Unterhaltung der Festungen und andrer öffentlichen Gebäude	200,000 —
Pensionen	200,000 —
Summa	5,150,000 Dukat.

Nach dieser Berechnung bleiben noch achtzehn hundert tausend Dukaten Bestand in der Kasse, welche der König für seine Hofhaltung, so wie für die Hofhaltung der Königinn, und der übrigen königlichen Familie anwenden kann; allein diese Summe, welche für den großen Friedrich mehr als zureichend gewesen wäre, kann es nicht für Fürsten seyn, die keinen Begriff von Oekonomie haben, und die sich nicht die Mühe geben zu überlegen, wie viel

Schweiß und Thränen sie denjenigen vielleicht kostet, welche sie haben herbeischaffen müssen.

Es giebt kein Jahr, daß die Phantasieausgaben nicht auf fünf bis sechs hundert tausend Dukaten betrügen; zuweilen sind sie über eine Million gegangen. Die Königinn ist mehr verschwenderisch als großmüthig, giebt nur ihren Lieblingen und ihren Frauenzimmern. Diese verschwenderischen Weibsbilder bezahlen dann auch wieder ihre Liebhaber; und wenn es ihnen an Mitteln fehlt, ihre ungeheuren Ausgaben zu bestreiten, gebrauchen sie neue Ränke bei der Königinn. Irgend eine neue, anziehende, wollüstige Scene beseelt Ihre Majestät aufs neue, berauscht sie mit Vergnügen, und das wird denn benutzt, ungeheure Summen zu erhalten, die nicht besser als die vorigen angewendet werden. Auch den Akton wissen sie zu fangen. Sich im Ministerio zu erhalten, nimmt er aus der Marinekasse, oder von der der Ankündigungen die außerordentlichen Summen, deren die Königinn bedarf. Diese Dienstleistungen, welche jährlich wiederholt werden müssen, befestigen ihre Vertraulichkeit, und setzen immer ein neues Glied der Kette der leidenden Neapolitaner an.

Was den König betrift, so wären seine persönlichen Ausgaben mäßig genug, kostete nicht die Jagd so sehr viel. Er ist weniger verschwendrisch als großmüthig, und nicht so großmüthig als wohlthätig, und weiß zur rechten Zeit zu geben. Allein seine so kostspieligen Jagden nehmen einen Theil seiner Einkünfte weg. Freilich weiß er es nicht, weil seine Gemahlinn und sein Minister ihm sehr sorgfältig die wahre Beschaffenheit dieser Ausgabe verbergen, und nur drei hundert und funfzig tausend Dukaten in Rechnung bringen lassen, da sich doch die außerordentlichen Ausgaben allein schon so hoch belaufen. Diese Behutsamkeit macht mehr dem Herzen als dem Scharfsinne des Monarchen Ehre. Dem sey ihm wie ihm wolle, weit entfernt, ihm die Gefahr dieser bis zum Unsinne getriebnen Leidenschaft zu zeigen, ist man nur immer geschäftig, die Binde wieder vor seinen Augen zu befestigeu, welche seine zu schwache Vernunft zuweilen versucht aufzuheben; er wird betäubt, damit er gegen weit verdammlichere Ausschweifungen blind seyn möge.

Nun ist es aber, nach der angeführten Berechnung, sehr ausgemacht, daß die achtzehn hundert tausend Dukaten, welche zum Unterhalte des Königs und seiner Familie ausgesetzt sind, mehrentheils für heimliche und unnütze Dinge verschwendet werden, und daß ein neuer

Fond ausgemittelt werden muß, die wirklichen und nothwendigen zu bestreiten. Seit einigen Jahren hat man seine Zuflucht zu Anlehen genommen, welche, indem sie den Staat beschweren, die vorgesetzte Absicht nicht erfüllt haben, und sie auch nie erfüllen werden, weil, da die Ausgabe die jährliche Einnahme bei weitem übersteigt, das Deficit verhältnißmäßig sich vermehren muß. Ohne die Schulden ganz genau angeben und bestimmen zu können, so glaube ich nicht zu irren, wenn ich sage, daß seit funfzehn Jahren die Nationallast dadurch ohngefähr um fünf Millionen Dukaten neapolitanisch Geld erhöhet worden ist.

Dieses Deficit kommt durchaus allein auf Marien Karolinens Rechnung. Es ist außer allem Zweifel, daß, wenn das Schicksal Ferdinanden eine edle Gattinn zugetheilt hätte, er besser auf sich selbst Achtung gegeben, und sich nichts erlaubt haben würde, was den Wohlstand seiner Völker beeinträchtiget hätte. Man kann denken, daß, wenn die Königinn und der Minister Akton die größte Vorsicht anwenden, dem Könige den Betrag seiner eignen Ausgaben nicht wissen zu lassen, sie nichts unterlassen werden, ihm die der Königinn, der er ein Maximum bestimmt hat, zu verheimlichen. Er glaubt, daß sie höchstens die ihr ausgesetzte Summe um hundert und funfzig tausend Du-

katen überschreitet. Nie hat er erfahren, daß es über diese Summe gehet.

So viel Wahres auch in dieser Berechnung seyn mag, und obschon die Finanzen des Königs von Neapel verschwendet werden, ehe sie noch in seine Verwahrung kommen, so würde es doch leicht seyn, den Schaden gut zu machen, weil es in Europa kein Königreich giebt, welches so in Absicht der Bevölkerung als seiner Größe eine solche Masse von Hülfsquellen darböte, als die sind, die hier zu benutzen wären.

Man gebe den beiden Sizilien einen Beherrscher, der zur rechten Zeit zu wollen wisse, der Standhaftigkeit mit gesundem Verstande verbände, der die Oekonomie verstände; und er wird bald, mit freiwilliger Zustimmung seines Volks, der reichste Potentat in Europa seyn. Die Erfahrung ist die sicherste Leitschnur, welche der Mensch hat; durch sie kommt er zur Erkenntniß seiner Fehler; durch sie ist er im Stande, sie wieder gut zu machen. Der Hof zu Neapel, der seit langer Zeit Fehler mit Fehlern, Thorheit mit Thorheit häuft, kann einst aus dem trüben Schlummer erwachen, der alle seine geistigen Theile lähmt; dann wird er fühlen, daß die Erfüllung seiner Pflicht sein eignes Interesse ist; und vielleicht leuchtet ihm dann aus der Tiefe des Abgrundes, wo er sich

versunken sehen wird, die Fackel, die ihm der Wahrheit auf die Spur führen wird.

Obschon durch einen Zusammenfluß physischer und moralischer Ursachen die sizilianische Monarchie sich noch einige Jahre in dem Zustande von Schwäche, worin Marien Karolinens Regierung sie gestürzt hat, hinschleppen kann, und obschon es vielleicht sogar nothwendig ist, daß das Uebel tiefer einfresse, um recht fühlbar zu werden; so würde ich dieser Königinn doch rathen, sich an ihrer Schwester Antoinettens schrecklichem Beispiele zu spiegeln.

So unwissend und roh die Neapolitaner auch sind, werden sie doch gewahr, daß sie schlecht regiert werden; sie wissen, daß die gänzlich vernachlässigten Provinzen weder Gerichtshöfe noch Erziehungsanstalten haben; sie sagen es, und wiederholen es ohne Unterlaß. Ich habe diese unglücklichen Einwohner sich oft bitter über das Feudalsystem beklagen hören, so wie über die Verachtung, welche ihnen die Regierung dadurch bezeigt, daß sie vernachlässigt, ihnen Schulen und Universitäten zu verschaffen. In der That haben auch hierin die Hauptstädte der Provinzen keinen Vorzug vor dem geringsten Dorfe. Der Mangel der Gerichtshöfe nöthigt sie wohl, von dem äußersten Ende von Otranto bis Neapel zu reisen, um Streitigkeiten, die oft lokal sind, zu schlichten.

Diese Klagen, die man sich nicht die Mühe giebt abzustellen, gähren im Stillen, vermehren sich, breiten sich aus, und können das Volk aufbringen, welches, da es anfängt von der Revolution in Frankreich zu hören, wohl ein solches Beispiel nachahmen könnte. Nachahmen! o, ganz gewiß würde es die Franzosen übertreffen, weil es aus Unwissenheit die Gränze, welche es seines eignen Vortheils wegen nicht überschreiten müßte, nicht bemerken würde. Wo würde dann der Zaum seyn, der Menschen bändigen könnte, die, ohne ihre Pflichten zu kennen, ihre natürlichen Rechte einzusehen anfiengen! Bourbon, Oestreich! denket doch nach! bebt, und beugt eurem Untergange vor!

Die Landtruppen.

Ob mein letzter Aufenthalt in Neapel schon sehr kurz war, habe ich doch der Lust nicht widerstehen können, mich nach den Veränderungen zu erkundigen, welche der Reformator, Baron Salis, vorgenommen hatte, die neapolitanischen Truppen zu verbessern, und ihnen einen Begriff von deutscher Taktik zu geben. Ich habe auch in der That bemerkt, daß die Soldaten ein kriegerischer Ansehen hatten, daß sie besser marschirten, und beinahe exerciren konnten.

Ehe ich der wesentlichen Veränderungen mit diesen Truppen erwähne, will ich von den Schweizerregimentern reden, welche, als ich das erstemal in Neapel war, noch existirten. Diese Regimenter gehörten nicht den Kantons. Sie bestanden aus Schweizern, Graubündern, und Unterthanen der verschiednen mit der Schweiz alliirten Republiken.

Dieser helvetische Mischmasch machte 1781 ein aus vier Regimentern bestehendes Korps aus. Das erste hieß die Schweizergarden; es hat die Dienste derselben bis zur allgemeinen Reform gethan. Es bestand aus zwölf Füselier- und zwei Grenadierkompagnien, welche vierzehn hundert Mann ausmachten. Die drei andern Regimenter hatten nur acht Kompagnien, wovon zwei aus Grenadieren bestanden; aber da sie stärker waren, so machte es tausend Mann aus. Die Besitzer dieser Regimenter waren M. M. Tschudy, M. M. Wirtz und Sauck, alle Brigadiers.

Gegenwärtig besteht die neapolitanische Armee aus zwanzig Regimentern Infanterie, davon sechszehn Veterani sind. Man hat diesen Nahmen den Nationalregimentern, dem albanischen und dem irrländischen gegeben. Obgleich letztre fremde sind, werden sie den nationalen gleich behandelt, da die Gleichheit

die Basis ist, worauf die vom Baron Salis ausgeführte Reform beruhet.

An die Stelle der Schweizerregimenter sind vier ausländische Regimenter gesetzt worden.

Die Sizilianische Infanterie ist ganz nach der östreichschen umgemodelt worden; nur mit dem Unterschiede, daß die Bataillone nicht aus so viel Kompagnien, und die Kompagnien nicht aus so viel Mann bestehen.

Jedes Infanterieregiment besteht, so wie in Oestreich, aus zweien Feld- und einem Garnisonbataillon; aber jedes Bataillon hat statt sechs, nur vier, und das Garnisonbataillon nur zwei Kompagnien. Letzteres muß immer funfzig Mann der Landmiliz exerciren, auf den Nothfall zu dienen, so oft es gefordert wird.

Auch hat jedes Regiment zwei Grenadierkompagnien, die zu den zweien Feldbataillonen gehören.

Eine sizilianische Kompagnie ist nicht halb so stark als eine östreichische. Sie besteht aus neunzig Mann zu Friedenszeiten, den Staab mit eingerechnet; zu Kriegszeiten soll sie bis auf hundert und vierzig Mann vermehrt werden. Die Grenadierkompagnien sind neun und achtzig Mann stark, und sollen zu Kriegszeiten aus hundert neunzehn Mann mit den Offizieren bestehen.

Die Kavallerie besteht aus acht Regimen-

tern, und jedes Regiment aus vier Eskadronen, wovon ein halbes zur Reserve bestimmt ist. Also hat ein Kavallerieregiment sechs hundert und vierzig Gemeine und einen Oberstaab, der nicht in diese Zahl mit einbegriffen ist.

Infanterie und Kavallerie machen zusammen ein Korps von sechs und zwanzig tausend und sechs hundert Mann aus. Die Artillerie ist in drei Bataillone abgetheilt, welches im Ganzen neun und zwanzig tausend Mann ausmacht.

Dieses übersteigt noch keinesweges die Macht des Königs von Neapel; da seine physische Lage ihn aber nicht der Plage des Krieges aussetzt, und sein geringer Einfluß ihn nicht zwingt, sich in die politischen Zänkereien der europäischen Kabinette zu mischen, so könnte er sich wenigstens den Sold von zehn tausend Mann ersparen. Die Küsten zu besetzen bedarf es nicht so vieler Truppen. Zwei Drittheil wären genug, wären hinreichend, sich die barbarischen Mächte abzuhalten, bis andre zurückdrängende Mittel ersonnen und ausgeführt würden.

Diese Thorheit gehört ganz auf Marien Karolinens Rechnung. Sie ist es, die ihren schwachen Gemahl zu dieser lächerlichen Ausgabe verleitet hat, die des Helden des Cervantes würdig wäre. Ist es nicht lächerlich, eine Ar-

mee in einem Staate auf den Beinen zu sehen, dessen Nachbar zu Lande der Papst ist? Weiß man denn nicht, daß nach der gegenwärtigen Ordnung der Dinge keine Macht feindselige Absichten auf Sizilien hat?

Von dem allem hat Marie Karoline nichts überlegt. Sie hatte bloß darauf gedacht, sich ein schwaches Abbild der Macht ihres Hauses vor Augen zu stellen; ein Bild, welches ihr darstellen sollte, was damals ihr geliebter Bruder in der politischen Welt war. Sie berechnete aber nicht dabei, daß die Verschiedenheit der Mittel und der Lage stets auf politische Einrichtungen, die man sich zu machen vorsetzt, Einfluß haben müssen. Es ist indeß wahrscheinlich, daß die Hoffnung, Nutzen von diesen Veränderungen zu haben, indem diese Truppen unter der Oberaufsicht des Ministers Akton gestellt wurden, auf ihren Plan mit eingewirkt habe. Er zahlet ihnen ihren Sold, und man kann versichern, daß statt Oekonomie Verschwendung dabei herrscht, und daß beide interessirte Partheien den unrechtmäßigen Gewinnst theilen.

Der Vorzug des östreichschen Plans besteht in der Oekonomie. Die östreichschen Regimenter bestehen aus vier tausend Mann, und jede Kompagnie aus zwei hundert; daraus folgt denn, daß der immer kostspielige Oberstaab bei-

nahe bis auf die Hälfte vereinfacht ist. Da aber die Königinn von Neapel nicht aus wahrhaften ökonomischen Absichten diese Reform wünschte, so sind die Regimenter und Kompagnien vervielfacht worden, und der Oberstaab ist beträchtlich. Dieses unnatürliche östreichsche System — unnatürlich, weil die Hauptabsicht, um derentwillen es angenommen ist, hier gänzlich verfehlt wurde, ist also sichtlich nur das Resultat einer unnützen Prachtliebe, und Befriedigung der Habsucht einer Königinn, welche dieses Nahmens ganz unwürdig ist, und eines Ministers, der allgemein verabscheuet wird.

Ferdinand IV., der die Absichten seiner Gemahlinn nicht einsah, hat sich durch sie hinreißen lassen; und in seiner Apathie ist es möglich, und sogar wahrscheinlich, daß er diese Reform für die glorwürdigste Begebenheit seiner Regierung hält. Diese Armee, welche man die schöne unnütze nennen könnte, hat eine große Menge Generale, deren kein einziger die erforderlichen Kenntnisse hat, ein Korps von drei tausend Mann zur gehörigen Zeit in Bewegung zu setzen; allein in Ermanglung der Kenntnisse haben sie sehr beträchtliche Gehalte; und das ists, wenn ich nicht irre, warum sie sich am meisten bekümmern.

Diese Bemerkungen entstanden zur Zeit der

Bildung dieser Armee. Aber haben denn wohl Personen, die Klugheit mit Erfahrung verbinden, Zutritt bei der Königinn und dem Minister Akton, deren unablässige Sorge dahin gehet, jeden abzuhalten, der dem Könige über sein wahres Interesse die Augen öffnen könnte? Ein Theil von den Neapolitanern, welche von Privatbeweggründen geleitet wurden, haben aus Liebe zum Neuen diesem Plane ihren Beifall gegeben; und so glaubte Ferdinand sein Volk befriedigt zu haben.

Ich weiß auch, daß die Königinn den Entwurf hatte, ein Lager bei der Hauptstadt anzustellen, wo die deutschen Manövres, welche man die sizilianischen Truppen gelehrt hatte, in Ausübung gebracht werden sollten. Ich weiß nicht, ob Ferdinand es zugegeben haben würde. Man kann indeß immer voraussetzen, daß er nicht Muth gehabt haben würde, seine Einwilligung zu versagen. Das ist denn doch noch ein Mittel mehr, die Ausgaben zu erhöhen, und im Trüben zu fischen.

Die Marine.

Es geschieht oft, daß die Algierer Prisen von den Neapolitanern machen. Ich will ein Beispiel hiervon erzählen. Als ich in Neapel war, verfolgten diese Seeräuber zwei genuesi-

sche und ein neapolitanisches Fahrzeug bis auf die Höhe von Sizilien, und bemächtigten sich derselben beinahe im Angesichte der Hauptstadt, deren Hafen voller Kriegsschiffe, deren Zeughäuser voller Artillerie sind, und dessen Garnison von einer furchtbaren Land- und Seemacht zu zeigen scheint.

Was beweisen denn also diese wiederholten Beleidigungen, die man duldet, ohne zu versuchen, sie zurück zu treiben, oder sie zu rächen? Das beweist, daß Akton Minister, General, und wer weiß noch was alles mehr, unwürdig aller der Bedienungen die er an sich gerissen hat, ist, auch sogar die ersten Elemente der Marine und Politik nicht einmal inne hat.

Er allein hat die Oberaufsicht einer Armee, und versteht nichts von Finanzverwaltung, kennt Oekonomie nur dem Nahmen nach, setzt sein eigenes Interesse an das Interesse des Staates den er regiert, hat einzig nur Talente, die neue Messaline zu amüsiren, und seinen Geldkasten auf Kosten des Monarchen zu füllen, den er tagtäglich betrügen hilft, und auf Unkosten von acht Millionen Dummköpfe, die wohl seufzen, sich mitunter beklagen, und doch nicht aufzustehen wagen, den Lauf so vieler Ungerechtigkeiten zu hemmen.

Akton läßt sich, wie ich schon gesagt habe, gänzlich von Unterbeamten lenken, welche seine

politische Richtigkeit wohl einsehen, und ihren Vortheil dabei haben. Sie verkaufen seine Gunst dem Meistbiethenden, und besorgen nicht daß er es gewahr werde. Da sie ungestraft zu bleiben sicher sind, und sicher sind, daß ihr Patron nicht von der Königinn, deren Schande er nährt, verstoßen werden wird, erlauben sie sich alle Arten von Bedrückungen, die ihnen nur Geld einbringen können.

Wenn man sich wundert, daß ein Mann wie Akton sich in einem Posten erhält, zu welchem er sich — Schelmerei bei Seite — nicht schickt; so erinnere man sich nur, daß er eine Kreatur der Königinn, daß er ihr Liebhaber, ihr Vertrauter ist, und mit ihr den Raub der unglücklichen Unterthanen Ferdinands theilet.

Ich habe die königliche Marine gesehen, habe die Schiffe, woraus sie besteht, untersucht; sie sind in sehr gutem Stande, und in mehr als zureichender Anzahl, um der neapolitanischen Flagge Respekt zu verschaffen. Acht Linienschiffe zu zwei und siebenzig Kanonen, zwei zu sechszig, und acht Fregatten, schienen nur auf den Befehl, die Anker zu lichten, zu warten; aber in der That fehlte es ihnen doch an Artillerie und an Matrosen.

Diese auf den ersten Anblick imposante Macht hat noch nie den Feinden des Staats imponirt, welche die Erfahrung lehrt, daß sie

nur

nur zur Schau da ist. Zwei Brigantinen waren das einzige, was man den Korsaren entgegen zu setzen hatte. Als ich das erstemal in Neapel war, sah man in dessen Hafen Chebecken, Gallioten, alles Fahrzeuge, mit welchen man sehr gut Jagd auf die Seeräuber machen kann. Die einen waren ohne Artillerie, die andern auseinander genommen, und bestimmt zerstückelt zu werden; auch ist es nachher wirklich geschehen.

Die Menge der Schiffe macht noch nicht die Furchtbarkeit einer Seemacht aus. Auf den Anschein muß man nicht die Seemacht des Königs von Neapel beurtheilen, welche nur in dem Kopfe des Ministers, der ihr Schöpfer zu seyn sich einbildet, existirt.

Sechs hundert Matrosen, fünf hundert Kanoniere, und zwei tausend Soldaten, das ists, woraus diese so gerühmte Marine besteht.

Die Anhänger des Ministers geben sich alle Mühe, sein Versehen in Ansehung der Ausrüstung der Schiffe zu bemänteln, indem sie sagen, es hätte Geld dazu gefehlt, und die Finanzen des Königs wären nicht stark genug, die nothwendigen Kosten der Ausrüstung dieser Schiffe zu bestreiten, endlich, lieferte das Königreich auch nicht hinreichend Matrosen.

Indem sie so sprechen, vergessen sie aber, daß es die erste Pflicht eines Ministers ist, die Ausgabe nach der Einnahme zu berechnen, und um so mehr, wenn nicht dringende und unvorhergesehene Umstände ihn nöthigen, den vorgeschriebnen Kreis der Ausgaben zu überschreiten. Sie vergessen, daß Schiffe bauen, ohne gewisse Aussicht, sie gehörig bemannen zu können, unnütze Verschwendung solcher Summen ist, die mit Nutzen anderswo hätten angewendet werden können. Endlich scheinen sie auch nicht zu wissen, daß die von Ferdinand festgesetzte Summe zum Unterhalte der Marine, die man ihn wollte haben lassen, sich auf eine und eine halbe Million Dukaten beläuft, welches nach französischem Fuße sechs Millionen, sieben hundert und funfzig tausend Livres ist. Nun weiß man aber, daß alle Mächte, die gezwungen sind, eine Marine zu unterhalten, mit sechs Millionen, zehntausend Mann an Matrosen, Kanonieren, Soldaten u. s. w. zu besolden, reichen. Der König von Neapel hat deren nur drei tausend ein hundert. Wie kann also der Mangel an Gelde vorgeschützt werden, wenn zwei Drittheil mehr Geld als Mannschaft vorhanden ist? Das ist nicht schwer zu errathen. Die Einfälle der Königinn, des Akton, und seiner Schmeichler u. s. w. nehmen, und mehr noch als das, die übrigen

sechs Millionen weg; und Ferdinand glaubt blindlings, was sie ihm vorsagen.

Den Zauber, womit sie diesen König umgeben, zu verstärken, läßt Akton beständig Schiffe bauen, deren Bestimmung es ist, am Ufer zu verfaulen; und das ist eine Sache, die ihre zwei Millionen kostet, und es kostet wenigstens eben so viel, die Hand voll Leute zu unterhalten, denen man den vielsagenden Nahmen Seearmee gegeben hat; die übrigen drei Millionen werden ganz natürlich ein Raub der königlichen und ministertellen Blutigel.

Es ist ganz falsch, daß in beiden Sizilien nicht Leute genug zur Bemannung der königlichen Marine aufgebracht werden könnten. Die genauesten Erkundigungen haben mich in den Stand gesetzt, versichern zu können, daß ein und funfzig tausend Mann im Dienste der Kauffartheiflotte sind. Es giebt hier sehr wenig große Kauffartheischiffe, weil die meisten, zum Transporte der Kaufmannsgüter bestimmten Fahrzeuge, Polakren von hundert funfzig Tonnen sind. An Menschen fehlt es also nicht. Ueberdem sind sie weder schwach noch feige, wie einige Schriftsteller dies behauptet haben. Ich betheure, daß ich in keinem Lande besser gestaltete Menschen gesehen habe, als die sizilianischen Matrosen. Sich davon zu überzeugen, darf man nur in das Viertel Chiaja gehen,

welches beinahe nur von Fischern bewohnt wird. Dort sieht man Menschen von dem stärksten Baue, welche die Natur zum Seeleben bestimmt zu haben scheint. In diesem Viertheil laufen die Kinder beiderlei Geschlechts ganz nackend bis in ihr sechszehntes und siebenzehntes Jahr umher. Sie haben in ihrer Bildung alles das Ebenmaaß, welches zur ächten Schönheit erfordert wird. Diese unanständige Gewohnheit beweiset wenigstens, daß das Menschengeschlecht in Sizilien nicht ausgeartet ist, und daß die starke Leibesbeschaffenheit beider Geschlechter keinen Begriff von Schwäche bei Leuten, die von ihrer Kindheit an die harte Lebensart der Seeleute gewöhnt sind, zuläßt.

In der That auch sind die sizilianischen Matrosen thätig, folgsam, arbeitsam und sehr mäßig. (Die ganze Nation ist es). Sie werden von Kindheit an zu schwerer Arbeit gewöhnt, führen eine harte Lebensart, und sind gewohnt alles zu entbehren, was nicht zu den ersten Lebensbedürfnissen gehört. Also ist es wohl erwiesen, daß dem Minister Akton nicht Menschen fehlen, wohl aber der Wille ihm fehlt, sie zu gebrauchen, weil er sie besolden müßte.

Es genügt mir nicht, bewiesen zu haben, daß die königliche Marine, wenn sie andern Händen anvertrauet wäre, wirklich ansehlich werden könnte; nun will ich auch untersuchen, ob der

Fuß, auf welchen der Minister Akton sie eingerichtet hat, dem Staate angemessen ist, der sich ihrer bedienen soll.

Die beiden Sizilien sind, wie ich schon oben gesagt habe, ihrer Lage nach nicht verbunden, sich in die Händel der übrigen europäischen Mächte zu mischen. Von der Landseite ist der Kirchenstaat ihr Nachbar, dessen physische und politische Unbedeutsamkeit keine Besorgnisse erregen kann; wozu also eine Marine? Von der Meerseite haben die benachbarten Mächte nicht Kraft genug, eine Landung zu wagen; wozu also eine Marine? Beinahe isolirt, und weder Ursache vorhanden, Spanien oder Frankreich zu fürchten, noch Holland, noch die nordischen Mächte; wozu, noch einmal, wozu dient, und kann eine Marine dienen?

Nach diesen Betrachtungen wird man sich vielleicht vorstellen, ich wolle damit behaupten, diese Ausgabe sey für den König von Neapel ganz vergeblich. Nein, das denke ich nicht. Ich mißbillige bloß das augenscheinlich Unnütze, und bin weit entfernt, dafür zu halten, Sizilien müsse den natürlichen Vortheilen seiner Lage entsagen. Diese Nation muß eine Marine haben, aber das, was ich eine aktive Marine nenne, die seinen Handel schützen, und seine natürlichen Feinde abhalten könnte; und das hat es gerade nicht, weil die unförmliche

Schöpfung, aus Aktons Raubsucht entsprungen, im Wesentlichen nur ein todter Götze ist, und Ferdinand vielleicht der einzige ist, der an dessen Wirklichkeit glaubt.

Der König von Neapel hat keine andere Feinde als die Barbarischen Mächte, und gegen diese, und ihre Ueberfälle, sollte er allerdings eine Marine haben. Die Küsten seines Königreiches sollten immer im Vertheidigungszustande seyn, daß seine Häfen keinen Angriffen ausgesetzt wären, der Handel sicher sey; welches alles, ohne diese Vorsicht, nicht statt findet. Es ist also unumgänglich nothwendig, dafür zu sorgen, damit das Meer von diesen Seeschmarotzern gereinigt, und sie wenigstens gezwungen würden, die sizilianische Flagge zu respektiren. Diese Absicht kann aber nur mit ganz leichten Fahrzeugen erreicht werden, mit guten Seglern, die nicht tief Fahrwasser brauchen, weil, jemehr man sich den afrikanischen Küsten nähert, je seichter das Wasser wird.

Akton hätte sich erinnern sollen, ehe er die Schiffe mit hohem Bord erbauen ließ, daß er seine erste Erhöhung den toskanesischen Fregatten mit niederm Bord, die er bei der Affaire von Algier kommandirte, zu verdanken hat. Er kam wirklich den algierischen Küsten so nahe, daß er ihnen die spanischen Gefangenen

wieder abnahm, welches die großen Kriegsschiffe dieser Nation nicht vermocht hatten, weil sie zu viel Wasser brauchten, und aus Furcht zu scheitern sich nicht nahe genug heranwagten, ihre Landsleute zu retten. Dieses, welches bloß der Leichtigkeit der toskanesischen Fahrzeuge zuzuschreiben war, erwarb dem Akton die Achtung der fremden Nationen, und zugleich die Ehre nach Neapel berufen zu werden. Wie ist es wohl möglich, daß dieser Mann, dessen Eitelkeit mit dem Zuwachse seiner Macht Schritt hält, vergessen kann, daß ein König von Neapel nur leichte Fahrzeuge haben muß, weil die flachen feindlichen Fahrzeuge den Schiffen mit hohem Bord unerreichbar sind.

Ich bin weit entfernt, den König von Neapel zu tadeln, daß er zur Bildung seiner Marine einen hinreichenden Fond angewiesen habe; ich wollte nur, daß diese Summe wirklich dazu diente, sie auf eine den Umständen angemessene Art zu unterhalten. Fregatten von 18 bis 30 Kanonen, Chebecken, Galeeren und Halbgaleeren, Pinken, bewafnete Tartanen, Bombardiergallioten, womit die barbarischen Städte so oft begrüßt werden müßten, als sie es sich unterfangen, die sizilianischen Küsten oder Schiffe anzugreifen; darinn sollte die Seemacht eines Reichs bestehen, das nur Beunruhigungen von Seeräubern zu besorgen hat. Es

ist nicht kostbar, dergleichen Fahrzeuge zu erbauen, und sie sind so unentbehrlich. Wenn man es wagte, Ferdinanden dieses zu rathen, und er wagte es diesen Rath zu benutzen; so würden bald die besten Wirkungen davon sichtbar werden. Allein dann müßte diese Seemacht in steter Thätigkeit seyn. Indeß ein Theil derselben die Küsten bestriche, müßte der andre an schicklichen Oertern postirt seyn. Flottillen würden auf die Barbaren unaufhörlich Jagd machen, bis sie es müde wären, sich immer verfolgt zu sehen, und sie selbst Sizilien um einen Vergleich bäten, wodurch dieses von der Art von Tribut, welchen sie ihm auflegen, befreiet würde.

Taschenspielerstückchen. Hochdünkel Joseph II.

Ich habe in Neapel zwei gelehrte Deutsche gekannt, deren Nahmen auf immer in den Jahrbüchern der Naturgeschichte berühmt seyn werden. Sie haben mir einen Zug von Joseph II. bestätigt, der werth wäre, in der Geschichte des Dey von Algier einen Platz zu haben. Obschon er gar keinen Bezug auf Sizilien hat, so will ich ihn doch hier anführen, um den Leser einen richtigen Begriff von dem

Karakter und der Ehrlichkeit dieses Kaisers, des Lieblingsbruders Marien Karolinens, und ihrer in so mancher Absicht werth, zu geben. Schon der Einfluß, den er auf sie, und dadurch auf die Regierung von Neapel hatte, scheint es mir zur Pflicht zu machen.

Der berühmte Born, der unter den Naturkundigern sehr bekannt, und einer der ersten teutschen Mineralogisten ist, hatte Joseph II. ein Verbesserungsprojekt der Bergwerke, worüber Born dazumal oberster Direktor war, eingereicht. Dem Monarchen fielen die Vortheile auf, die ihm mit der Zuversichtlichkeit eines gewissen Erfolges vorgehalten wurden; er genehmigte das Projekt, und ließ einen Kontrakt zwischen sich und dem Mineralogen anfertigen. Born verpflichtete sich, die Kosten der ersten Versuche über sich zu nehmen, und Joseph versicherte ihm auf Zeitlebens den Drittheil des jährlichen baaren Ertrags, welcher durch sein Verfahren zu gewinnen war, noch über das gewöhnliche Benefice der unagrischen Bergwerke, über welche er die Inspektion hatte. Dieser Ertrag gründete sich auf eine von dem Mineralogen neu erfundne Methode, die Metalle auf eine weniger kostspielige Art, wie bisher geschehen war, zu scheiden.

Der Kontrakt war von einem öffentlichen Notarius, in Beiseyn der Offizianten des Berg-

werkkollegiums, verfaßt, und mit den zuständigen Formalitäten unterschrieben. Born hatte nun nichts angelegentlichers, als seine Arbeiten anzufangen. Sie zu bewerkstelligen, zog er alle seine ausstehende Kapitalien ein, und wendete sie, wie er versprochen hatte, zur Verbesserung des Kremnitzer Bergwerkes an. Er gab auf zwei und sechzig tausend Gulden, das Drittheil seines Vermögens, aus, da er der Wiedererstattung, zufolge des in dem Kontrakte festgesetzten Artikels, sehr gewiß zu seyn glaubte, und die in Erfüllung gehen sollte, sobald der wirkliche Ertrag erwiesen da war.

Borns Methode hatte den glücklichsten Erfolg. Der Anwachs des Einkommens und die Kostenverminderung ließen wegen des Gelingens keinen Zweifel. Als die Verifizirung nach dem Berichte der Kommissarien Joseph vorgelegt wurde, gefiel es ihm, sich nicht an den von ihm unterschriebnen Kontrakt halten zu wollen, und führte keinen andern Grund dagegen an, als daß Borns Einnahme übermäßig stark seyn würde, wenn er ihm den dritten Theil, den er ihm im Kontrakte abgetreten hatte, ließe. Er ließ ihm vorschlagen, sich mit hundert tausend Gulden, ein für allemahl gezahlt, mit Inbegriff der Auslagen zu begnügen, und auf alle Interessen Verzicht zu thun.

Dieses in sich schon unbillige Anerbieten

wurde in Rücksicht des Monarchen, der es zu thun wagte, ganz empörend. Indeß nahm Born, nachdem er die Rechtmäßigkeit des Kontraktes, und die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche bewiesen hatte; nachdem er sich auf die Gesetze, welche der Souverain nicht überschreiten darf, besonders in Ansehung des Unterthans, der nichts dagegen vermag, berufen hatte, das Anerbieten an. Er erklärte, daß er, um Seiner Kaiserlichen Majestät einen abermaligen Beweis seiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit zu geben, die ihm in des Kaisers Nahmen geschehenen Vorschläge einginge, indem er sich schmeichle, der Kaiser werde aus Gerechtigkeitsliebe, Achtung für die in dem Kontrakte stipulirten Verheißungen haben. Joseph ließ ihm etwas auf Abschlag zahlen, und bezahlte weder die Vorschüsse noch das Uebrige der hundert tausend Gulden, die ihm als Ersatz angeboten waren. Dabei blieb es. Der Aufstand in den Niederlanden, und nachher der Türkenkrieg, beschäftigten diesen Herrn und hielten ihn wahrscheinlich ab, sich mit irgend einer andern Angelegenheit zu befassen.

Dieses Faktum hat man mir in Turin, in Genua, in Mayland erzählt. Weil ich aber das allgemeine Mißvergnügen des Volks bemerkte, so stellte ich mir vor, die Bosheit habe diese Anekdote verdrehet, um Joseph noch mehr all-

gemeinen Haß und Verachtung zuzuziehen. Als die beiden erwähnten Mineralogen sie mir aber bestätigten, und die Umstände, die ich angeführt habe, noch hinzusetzten, so habe ich freilich diesen Haß und diese Verachtung mit jenen theilen müssen, die Joseph genau gekannt haben, und deren Haß ihm noch im Grabe, und seinem Andenken ewig ankleben wird.

Joseph II. hat nie wahres Verdienst unterscheiden können. Seine Wahlen beruheten mehr auf Eigensinn, als auf Menschenkenntniß. Der berühmte Mann hatte vor dem alltäglichen nichts voraus; die Beförderung beider hieng von den Umständen ab. Embscher, einer der besten deutschen Mineralogen, hatte einige Jahre hindurch den Bergwerken in Ungarn vorgestanden, die während seiner Inspektion auffallend verbessert waren. Der Kaiser nahm eine Beförderung aller in diesem Fache angestellten Personen vor. Embscher hatte gehofft, mit darunter zu seyn. Seine langen Dienste berechtigten ihn zu dieser Erwartung. Er hatte aber den Verdruß, sich ein sehr alltägliches Subjekt vorgezogen zu sehen, das immer unter ihm gearbeitet hatte, und auch gegenwärtig noch unter ihm stand. Diese Zurücksetzung brachte Joseph um einen gelehrten und ergebnen Beamten. Embscher nahm sei-

nen Abschied. Wurde er wohl wirklich ersetzt?

Dieser Kaiser hatte viel Verstand, aber es fehlte ihm an Richtigkeit und Unterscheidungsvermögen; und ob er gleich die Thorheit hatte, auf Universalkenntnisse Anspruch zu machen, hatte er doch kaum nur einen leichten Anstrich der allergewöhnlichsten Dinge. Die, welche er allen übrigen vorzog, war die Chirurgie und Arzneiwissenschaft. Er hätte wirklich hierinn etwas wissen können. Er konnte die Schüler des berühmten van Switen um sich haben, für welche die Kaiserinn Maria Theresia die Schule dieses berühmten Nahmens gestiftet hatte. Aber Joseph ließ keinen der Zöglinge dieses großen Namens an sich kommen; er zog ihnen einen armseeligen Schlucker vor, der nicht mehr als ein Dorfbarbier verstand. Joseph ließ ihm Patente ausfertigen, wodurch er nicht allein zum obersten Aeskulap seiner Staaten und seiner Armeen ernannt, sondern auch zum gelehrten Arzte und berühmten Manne gestempelt wurde. Diese Patente, die Trotz des gesunden Verstandes ausgefertigt wurden, bezeugen, daß Brambilla der gelehrteste Naturforscher, der größte Botaniker, und endlich der geschickteste Physiker seines Zeitalters ist.

Diese Erzaufschneiderei stach sonderbar gegen die Erfahrenheit des neuen kaiserlichen Lieb-

lings ab. Brambilla war sehr weit davon, der Universalmensch zu seyn, und hätte gewiß kein halbstündiges Examen, sogar über Chirurgie, ausgehalten, obgleich er diese Kunst lebenslang getrieben hatte.

Die sonderbare seltsame Wahl des Kaisers zu rechtfertigen, wollte Brambilla nun auch zu allen den Vollkommenheiten, die man ihm zuschrieb, die Autorschaft hinzufügen. Es erschien ein sehr starkes mediciniſches und chirurgiſches Werk von ihm. Sich einen neuen Weg zu bahnen, hatte er es mit allerlei Brocken aus der Experimentalphysik, der allgemeinen Physik, der Naturgeschichte, ja sogar aus der Mathematik, gespickt. Dieses in lateinischer Sprache geschriebene Werk ist wahrlich seines Verfassers werth. Da die plötzlich entstandene Wichtigkeit dieses Brambilla ihn in Verhältniß mit sehr vielen deutschen Gelehrten setzte, so wußte er sich mit geringer Mühe eine Menge Abhandlungen aus verschiednen Wissenschaften zu verschaffen. Er rückte sie größtentheils in sein starkes Werk ein; weil das Genie aber jede Art von Unterwerfung scheuet, so unterwarf sich Brambilla auch nicht einer Ordnung, zu der er sich unumgänglich hätte bequemen müssen. Er stoppelte ohne Wahl und Untersuchung zusammen; und von dem ganzen Werke gehören nur einige alltägliche Bemer-

kungen ihm. Das war ihm aber zur Verbreitung seines Ruhmes genug.

Als das Manuskript fertig war, vertraute er es einem seiner Freunde, der ein Arzt wie er, unwissend wie er, und der unwissendste aller der Aerzte einer Stadt war, die seit Jahrhunderten den Ruf hat, die schlechtesten in sich zu haben. Dieser Aristarch besserte einige Phrases, und gab es, so wie sich das wohl versteht, mit den ausschweifensten Lobpreisungen zurück. Die Wiener Buchhändler stritten sich um die Ehre des Verlags, weil sie sich natürlich vorstellen mußten, das Werk eines Mannes, den ein Kaiserliches Diplom für den allergelehrtesten erklärt, müsse wohl die Quintessenz aller erhabnen Wissenschaften enthalten.

Endlich erschien das Meisterwerk. Alle, die Amtswegen dem Brambilla anhiengen, drängten sich, es zu kaufen. Allein, wie viel Mühe sich der Typographe auch immer gegeben hat, ist der Debit außerhalb doch nicht von statten gegangen. Die Wirkung dieses Galimathias war also, daß es dem Buchhändler zum Schaden gereichte, die vollkommne Unerfahrenheit seines Verfassers ans Licht brachte, und ein Ridikule mehr auf den Joseph warf, der ihn so eilfertig für einen großen Mann erklärt hatte.

Man verzeihe mir diese Abschweifung auf Joseph II.; ich erlaubte sie mir, weil dieser

Monarch der Gegenstand heimlicher Verehrung seiner Schwester Marie Karoline ist, die ihn Ferdinand IV. beständig als ein in allen Regierungsoperationen als nachzuahmendes Muster vorhält. Durch die Folge dieses Werks wird noch heller an den Tag kommen, wer dieser Herr war, und was für eine Stelle die Geschichtschreiber ihm anweisen sollten.

Von den Provinzen, welche das Königreich Neapel ausmachen.

Neapel hat deren allein zwölfe. Keine genießt, wie ich schon gesagt habe, des Vortheils, einen Gerichtshof in sich zu haben. Allen fehlt die innere Organisation und Lokaleinrichtung, es sey nun in Absicht des Studirens, oder zur Beförderung der Künste; weil sich in diesem Staate alles auf die Hauptstadt bezieht, die, einem ofnen Schlunde gleich, alles verschlingt, und doch für sich selbst nur einen auf kurze Zeit dauernden Nutzen daraus ziehet. Eine Menge Städte, Flecken und Dörfer, Distrikte welche in Absicht der Größe und Bevölkerung kleine Provinzen ausmachen, sind den Baronen unterworfen, welche Rechte darüber ausüben, die nur mit denen der russischen Bogaren, welche noch den Stempel der Sklaverei tragen, zu vergleichen sind.

Das

Das Volk dieser Provinzen wird despotisch von dem Adel behandelt, dessen Hochmuth seiner Unwissenheit an die Seite zu stellen ist. Sie ernennen Statthalter an gewissen Orten. Einige haben nur Richter, und Andere wieder sind den Intendanten und Bedienten der Herren, die den Nahmen Mensch schänden, überlassen. Dieses Gemälde ist in seinen einzelnen Theilen herzzermalmend. Hier schmachten Elende, mit Ketten beladen, in abscheulichen Gefängnissen, für das entsetzliche Verbrechen, daß sie ihrer Familie Nahrung verschaffen wollten, und deshalb einige Hasen oder Rebhühner schossen. Dort erblickt man Unglückliche, die zu harten Geldstrafen verurtheilt sind, die sie nicht bezahlen konnten, alles Hausrathes und der unentbehrlichsten Kleidungsstücke beraubt, weil sie dem Geyer, der an ihrem Innren nagt, den Ertrag einiger Pfund Seide, die Frucht ihrer eignen Arbeit, vorenthielten. Weiter noch erblickt man ganze Familien die ihr Brod betteln müssen, ohne sich ein anderes Verbrechen vorzuwerfen zu haben, als daß sie das Unglück hatten, ihrem Herrn, oder einem seiner Diener zu mißfallen, welche sie dann zu irgend einem Lehensversehen, welches die Konfiskation nach sich ziehet, verleitet hatten: denn das ist ein unverzeihbares Verbrechen, und die Strafe ist unendlich.

Die Geschichte dieser Provinzen ist ein Gewebe von Verbrechen, und ungestraft begangnen Abscheulichkeiten der Heerde kleiner Tyrannen, die Baronen heißen, zu welchen nun noch die Bedrückungen aller Art der Unterbedienten kommen. Was in polizirten Staaten Sitten heißt, ist hier durchaus unbekannt; aber der Gebrauch wird an ihre Stelle gesetzt, und dieser Gebrauch ist die Grausamkeit.

Schönheit und Unschuld haben ihre grausamsten Feinde an denen, welche ihre Beschützer seyn sollten. Wenn die Tochter eines Vasallen seinem Herrn gefällt, so muß er sich glücklich schätzen, sie in seinen Armen zu sehen; versucht er es auch nur, seine Ehre zu vertheidigen, so wird er von einem gedungenen Meuchelmörder getödtet. So wird auch in ähnlichen Umständen der Gatte das Opfer seiner Widersetzung. Die Bedienten, welche Zeugen, Vertraute, oft Mitschuldige ihrer Herren sind, ahmen ihnen nach, und genießen so wie sie der Straflosigkeit.

Die Leidenschaften dieser betitelten Ungeheuer schränken sich nicht immer bloß darauf ein, irgend eine einzelne Person unglücklich zu machen. Der Neapolitaner ist in Allem übertrieben; er überläßt sich dem Hasse, der Rachgier, und thut Alles, beides zu befriedigen. Einige ängstigen die Gegend, welche sie bewohnen, durch häufige Mordthaten. Sie besolden Meuchelmörder, die unter dem Nahmen Bravo's bekannt sind, und die auf den ersten Wink dem Leben des ihnen bezeichneten Opfers nachstellen. Und das ist hier ein ordentliches

Gewerbe; sie treiben es mit eben der Sicherheit, wie der Handwerker das seinige treibt, und überrechnen mit sehr kaltem Blute die Mordthaten, womit sie ihre Hände besudelt haben.

Es wäre indessen sehr unbillig, alle Adliche in die nämliche Klasse zu setzen. Ich weiß Herren, die nicht von den Grundsätzen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit abweichen; allein ist es nicht traurig für freigebohrne Wesen, daß ihr Schicksal lediglich von dem Karakter eines Menschen abhängen soll, der über sie kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern hat? Die meisten Herren haben so wenig Begriffe von den Rechten und Pflichten des Menschen, daß sie sich sogar die Erzählung ihrer schändlichen Behandlungen erlauben, und sich wohl noch zuweilen Thaten rühmen, die Abscheu erregen, und die strengste Ahndung der Justiz verdienten.

Ich bin Zeuge einer solchen Unverschämtheit gewesen. Da ich nicht alles selbst sehen konnte, und mir doch einen richtigen Begriff von den Sitten des Innern der Provinzen machen wollte, habe ich mir den traurigen Vorzug verschaft, dergleichen Erzählungen von den mitspielenden Personen selbst zu hören.

Paglietti, mit welchen ich zu eben dieser Absicht Bekanntschaft gemacht hatte, als ich das erstemal in Neapel war, haben mich versichert, daß Jahr aus Jahr ein, ungefähr vier tausend acht hundert Mordthaten in beiden Sizilien geschehen. Sie setzten hinzu, daß zu drei Drittheil dieser Unthaten keine andre Ursa-

che als die Rachsucht des Adels, und die schleichende Bosheit der Geistlichen vorhanden sey.

Sehr selten trift man eine Schule an, wenn man die Provinzen des Königreichs Neapel durchreiset. Kaum trift man in den beträchtlichen Städten dergleichen; und dann sind sie so schlecht eingerichtet, daß der gemeine Mann, beinahe allerwegen, weder lesen noch schreiben lernt.

Die allgemeine Unwissenheit, in welcher Ferdinands Unterthanen tief vergraben liegen; die geringe Aufmunterung des Fleißes; die Hindernisse welche dem freien Handel entgegengesetzt werden; die verzehrende Regierung des Hofes und der Gutsherren; alles dies sind Fehler der innern Verfassung, welche den Trieb zur Arbeitsamkeit ersticken, und den Ackerbau lähmen. Der Müssiggang erzeugt eine Menge Uebel, und diejenigen die davon betroffen sind, behalten nicht das Vermögen, sich davon zu befreien. Sie wälzen sich darin umher, bis der Tod sie von der ekelhaftesten Armuth befreiet.

Die Offenherzigkeit der Neapolitaner, und ihre Begierde zu sprechen, gestattet ihnen nicht, den Fremden den Brandschaden zu verbergen, der ihre Lebenssäfte angreift. Sie scheinen selbst das Gefühl der Schande eingebüßt zu haben, oder sie wissen kein Mittel, sich zu regeneriren. Ich, der ich selbst ein Italiener bin, bediente mich ihrer Sprache, wenn ich Ortschaften, Flecken und Dörfer durchstrich, wo keiner wußte was ich meinte, wenn ich nach der Wohnung des Schulmeisters fragte. Sizilien ist in dieser Absicht etwas weniger vernachlässigt.

Die Einwohner Siziliens haben Einsicht genug, ihren Zustand zu fühlen, und klagen Ferdinanden mit Recht an. Sie werfen es ihm bitter vor, daß er nie in ihre Provinz gekommen ist; daß er nie Anstalt gemacht hat, ihre üble Lage kennen zu lernen, und sie auf einem Erdstriche vegetiren läßt, für welchen die Natur alles gethan hat, und bei dem es nur Aufmunterung und individueller Freiheit bedarf, um weit über das Nothwendige zu erzeugen.

So groß die Duldsamkeit der Sizilianer auch ist, und obgleich die physische und moralische Unterdrückung, in der sie gehalten werden, ihre Kräfte entnervt, so ist doch vorauszusetzen, daß sechs Millionen Menschen nicht mehr lange zögern werden, ihre Ketten abzuschütteln. Die Wahrheit verbreitet sich Schritt vor Schritt, und kommt so ihnen näher; sie wird ganz zu ihnen kommen, und, wie ich gesagt habe, ihr Erwachen wird das Erwachen des Tigers seyn; die äußersten Enden berühren sich.

Zwei Kantone dieses Königreiches verdienen eine besondere Beschreibung. Sie liegen auf dem von der Natur am schönsten begünstigten Erdwinkel, und bieten dem Auge, das sich auf ihrem unermeßlichen Raume verliert, nur Brachfelder dar, die zur Weide dienen. Ich werde versuchen, sie zu skizziren, weil dieses mehr, als jede Deklamation, die strafbare Nachlässigkeit der Regierung darthun wird.

Regii Stucchi.

Der Nahme dieses Kantons kann allenfalls durch königliche Viehweiden übersetzt werden. Diese Weiden liegen auf der Seeseite der Provinz Teramo, und erstecken sich weit in Chieti zwischen dem Sangro und dem Trondo, zwei unbedeuten den Flüssen, hinein. *)

Diese Weiden gehören verschiednen Adlichen oder andern Privatleuten. Seit einigen Jahren hat die Krone das Weiderecht erlangt. Die Besitzer traten es ab, ohne den Nachtheil zu bedenken, den sie sich durch diese Abtretung zuzogen, weil sie dadurch auf allen Nutzen, den ihnen die Länderei noch gewähren konnte, Verzicht thaten.

Dieses Land ist funfzig Meilen lang. Seine Breite ist sehr ungleich, und wechselt von drei bis auf funfzehn Meilen ab. So sind die zwischen dem Meere und den Apenninen gelegnen Gegenden Italiens; Piemont und die Lombardei ausgenommen.

Regii Stucchi gränzt ans adriatische Meer. Es liegt vierzig Meilen von den großen Wiesen von Foggia, welche Tavoliera heißen, dessen Beschreibung in dem folgenden Abschnitte vorkommen wird. In der Stadt Foggia selbst ist die Administration der von der Krone erlangten Rechte, oder vielmehr der Usurpation des Betrugs über die Unwissenheit.

In dem Originale des zwischen der Regie-

*) Man merkt an, daß das Königreich Neapel keinen einzigen schiffbaren Fluß hat. Sie tragen nur ganz kleine Barken.

rung und den Eigenthümern der Ländereien, die unter dem Nahmen Regii Stucchi bekannt sind, aufgesetzten Kontrakts, ist bloß die Rede von der Abtretung des Weiderechtes an den König; aber die Administratoren dieses Rechtes haben es so weit ausgedehnt, daß sie den armen Besitzern sogar Bäume auf dieses Land zu pflanzen ausdrücklich untersagen. So geht es, wenn Habsucht sich mit der Gewalt verbindet!

Indessen haben die Besitzer, durch die immer sich erneuerten Erpressungen aufgeweckt, sich versammelt, und eine Bittschrift aufgesetzt, welche sie 1788 bei dem vereinigten Oekonomie- und Finanzrathe eingaben. Sie baten, daß man ablassen möchte, ihnen das Anpflanzen von Bäumen zu untersagen, weil dieses doch in der Abtretungsakte nicht erwähnt sey.

Die Administratoren erhielten gerichtlichen Befehl, die Sache der Regierung zu vertheidigen; und sie thaten es auf eine Art, welche jedweden, dem die Rechte der Menschheit nur einigermaßen bekannt sind, zum Unwillen reizte. Sie führten unter andern an, daß da es bei Pflanzung der Bäume nothwendig sey, Graben zu ziehen, so könnten die Lämmer hereinfallen und ersaufen; daß diese Graben so viel für die Weiden verlohrnes Erdreich wären; und endlich, daß in den Dornenhecken, womit man die jungen Bäume umzieht, die Wolle der Schaafe würde hängen bleiben, welches Seiner Majestät Rechte unendlich beeinträchtigen würde.

Der Finanzrath befahl durch ein Dekret, daß Don Melchior Delfico, der durch seine

Kenntnisse in der politischen Staatsverwaltung, seinen Patriotismus und seinen moralischen Karakter bekannt ist, das Memoire der Administratoren und der Statthalter beider Provinzen beantworten sollte.

Delfico bewies, daß das Recht Bäume zu pflanzen, den Eigenthümern der Ländereien in Regii Stucchi nicht streitig gemacht werden könne, ohne die Rechte der Vernunft und der Billigkeit zu verletzen; dieses Recht entspränge aus der Natur der Sache selbst, und wäre dies auch nicht so in die Augen fallend, so schadeten diese Pflanzungen doch den Weiden nicht; denn da die Gräben nnr einige Zoll tief sind, wäre es auch unmöglich, daß Thiere darin ersöffen. Er fügte hinzu, daß aus diesen Pflanzungen sogar ein wesentlicher Nutzen erwüchse, weil das Wasser, welches sich bald aus den Gräben verzöge, den Wachsthum der Kräuter befördern würde. Was die Dornen beträfe, so wäre, wenn man auch den Verlust von etwas Wolle zugäbe, derselbe doch höchst geringe und unbedeutend, da die Dornen, sobald der Baum eine gewisse Stärke erlangt hätte, hinweggethan würden. Ferner bewies Delfico, daß eine Pflanzung von Oelbäumen den Weiden sehr zuträglich seyn müßte, weil die Blätter, welche an die Erde fielen, einen guten Dünger gäben, und das Vieh noch reichlichere und gesundere Nahrung finden würde.

Aber indem Delfico seine Antwort auf das abgeschmackte Memoire der Administratoren beschloß, konnte er sich das Vergnügen nicht versagen, dessen Verfasser zu kränken, indem er

den verachtenden Widerwillen äußerte, welchen es in ihm erregt hatte, daß Menschen, die so habsüchtig als unwissend sind, gegen ein ehrwürdiges Tribunal Ursachen anzuführen wagten, vor welchen sie hätten erröthen sollen, und daß ein vernünftiger Mann wäre genöthigt worden, im Ernste gegen dergleichen Hirngespinnste zu fechten, welche die Unredlichkeit erdacht und vorgestellt hatte.

Es thut mir leid, gestehen zu müssen, daß ich die Entscheidung des Konseils nicht weiß. Das Stillschweigen der öffentlichen Blätter über eine so interessante Sache läßt mich besorgen, daß diese Sache zur Schande der Menschheit bis ins Unendliche sey aufgeschoben worden.

Wie unglücklich ist aber ein Staat, wo ein oberster Rath nicht über eine so einfache Frage entscheiden will, oder zu entscheiden wagt, und dessen Antwort endlich für beide Theile gleich günstig ausfällt.

La Tavoliera.

Diese unermeßlich große Wiese ist auf sechszig Meilen lang. Sie begreift einen Theil der unter dem Nahmen Capitanata bekannten Provinz, und die Provinz Barri in sich.

Dieses Land war schon zu den Zeiten der römischen Republik eine Wiese oder Viehweide. Alphonsus von Arragonien verleibte es der Krone ein, nachdem er es nach und nach stückweise den damaligen Eigenthümern abkaufte.

Man sagt, das Erdreich dieser Gegend sey steinigt, und nur mit zwei oder drei Zoll hoch Kräuter erzeugender Erde bedeckt, welches dann keines Anbaues empfänglich wäre. Dieses Mährchen, durch die That widerlegt, wird von dem gemeinen Manne für wahr angenommen, und kann auch nur bei diesen Leuten Glauben finden. Verschiedne Fremde haben diese Gegend besucht, und haben das Gegentheil gefunden. Ich kann ebenfalls versichern, daß das Erdreich vortreflich, die Erde tief ist, und daß, wenn man Getreide darauf säete, eine reiche Erndte erfolgen würde. Don Melchior Delfico ist eben dieser Meinung, und Don Melchior kann in dieser Absicht als Autorität gelten.

Aber was hilft das Reden gegen das Thun! Man hat seit einigen Jahren angefangen, verschiedne Theilchen dieser weitläuftigen Ländereien anzubauen, und die Erzeugnisse haben alle Erwartung übertroffen. Dieser Versuch hat indeß die Verblendung nicht aufgehoben. Die vorgefaßte Meinung hat den Augenschein überwogen. Diese Weide, welche, sobald sie angebauet würde, in kurzer Zeit eine reiche Provinz seyn könnte, ist jetzt in einem Zustande der Abnahme, den man sich schwerlich vorstellen kann. Sonst zählte man darin zwölfmal hundert tausend Schaafe; jetzt enthält es kaum noch drei Theile davon. Nun! man läßt es lieber zu Grunde gehen, ehe man Kornfelder darauf anlegt, Städte bauet, und ein Land bewohnbar macht, welches durch die Güte seines Erdreichs eines der fruchtbarsten Ländereien des Königreichs seyn würde.

Die Stadt Foggia ist der vornehmste Ort dieser Gegend. Ich habe schon gesagt, daß hier die Verpachtungen der Viehweiden von Regii Stucchi geschehen. Ich will nun noch bemerken, daß la Tavoliera nicht auf die nämliche Art verwaltet wird, weil letztere gänzlich das Eigenthum der Krone geworden ist, indeß jene verschiedene Eigenthümer hat, deren Interesse dem der Regierung schnurstraks entgegen ist.

Was die Art, Kontrakte in la Tavoliera zu schließen, betrift, so ist sie sonderbar genug, um derselben zu erwähnen. Wenn eine Privatperson mit einem der Administratoren kontrahiren will, so ist er gezwungen, drei tausend Schaafe anzugeben, wenn er etwa tausend besitzt; und so muß er verhältnißmäßig die Größe der Weide, welche drei tausend abgrasen könnten, bezahlen. Bediente er sich nicht dieser Vorsicht, so würde er nicht Raum genug erhalten, die wirklich bestehende Anzahl zu ernähren.

Wenn die königlichen Weiden abgegraset sind, treiben die Schäfer ihre Heerden auf die Ländereien der Baronen, welche dieses Recht mit dem Souverain gemein haben. Das Interesse dieser Ersteren bringt es also mit sich, daß sie die königlichen Weiden so schnell als möglich zu Grunde richten, um die ihrigen desto besser anzubringen. Auch schicken sie in den ersten Tagen des Märzmonats, sobald das Gras hervorkeimt, ihre eigne Heerden auf die königlichen Wiesen, und lassen sie so lange grasen, bis die Oberfläche des Bodens ganz kahl

ist, und kein Hornvieh mehr darauf weiden kann. In dieser Zeit wächst auf ihren Wiesen dickes saftiges Gras, und im May und Junius, wenn die Heerden darauf getrieben werden, finden sie sehr überflüssige Nahrung.

So tragen die Lehnherren der neapolitanischen Krone zur Verschlimmerung der königlichen Ländereien bei! Vergebens hat der Hof und der Finanzrath diesen Eingriffen in des Königs Eigenthum Einhalt thun wollen; aber das Uebel nimmt zu, weil die entgegenwirkenden Mittel unzureichend sind, und die Schwäche der Regierung sich nicht herausnimmt, strengere anzuwenden, besonders da die Administration den Händen der Blutigel anvertrauet ist, welche ich oben erwähnt habe.

Aus diesen Beraubungen der einzelnen Theile erwächst noch ein anderes Uebel. Dem Gutsherren wird dann eine dreimal stärkere Abgabe, als den Pächtern des Königs bezahlt; und der längere Aufenthalt der Heerden auf diesen fetten Wiesen trägt zur Erhöhung der Vegetation bei, deren die königlichen Domainen größtentheils beraubt sind, welche, wenn der April vorüber ist, mehr einer Wüste als einer Wiese ähnlich sehen.

Dieser Eingriff beeinträchtigt nicht allein die königlichen Domainen; sie erstrecken sich über die ganze Nation, indem die Menge der Heerden verringert wird, deren Wolle ein weit beträchtlicherer Handelszweig werden könnte als er bisher gewesen ist.

Ein sehr einfaches Mittel, welches gar keiner Erörterung bedürfte, wäre es, wenn die

ganze Weide in Kornfelder umgeschaffen, und Meiereien und Pachthöfe angelegt würden. Die Sache ist sehr thunlich, und die Erzeugnisse von la Tavoliera, würden gegen jetzt gerechnet, sich wie 1 zu 10 und 1 zu 6 verhalten, wenn man einige Sorgfalt anwendete, ohne daß man nöthig hätte, die Natur des Erdbodens umzuschaffen.

Das Beste was Erfahrung und Kenntniß des Erdbodens thun könnte, weil es zum Besten des Staats, dessen Interesse dem Privatinteresse vorgezogen werden muß, gereichen würde, wäre, die Ländereien, nachdem sie in mäßige Distrikte abgetheilt wären, zu verkaufen, damit den minder Reichen der Ankauf erleichtert würde. Allein, um Bewohner herbei zu ziehen, müßten Dörfer oder Wohnungen für diejenigen angelegt werden, die sich hier niederlassen wollten. Hier müßte Toleranz herrschen, und die Anbauer müßten von allem ministeriellen und religiösen Drucke frei seyn; sie müßten in Frieden, jeder auf seine Weise, den Höchsten verehren, und die Frucht ihrer Arbeit in Ruhe genießen können.

Dieses würde sich mit Ferdinands wahrem Interesse sehr vertragen, weil es die Bevölkerung, deren sein Staat so sehr bedarf, begünstigt. Wenn ich voraussetze, daß er den neuen Kolonisten eine Portion dieser Ländereien umsonst gäbe, die freilich in seinen Staat nichts mitbrächten, als die nöthige Geschicklichkeit, dieses Land geltend zu machen; daß er sogar den Aermsten von ihnen die nöthigen Werkzeuge, und Thiere, die sie sich selbst nicht anschaffen

könnten, noch dazu gäbe, so würde er des schönsten Ruhmes genießen, die Bevölkerung eines Strichs Landes befördert zu haben, welcher den übrigen Theil des Königreichs bereichern würde. Diese philosophische Eroberung würde ihn keiner Reue aussetzen, und diese sanften friedlichen Nächte, deren er sich rühmt, würden keinem unseligen Erwachen ausgesetzt seyn.

Man sagt, das Wasser in den Flüssen, welche durch la Tavoliera fließen, sey vortreflich; man könnte sich dessen bedienen, die unermeßlichen Wiesen zu bewässern: es käme nur darauf an, ihrem Laufe eine Richtung zu geben; die Unkosten würden nicht groß seyn, wenn man sie mit den ungemeinen Vortheilen vergleicht, welche diese Arbeit einbringen würde.

Wo soll aber das Geld zu einem solchen Unternehmen hergenommen werden? wie könnte dazu welches angeschaft werden, da die Einkünfte zu den täglichen Ausgaben nicht zureichen? Nichts in der Welt ist leichter. Wenn die Königinn auf eine hinreichende Summe für sich und ihre Kinder eingeschränkt würde; wenn die Jagdausgaben abgestellt würden, und die, von welchen der König nichts weiß, nicht mehr beständen; wenn man zehn tausend Mann von den Truppen abdankte, deren größte Anzahl alsdann Landanbauer würden, und welchen es sogar vorgeschlagen werden müßte — dadurch würde man sich gewiß Mittel, die das Bedürfniß überwögen, verschaffen können.

Wäre diese Einrichtung nur erst von dem

Monarchen gebilligt, so würde es, damit sie zu Stande käme, nöthig seyn, die Lehnträger davon zu entfernen, oder ihnen doch wenigstens kein Vorrecht zu bewilligen, und noch weniger ihnen eine Art von Gerichtsbarkeit über dieses jungfräuliche Land — wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf — gestattet werden. Die Kolonisten müßten auch keinen andern, als den direkten Abgaben unterworfen seyn, welche auf die Erndten gelegt, und jährlich nach Verhältniß derselben eingetheilt werden müßten. Wenn sich unter diesen Bewohnern ein Streit erhöbe, so müßte er in der Provinz selbst geschlichtet werden können, weil das Umherwandern den Ackersleuten ungemein nachtheilig ist, und weil es so unmoralisch als unpolitisch ist, wenn man sie zwingt, einer Lokalsache wegen sich nach den Gerichtshöfen der Hauptstadt begeben zu müssen, welche sie nur durch Appellationen in sehr wichtigen Fällen kennen sollten; und das denn doch mit solchen Einschränkungen, welche dem unredlichen Kläger, oder dem Reichen die Lust benehmen, sich dahin zu wenden, wenn das Recht nicht offenbar für ihn ist. Auch müßte das Volk über seine Rechte und seine Pflichten belehrt werden; man müßte Schulen für dasselbe anlegen; die Druckfreiheit nützlicher, sinnreicher und angenehmer Werke befördern, und die Pasquillanten durch strenge Gesetze in Schranken halten, mehr aber noch jene gefährlichen Schriftsteller, welche sich eine grausame Lust daraus machen, die Sitten durch Darstellung solcher Schilderungen zu verderben, die des Aretin werth wären.

Da diese Ländereien unbewohnt sind, und der König also den Kolonisten Gesetze vorschreiben könnte, welchen sie folgen müßten, wenn sie der angebotnen Vortheile theilhaftig seyn wollten, so wäre es sehr leicht, die Municipalregierung einzuführen; das daraus entstehende Gute würde bekannt, und in den andern Theilen des Königreiches gewürdigt werden, welches alsdenn bald wünschen würde, dieser Vortheile mit zu genießen. Das wäre ein sehr einfaches Mittel, eine Reform zu bewirken, ohne den Gefahren einer Revolution ausgesetzt zu seyn.

In Ansehung des Regii Stucchi, da ein Theil desselben Privatpersonen gehört, so wäre es der König seinem Volke schuldig, einen schimpflichen, in barbarischen Zeitaltern gemachten Kontrakt, welchen Unwissenheit erzeugte, und Unwissenheit beibehielt, zu vernichten. Man kann sich nicht für den Eigenthümer von Ländereien halten, die man nicht nach Willkühr benutzen darf, und auf welchen man das Eintreiben fremder Heerden dulden muß. Dieser Kontrakt ist allenfalls werth, in den Archiven des Kaisers von Marocco aufbewahrt zu werden.

Das Interesse des Königs beider Sizilien erheischt die höchstmögliche Vermehrung des Bevölkerungszustandes, so wie die Anbauung der Ländereien. Nun ist alles, was den Zuwachs des einen oder des andern hindert, ein abzustellender Mißbrauch. Es ist Pflicht, einen solchen Handel abzubrechen; unverzeihliche Schwäche, ihn zu dulden; und Versündigung an die Menschheit, ihn zu autorisiren. Dergleis

gleichen Vorrechte der Krone, welche unmittelbar das Volk treffen, und es Hofedienſten aller Art unterwerfen, ſind in England, ſobald nur das Morgenroth der Freiheit daſelbſt zu dämmern anfieng, abgeſchaft worden; warum ſollte der König von Neapel ſeine Baronen nicht zwingen können, Vorrechte fahren zu laſſen, die ſie ſich angemaaßt haben, und nur durch unglückliche Zeitumſtände ſeinen Vorfahren haben entriſſen werden können? Natürliche Rechte verjähren nicht, und ſie können durch menſchliche Einrichtungen wohl auf eine Zeitlang gehemmt werden, aber doch nur ſo lange als die kontrahirenden Theile leben; weiter nicht, weil Schwäche, Enthuſiasmus, Thorheit und Vorurtheil einer Generation ihr kein Recht geben, Ketten für die folgenden zu ſchmieden.

Sizilien.

Sizilien iſt in mancherlei ſehr ſchätzbaren Berichten, mit dem was es enthält, beſchrieben worden. Ich werde mich alſo bloß darauf einſchränken, dem Leſer einige Bemerkungen über ſeinen gegenwärtigen und ehemaligen Zuſtand, und über das was es unter einer beſſern Staatsverwaltung ſeyn könnte, vorzulegen.

Wenn man ſich erinnert, daß zu Hiero's Zeiten, Syrakuſa allein beinahe ſo viel Einwohner hatte, als heutiges Tages die ganze Inſel enthält, ſo kann man dreiſt behaupten, die gegenwärtige Regierung widerſpreche dem geſunden Verſtande, und ſey gerade dem Entzwecke der Natur zuwider.

Welches auch die Regierungsform in Syrakusa seyn mochte, machte es in den schönen Tagen Griechenlandes immer eine sehr bedeutende Rolle. Erst Republik, dann Königreich — so stellte es den Karthaginensern, welche damals die Herrschaft über das Meer behaupteten, eine sehr ansehnliche Seemacht entgegen. Unter Hiero schrieb es Karthago Gesetze vor; die Nachwelt wird diese aus der Natur entlehnten und von der Menschlichkeit geprüften Gesetze nicht vergessen. Agathokles griff es zur Zeit seiner Größe an und erschütterte es; aber in Sizilien, wie in Afrika überwunden, mußte er sich unter sein Schicksal beugen.

Aber als Syrakusa für seine und seiner Mitbürger Freiheit stritte; indeß ein Heer von zwei hunderttausend Bürgern seine Thore vertheidigte, hatte Sizilien noch andre große und unabhängige Städte. Der Syrakuser Staat allein hatte drei Millionen Einwohner. Die andern Städte hatten zu funfzig und hundert tausend, und das platte Land war mit Dörfern und reichen Kornfeldern bedeckt.

Sizilien, Neapel nnd ein Theil dessen, was heut zu Tage dieses Königreich ausmacht, hieß in alten Zeiten Groß-Griechenland. Dieses, in verschiedne von einander unabhängige Staaten eingetheilte Land, hatte keine gleichförmige Regierungsform. Eine Republik gränzte an ein Königreich, dessen Beherrscher Tyrann genannt wurde. Damals verband man keinen verhaßten Begriff mit diesem Nahmen. Innere Kriege waren häufig; und demungeachtet genossen die Menschen. gleich den Bienen in

einem Bienenkorbe, aller Vorzüge eines thätigen und arbeitsamen Lebens, und vermehrten sich.

Jetzt, da Neapel und Sizilien unter Einer Herrschaft steht, hat es nicht mehr den achten Theil so viel Bewohner, wie es vor zwei tausend Jahren hatte. Woher kommt diese Abnahme? Von der despotischen Regierung, durch die das Menschengeschlecht weit sicherer als durch den unseligsten Krieg aufgerieben wird. Dieser hat sein Ziel. Der wiederkehrende Friede belebt den Handel aufs neue, und läßt den Künsten Zeit sich zu vervollkommnen; der Despotismus aber macht das Land öde und unfruchtbar, lähmt den Verstand, erstickt die Tugenden, und verdirbt durch seinen giftigen Hauch alle Freuden des geselligen Lebens.

Die Bürde des Lehnsystems liegt schwerer noch auf Sizilien als auf dem Königreiche Neapel. Die Ursache ist ganz natürlich. Beinahe alle Lehen fallen in Ermanglung männlicher Erben der Krone anheim. Sehr wenige fallen den Töchtern zu; und selbst auch bei diesen hat die Krone die Aussicht, daß sie ihr früh oder spät doch zufallen.

In Sizilien werden die Lehen, ohne Unterschied des Geschlechtes, von Geschlecht auf Geschlecht fortgepflanzt, und der letzte Abkömmling eines dem Erlöschen nahen Geschlechts kann mit seinen Lehen wie mit bürgerlichen Gütern schalten. Er kann sie verkaufen, auf welche Art es ihm beliebt veräußern; und er unterläßt das niemals. Die Feudalrechte mögen nach Willkühr übertragen werden an wen sie

wollen, sie behalten auf immer ihre Kraft, das Landvolk ist stets allen Abgeschmacktheiten ausgesetzt, welche es nach sich zieht, und hat keineandre Erleichterung zu hoffen, als die, welche ihm der gute Wille eines Herrn etwa bewilligt; eine Sache, die vieler Abänderung unterworfen ist, und in der ersten üblen Laune wieder aufgehoben werden kann, denn es ist höchst selten, daß mit den Gütern auch die Seele des Erblassers auf den Erben überginge.

Dieses sind also die Früchte eines verhaßten Vergleiches, der zwischen Einfältigen und zwischen rohen, grausamen Menschen geschlossen wurde! Von dem Könige Martin, der im vierzehnten Jahrhunderte über Sizilien regierte, rührt das Privilegium her, welches diese unglückliche Gegend unterjochte. Martins Ehrgeiz, welcher seine Krone zu verlieren besorgte, hat Sizilien Fesseln angelegt, und keiner seiner Nachfolger ist stark oder klug genug gewesen, sie zu zerbrechen. Dieser König, dessen Nahme verabscheuet werden sollte, gestattete die Erbfähigkeit und Veräußerung der Lehen, indem er für sich und seine Nachfolger allen Ansprüchen darauf entsagte.

Das Konseil von Neapel hat die Inkonvenienz dieser abgeschmackten Erlaubniß eingesehen, und es ist verschiedentlich vorgeschlagen worden, im Falle die Familien der gegenwärtigen Besitzer ausstürben, die erledigten Lehen von Sizilien zu den neapolitanischen zu schlagen; allein die Schwäche der Regierung und ihre eingeschränkten Einsichten haben keine Rücksicht auf einen Entwurf genommen, dessen Aus-

führung nur einen entfernten Vortheil verspricht.

Wenn der König von Neapel diesen Gebrauch recht ernstlich in Sizilien abgeschaft wissen wollte, so müßte er sich auf die Zustimmung des Volks stützen, indem er es von lästigen Verpflichtungen befreite. Was kümmerts anders den Vasallen, ob die Lehen sich in Privathände fortpflanzen, oder allmählig der Krone zufallen, wenn ihre Lage immer doch die nehmliche bleibt? In einem Staate, wo die königliche Verwaltung eben so tyrannisch als die der Güterbesitzer ist, werden gewiß die Unterthanen dem Souverain bei seinen Verbesserungsentwürfen nicht beistehen; er muß sie sich beigesellen, und sie an dem Guten, was ihm daraus erwachsen könnte, Theil nehmen lassen. Nur das persönliche Interesse vermag den großen Haufen anzuregen.

Ein Mittel, das Volk dahin zu bringen, daß es diese Abänderung wünschte, wäre das, wenn das Schicksal der Kronvasallen gemildert würde. Sobald ihre glücklichere Lage den übrigen Einwohnern in die Augen fiele, würden alle wünschen, unter königlichem Schutze zu stehen. Dann könnte man diesen Wunsch benuzzen, und das große Werk unbesorgt ausführen. Ohne diese Vorsicht zu gebrauchen, wird die Reform nie statt haben, weil Niemand sie zu unterstützen interessirt ist, und weil mächtige Vasallen durch einen, dem Angriffe an Gewalt ähnlichen Widerstand, ihn fruchtlos, und den besterdachtesten Entwurf sogar gefährlich machen könnten.

Die Mißbräuche, welche die Feudalität nach sich zieht, sind nicht Siziliens einzige Plage. Es ernährt drei und sechzig tausend Taugenichtse, an Priestern Mönchen und Nonnen, ohne noch beinahe hundert tausend Personen zu rechnen, welche sich der Ehelosigkeit widmen, und so auch für die bürgerliche Gesellschaft verlohren sind; und das in einem Staate, wo der Bevölkerungszustand noch nicht dreizehn hundert tausend Seelen beträgt.

Mehr als ein Drittheil der Güter in Sizilien ist der Geistlichkeit in die Hände gefallen; und auf diesen Gütern liegen, so wie in Neapel, gar keine Verpflichtungen. Die Klöster in Sizilien besitzen nicht zu berechnende Reichthümer. In Palermo sind Nonnenklöster, deren jährliche Einkünfte sich auf hundert tausend Dukaten belaufen.

Die Gebräuche des priesterlichen und klösterlichen Volks sind in beiden Königreichen die nehmlichen. Obschon die Sizilianer mehr Verstand als die Neapolitaner haben, so herrschen doch Unwissenheit, Aberglaube und Sittenverderbniß in beiden gleich stark.

Sizilien ist in drei große Provinzen abgetheilt. Alle drei stehen unter der zu Palermo angestellten Regierung, welches auch die einzige Stadt ist, wo Tribunäle, Kollegien und Buchdruckereien befindlich sind.

Sizilien hat seine Stände; aber worin befördern sie sein Glück und woraus bestehen sie? Man darf ihrer nur ansichtig werden, so hat man schon das Resultat. Die Baronen und die Geistlichkeit haben das Recht der Sitzung dar-

in. Jede königliche Stadt schickt einen Deputirten dahin, der beinahe immer aus dem Adel gewählt wird. Mehr als vierzig Städte genießen dieses Vorrechtes; da aber die Anzahl ihrer Deputirten noch nicht den vierten Theil der Stände ausmacht, so haben sie wenig oder gar keinen Einfluß. Die den Baronen zugehörigen Städte haben dieses Vorrecht nicht. Ob sie also gleich in größerer Anzahl als die so genannten königlichen sind, müssen sie sich dennoch den Entscheidungen unterwerfen, ohne ihnen entgegen wirken, noch sie verwerfen zu können, oder gegen die, die ihnen zu drückend scheinen, einkommen zu dürfen. Dem Könige allein steht die Zusammenberufung der Stände zu; und obgleich er verschiedne Mittel in Händen hat, sie sich zu gewinnen, so kann man sich doch leicht vorstellen, daß sie nicht oft zusammenberufen werden.

Man sieht sehr sorgfältig darauf, daß alle Jahre die Bulle della crusada öffentlich verlesen werde. Dieß ist eine päpstliche Erlaubniß, an gewissen Fasttagen Fleisch zu essen. Diese Bulle oder vielmehr ihr Innhalt ist sehr einträglich, und was man ehedem daraus lösete, bekam der Papst. Allein in neuern Zeiten haben sich die Könige desselben bemächtigt; und der Vorwand, dessen sie sich bei dem römischen Hofe bedienten, ihn darum zu prellen, war so unrecht nicht. Sie gaben vor, dieses Geld sollte zur Unterhaltung der sizilianischen Galeeren dienen, welche gegen die Ungläubigen kreuzen. Der Ertrag dieser Bulle ist hundert zwei und zwanzig tausend Dukaten, dazu die Sizi-

lianer allein ein und vierzig tausend beitragen. Ist es für einen König von Neapel nicht schimpflich, so aus Eigennutz die Dummheit seiner Unterthanen fortzupflanzen? Heißt das nicht sich dem römischen Hofe beigesellen, dessen Macht und Reichthum nur durch den Betrug erhalten werden? Ein einziger Minister in dem Kabinette zu Neapel hat es gewagt, diese Prellerei zu mißbilligen; welches keine andre Wirkung hatte, als daß es ein schon verarmtes Volk um einen Theil seines armseligen Unterhaltes brachte.

Sizilien bringt dem Könige von Neapel wenig ein. Die direkten Abgaben betragen nur drei hundert zwanzig tausend Dukaten, und die andern Lasten, welcher Natur sie auch sind, bringen nur vierzehnhundert tausend Dukaten. Das macht, weil die Baronen nach und nach, die der Krone zuständigen Gerechtsame an sich gerissen haben, und die Regenten so schwach waren, daß sie es bequemer fanden, den gemeinen Unterthan zu drücken, als diesen gegen die Bedrückungen der Gutsherren in Schutz zu nehmen. So sind die Ursachen der Entvölkerung dieser Insel beschaffen, dessen Schicksal der Vizekönig Carraccioli, wie schon anderwärts gesagt ist, verbessern wollte, nachher aber unter der eisernen Ruthe seiner Nachfolger in einen Zustand von Apathie zurückgesunken ist, woraus Ferdinand, der vermählte Schüler der Marie Karoline von Oestreich, sie nicht befreien wird.

Von Rom. Ueberfahrt von Neapel nach Civita-Vecchia.

Das Fahrzeug, auf welches ich mich zu dieser Ueberfahrt einschiffte, war eine der apostolischen Kammer zu Rom gehörige Tartane. Diese Fahrt kostet sehr wenig, denn ich habe für mich und meinen Bedienten nur ungefähr zwei Dukaten, das heißt zwei und zwanzig französische Livres bezahlt; aber wir haben unsere Provision selbst besorgen müssen. Bei den Passagieren befand sich ein Franziskanermönch, und noch ein zerlumpter Geistlicher, dessen ganzer Ton aber sehr unterwürfig und demüthig war. Dem Barfüßer gefiel es, uns ganz abscheuliche Farcen zu geben; er wollte den Rosenkranz und noch andre lateinische Gebete anstimmen. Ich mußte alles ertragen, da ich wie der Vogel im Käfig war.

Der Schiffskapitain sagte mir, dieses Schiff diente dazu, das der apostolischen Kammer gehörige Getreide zu transportiren, und wieder welches hereinzubringen, wenn es unter dem von ihr sich vorgesetzten Preise zu haben ist. Die Schiffsleute haben mir sehr umständliche Dinge von der Schelmerei des Monstgnor Schatzmeisters erzählt; sein Vorgänger sey, sagten sie, ein noch abscheulicherer Mensch gewesen. Er hatte heimlich in einige Fahrzeuge, so auch in einige Häuser, Salz bringen lassen, um einen Vorwand zu haben, Eigenthümer zu pfänden. Alle Leute in Bedienung, die Kardinäle, und besonders der Neffe des

heiligen Vaters, haben ihren Theil an dem Raube, wenn er vertheilt wird.

Wir hatten noch einen Mann am Bord, dessen Bildung wirklich erschrecklich war. Man konnte ihn, nach allen Regeln der Physionomik, für einen abscheulichen Bösewicht halten; auch war er es. Der Schiffsherr sagte, dieser Mensch sey ein gebohrner Neapolitaner. In seiner Jugend war er ins Kloster gegangen, hatte es aber, ehe er zum Altardienst zugelassen wurde, wieder verlassen. Nachdem er in seinem Vaterlande verschiedne Diebstähle begangen hatte, war er in den Kirchenstaat geflüchtet, wo er das Gewerbe eines Kundschafters trieb. Zuletzt hatte er unbarmherzigerweise einen jungen Menschen ermordet, der ihm seine Geliebte entführt hatte, und diesem Bösewichte war, weil er einen Bedienten des Kardinals Albani zum Freunde hatte, durch die Vorsprache des Prälaten, diese Missethat verziehen worden; auch gieng er sehr unbekümmert nach Rom zurück.

Der Hafen von Civita-Vecchia.

Verschiedene Innschriften, welche man auf Steinen lieset, beweisen, daß Trajan der Stifter dieses Hafens gewesen ist. Man siehet noch, ungefähr drei Meilen von der Stadt, die noch in sehr guten Umständen erhaltenen warmen Bäder, welche dieser Kaiser gebauet hat. Diese Stadt faßt Monumente in sich, welche Beweise sind, daß die Römer für die Ewigkeit baueten. Ich sehe gern, wenn eine Nation so denkt, und sich mit dem Wohl zu

Kommender Geschlechter beschäftigt. Die Völker, welche nur die Gegenwart umfassen, zeigen damit an, daß ihre Verfassung fehlerhaft ist.

Der Hafen von Civita-Vecchia ist sicher; er ist nicht groß, kann aber doch hinreichend viel Schiffe zur Unterhaltung eines beträchtlichen Handels aufnehmen. Der Eingang zum Hafen ist einigermaßen gefährlich, welcher Gefahr man aber entgehen kann, wenn man sich einem Steuermanne aus diesem Lande anvertrauet.

Ich habe Bekanntschaft mit einem Geistlichen gemacht, der eine Sammlung von Basreliefs und Medaillen besitzt, welche es bekräftigen, daß Trajan der Stifter des Hafens von Civita-Vecchia ist. Ich habe verschiedne von den Innschriften kopirt. Es scheint, daß dieser Hafen im fünften Jahre der Regierung dieses Kaisers zu bauen angefangen ist.

Nach der Zerstöhrung von Civita-Vecchia haben die Päbste eingesehen, wie wichtig es sey, diesen Hafen wiederherzustellen. Die Festung wurde auf Befehl und auf Kosten des Papsts Paul III. aus dem Hause Farnese gebauet Man befolgte dabei die Plane des Michel Ange. Urban VIII. hat 1635. den Hafen wiederhergestellt. Das Bassin für die Galeeren ist ein schönes Werk, von Klemens XIII. Rezzonico angeordnet, und auch unter seiner Regierung vollendet. Der prächtige Springbrunnen ist ein Monument der wohlthätigen Absichten Benedikts XIV. Lambertini. Und das Arsenal ist unter der Regierung Alexander VII. aufgeführt worden.

Der Handel von Civita-Vecchia

Ist nicht sehr beträchtlich. Es giebt hier keinen einzigen Millionair; kaum daß hier fünf bis sechs Häuser sind, die einigen Ruf haben.

Von den französischen Provinzen nimmt die einzige Porvence Antheil an dem Handel mit Civita-Vecchia, und Marseille ist die einzige Stadt dieser Gegenden, welche Schiffe in diesem Hafen hat; aber es sind doch überhaupt nur Tartanen von hundert bis zwei hundert Tonnen. Ihre Anzahl beläuft sich jährlich auf funfzig bis fünf und funfzig. Diese Schiffe bringen Kaffee, Zucker, Stockfisch, Provenzaler Früchte, Weine, u. s. w. Sie nehmen dafür wieder Alaun, Schwefel, Bauholz und Wolle mit.

Ein Dutzend holländische Schiffe bringen jährlich Spezereien, Tücher, Thee, Käse und Tobak. Sie führen dagegen Getreide, Wolle, und einige Seidenwaaren aus. Englische Schiffe kommen jährlich dreißig bis vierzig, mit Lebensmitteln von ihren Kolonien, und mehrern andern Erzeugniffen der Brittischen Inseln befrachtet.

Die Genueser treiben einen ansehnlichen Handel nach Civita-Vecchia mit Pomeranzen, Citronen, Oel, Sammet, und verschiednen spanischen Waaren. Hundert dreißig bis hundert funfzig Schiffe und Tartanen sind mit diesem Transporte befrachtet. Es kommen auch in diesen Hafen verschiedne kleine Schiffe von Neapel, Sizilien, Korsika und Maltha. 1789

sah man dort gegen achtzig Toskanesische Fahrzeuge.

Die Einwohner haben wenige, ihnen gehörige Fahrzeuge. Man sieht etwa zehn bis zwölf mit Fischen beschäftigte Tartanen, die dann, wenn die Ausfuhr erlaubt ist, oder wenn die apostolische Kammer Getreide zu einem Preise verkaufen kann, wobei irgend eine Spekulation zu machen ist, sich mit der Ausführung beschäftigen. Die Kammer hat sechs bis sieben Tartanen in ihrem Dienste, um diesen Handel zu bestreiten.

Funfzehn bis zwanzig Felucken oder kleine Schiffe fahren beständig die Tiber auf und ab, die Waaren aus den fremden Ländern nach Rom zu transportiren. An einem andern Orte werde ich von der Marine des heiligen Stuhls sprechen, die heut zu Tage eben keine beträchtliche Macht ist.

Die Garnison, die Galeerensklaven und die Verbrecher.

Die Besatzung von Civita-Vecchia bestand, als ich daselbst war, aus fünfhundert sechzig Mann, welche so schlecht montirt waren, daß sie nicht einmal die nemliche Uniform trugen, obgleich sie nur Ein Korps ausmachen. Nur in der Farbe, welche blau ist, kamen sie überein. Es ist ein sehr undisciplininirtes Militair. Der Soldat thut nur nach seinem Gutbefinden seine Dienste, und spottet oft der Befehle, die ihm der Offizier giebt. Ihr Sold

besteht monathlich in dreyßig Paula's. Obschon diese Soldaten ein sehr bequemes Leben führen, so desertiren sie doch viel, weil sie sehr liederlich sind und in wenig Tagen verzehren, womit sie einen Monat auskommen sollen; dann borgen sie, stehlen, begehen tausend Excesse, und desertiren endlich.

Das Loos der türkischen und Galeerensklaven ist sehr leidlich in Civita-Vecchia. Sie genießen vieler Freiheit, gehen und kommen ohne Wachen, und treiben mehrentheils einen kleinen Handel. Ueberdem giebt es hier beinahe kein schönes Frauenzimmer, welches nicht einen Galeerensklaven unterhielte. Ich war erstaunt zu sehen, daß Handelsleute diesen Galeerensklaven Waaren, um sie im Einzelnen zu verkaufen, anvertrauten. Das Merkwürdigste bei dem allem ist, daß alle diese Milderungen den wirklichen Verbrechern zugestanden werden. Die mahometanischen Sklaven können dieser Vorzüge nicht theilhaftig werden, weil sie der Landessprache unkundig sind. Die Strafe fällt also auf die ehrlichen Leute, und die Verbrecher erhalten statt der Strafe Belohnung. Es entwischen oft türkische Sklaven, denn die Polizei ist weder strenge noch wachsam, und die Wache ist leicht zu bestechen.

Ein bedeutender Posten in Civita-Vechia ist der Anführer der Alguazils. Er verdient jährlich sieben bis achthundert Dukaten. Von ihm hängt Strafe und Begnadigung ab; auf ihn kommt es an, ob er die Elenden hart oder milde behandeln will, und also genießt er eines großen Ansehens.

Die Stadt.

Civita-Vecchia hat, den Hafen mit inbegriffen, nicht über eine halbe Meile im Umfange. Es wird neun bis zehn tausend Einwohner haben, wenn man die Besatzung und die Galeerensklaven mitrechnet; dieser letztern sind sechs hundert an der Zahl. Die vornehmsten Straßen sind ziemlich breit und gut gepflastert. Der Exerzierplatz ist groß und schön.

Die schöne Kirche der Franziskaner hat eine Inschrift, welche meldet daß Pius VI. das Kapital zu ihrer Vollendung hergegeben hat. Man versicherte mich, es sey falsch; man habe bloß die Großmuth des Pabstes dadurch spornen wollen, daß man ihm ein voreilendes Lob gab. Uebrigens muß man nicht zu eilfertig dergleichen Innschriften Glauben beimessen, wenn man sie im Kirchenstaate siehet.

Es befand sich eben zu Civita-Vecchia eine Truppe elender Schauspieler, und ich sah sie Stücke von Goldoni sehr schlecht vorstellen. Die Entree kostete einen Paula. Der Schauspielsaal ist klein, aber ziemlich hübsch. Seine Form ist eine halbe Elliptik, welche die schicklichste ist.

Gewöhnlich sind in den italienischen Städten sehr viele Pfarreien. Es giebt welche, die nur fünf bis sechs tausend Einwohner, und fünf bis sechs Pfarreien haben. Civita-Vecchia hat deren nur eine.

Die Klöster.

Wenn es, wie eben angemerkt worden ist, nur eine Pfarrei in Civita-Vecchia giebt, so ist dagegen ein desto größerer Ueberfluß an Klöstern. Die Kapuziner, welche das Gelübde der Armuth thun, wissen Mittel, in einer nicht reichen Stadt in der größten Ueppigkeit zu leben. Ich bin, als sie eben aßen, in ihrem Speisesaal gewesen, und es ist mir vorgekommen, als ob sie sehr gut äßen; und doch war es an einem Fasttage. Die Kapuziner stehen, insonderheit in Italien, in großem Ansehen. Der gemeine Mann betrachtet sie als Heilige, und man spendet ihnen reichliches Allmosen. Diese Patres sind schlau; sie geben sich das Ansehen, als ob sie ein sehr strenges Leben führten, indeß sie von allen Mönchen das angenehmste genießen. Sie belästigen das Volk, drohen ihm mit den Höllenstrafen, und entreissen so dem Aermsten seinen Bissen Brod. Demzufolge sind es wirkliche Räuber, und ihre Klöster kommen mir wie jene Höhlen vor, in welchen sich Straßenräuber zusammenrotten, die Reisenden auszuziehen. Also auch, um das Gleichniß auszuführen, merke ich noch an, daß man vor der Thür eines jeden Kapuzinerklosters einen hochstämmigen Baum sieht, gleichsam um anzuzeigen, was für eine Gattung Menschen diese Höhlen bewohnen.

Die Jakobiner sind die reichsten Mönche in Civita-Vecchia. Man sagte mir, sie gäben sich mit Handelsgeschäften ab, worüber ich mich nicht wunderte, da ich schon dergleichen in Ge-

nua gesehen hatte. Ihr Kloster hat zwei und zwanzig tausend Thaler Einkünfte. Man kann sich leicht denken, daß ihre Küche nach ihrer Einnahme eingerichtet ist. Sie haben fünf bis sechs Galeerensklaven unter sich, welche sie ihren Detailhandel besorgen lassen, und weil diese alle Mädchen in der Stadt kennen, so verschaffen sie diesen Kuttenträgern Gelegenheit, sich ohne öffentlichen Anstoß zu belustigen.

Dem Hospital der Hospitalitenmönche wird sehr übel vorgestanden. Die Mönche, welche Aerzte und Chirurgi vorstellen, sind sehr unwissend, und verstehen nicht einmal gehörig zur Ader zu lassen.

Es giebt auch ein Kloster von Doktrinariern, zum Unterrichte des gemeinen Mannes. Es würde schwer halten, eine Stadt aufzufinden, in welcher die Einwohner so wenig Unterricht, so gar in Absicht der Religion hätten, als diese; daher kann man sich denn einen Begriff von ihren Lehrern machen. Sie legen kein Gelübde ab, und können, wenn es ihnen beliebt, in die Welt zurückkehren, um ein anderes Gewerbe zu treiben.

Ich war verwundert, kein Nonnenkloster in Civita Vecchia zu finden. Diejenigen, welche ins Kloster zu gehen verlangen, müssen sich nach Rom wenden.

Gespräch.

Die Mönche zu Civita Vecchia sind, die Libertinage bei Seite, sehr rechtschaffne Leute. Sie haben mich jederzeit artig aufgenommen,

Stadtbibliothek Augsburg

und offenherzig über das was sie angehet, mit mir gesprochen. Am liebsten gieng ich zu den Dominikanern. Unter ihnen war ein ehemaliger Professor des Minoritenkollegiums zu Rom; mit diesem habe ich verschiedne Unterredungen gehabt. Es ist bekannt, daß seit der Revolution die Franzosen in ganz Italien ungern gesehen sind, und daß sie insonderheit von Priestern und Mönchen verabscheuet werden. Auch hütete ich mich wohl, mich für einen Franzosen auszugeben, und nannte mich lieber einen Schweitzer. Zu dieser Absicht hatte ich mir in in Genf einen Paß geben lassen, worin ich als ein Walliser bezeichnet wurde. Ohne diese Vorsicht hätte ich bei den Mönchen weder Eingang gefunden noch ihr Zutrauen gewonnen. Ich bezeugte dem Professor, wie sehr gern ich den Pater Inquisitor sehen möchte, und darauf stellte er mich diesem Geistlichen vor, der sehr schöne Zimmer bewohnte. Die Gemälde, die Bildnisse, die Kupferstiche, alles zeigte das Haupt der Inquisition an. Folgendes ist die Unterredung, die ich mit ihm hatte.

Inquisitor.

Es thut mir sehr leid, mein Herr, daß Sie ein Franzose sind. Diese sind Gottlose, welche den göttlichen und menschlichen Gesetzen den Krieg angekündigt haben; sie sind Feinde Gottes, der Religion, und ihres Königes.

Ich.

Ich bin kein Franzose, sehr ehrwürdiger Herr. Ich bin aus Brüssel, ein Unterthan des Kaisers.

Inquisitor.

Ich habe Joseph II. in Rom gesehen. Der ist ein Ungeheuer, welches die Hölle ausspie, den Schooß der Kirche zu zerfleischen. Er hat den unseligen Saamen der Ketzerei durch alle Provinzen zerstreuet. Haben Sie sie endlich bei sich ausgerottet?

Ich.

Sie wissen, mein Vater, daß wir uns gegen ihn empörten, weil wir weder seine Moral noch seine Theologie annehmen wollten.

Inquisitor.

Ja, aber ihr hattet nicht genug Glauben. Es giebt noch viel Ketzereimacher unter Euch. Meine Mitbrüder, die Patres Prädikanten, hatten Euch große Dienste geleistet. Sie sind verkannt worden. Ihr habt Euch wieder unter des Kaisers Herrschaft begeben.

Ich.

Leopold ist anders als Joseph. Er ist ein tugendhafter Fürst, voller Religionsliebe.

Inquisitor.

Er und die Religionsliebe! Er! tugendhaft! Er ist ein gottloser Mensch, der in Toskana viel Klöster und Brüderschaften aufgehoben hat. Wie kann man tugendhaft seyn, wenn man gegen Ordensleute zu Felde zieht, die das Heil der Kirche besorgen, und die kein anderes Geschäft haben, als die Lehren unsrer heiligen Religion auszubreiten, und in Achtung zu setzen.

Ich.

Ich wüßte nicht, daß er in so tadelnswürdige Irrthümer verfallen wäre. Ich bedaure ihn,

und bitte Gott, daß er das Herz dieses Fürsten erweichen und bekehren wolle.

Inquisitor.

Sie beruhigen mich, mein Herr. Ich sehe, daß Sie den Grundsätzen der Religion getreu sind. Gott wird Sie dafür segnen.

Ich.

In Ansehung unsrer beträgt sich Leopold ganz anders wie in Toskana. Er hat alle geistliche Einrichtungen wieder auf den alten Fuß gesetzt.

Inquisitor.

O trauen Sie ihm nicht! Er ist ein Heuchler, der die Larve wegwerfen wird, sobald er wieder festen Fuß gefaßt hat. Des Teufels Agenten sind schlau, und Leopold ist einer der behendesten Abgeordneten des Satans. Nein, da ehre ich mir den König von Sardinien. Das ist ein würdiger Monarch, ein Fürst, dessen Betragen wirklich exemplarisch ist. Der Turiner Hof zeichnet sich durch seine Ehrfurcht für die Religion aus, so wie durch die genaue Erfüllung der Pflichten, welche ihm die Kirche vorschreibt. Warum hat der französische Hof einem solchen Muster nicht nachgeahmt? Sein ganzes Unglück rührt von seiner Gleichgültigkeit gegen die Religion und von dem Anstoße, welchen er gegeben hat, her.

Ich.

Eigentlich hat die Verschwendung dieses Hofes, welcher die Finanzen erschöpfte, die Revolution veranlaßt.

Inquisitor.

Wäre der französische Hof gottesfürchtig gewesen, würde er nicht in die Laster gerathen

seyn, die ihn in die abschenlichsten Unordnungen verwickelt haben. Also bleibt immer die Irreligion die Quelle seines Unglücks.

Ich breche hier eine Unterredung ab, die dem Leser Langeweile machen könnte. Diesen Auszug führte ich nur an, die fanatischen Grundsätze der Mönche bekannt zu machen. Dieser zum Beispiel beurtheilte die Regenten lediglich nach ihrer Art, sich gegen die Diener der Kirche zu betragen. Jeder Fürst, der es wagte, ein geistliches Eigenthum anzutasten, war in seinen Augen ein höllisches Ungeheuer. Dem Könige von Sardinien schrieb er die seltensten Eigenschaften eines Regenten einzig deshalb zu, weil er wußte, daß dieser Fürst ein Andächtiger ist.

Reise von Civita Vecchia nach Rom.

Achtzehn Meilen von Civita Vecchia läßt man links die kleine Stadt Cervetta, welche dem Prinzen Ruspoli gehört, liegen. Mein Postillion, der mir ein vernünftiger Mensch zu seyn schien, sagte mir, diese Stadt habe nicht dreitausend Einwohner, welche noch dazu ziemlich arm wären. Sie erfuhr vor fünf Jahren eine Hungersnoth, so daß sie den Lehnfürsten und die apostolische Kammer um Beistand anflehen mußte, ohne daß sie aber etwas erhielt. »Ach mein Herr, setzte er hinzu, die Pfaffen sind gar schlechte Gebieter! man würde eher einen Marokkaner rühren, als das Herz eines geistlichen Herrn oder eines Mönches. Die Fürsten aus

päbstlichem Geblüte haben das harte Herz ihrer Vorfahren geerbt.

Der Weg von Civita Vecchia nach Rom kann gar nicht schlechter seyn. Ich war ganz zerschellt. Der Postillion entschuldigte sich viel; welches er nicht nöthig hatte.« Dieser Weg ist abscheulich, sagte er, aber die verwünschten Pfaffen wollen ihn nicht ausbessern lassen. Der öffentliche Nutzen ist immer ihre letzte Sorge.« Die ganze Gegend auf diesem Wege schien mir ungngebauet zu seyn. Kröten und Ungeziefer mancherlei Gattung schienen es in Besitz genommen zu haben, und giengen friedlich darauf spazieren.

Das Wirthshaus in Montenero, wo ich abstieg, ist wohl die elendeste Kneipe, die nur zu finden ist. Ich hätte vor Hunger umkommen müssen, hätte ich meinen Proviant nicht mitgebracht. Die Nacht brachte ich viel lieber in meinem Wagen zu, als daß ich mich entschloß, mich in ein Bette zu legen, das von Wanzen lebte. Indeß mußte ich doch so gut bezahlen, als hätte ich in dem weichsten Daunenbette geschlafen.

Auf dem Wege von Civita Vecchia findet man verschiedene schöne Ruinen, welche von der ehemaligen Herrlichkeit der außerordentlichen Nation zeugen, welche beinahe die ganze bekannte Welt unterjochte, und deren Gesetze Europa civilisirten. Die Barbaren haben alles zerstört, und die Priester nichts wieder hergestellt. Ein trauriges Beispiel aller der Uebel, welche die Folgen der theokratischen Regierung sind! Auf dem ganzen Wege von

Civita Vecchia, der doch 48. Meilen beträgt, stößt man man nur auf zwei kleine Dörfer, Sankt Severa, und Sankt Marinella.

Der Verfasser kömmt in Rom an. Den Eindruck den es auf ihn macht.

Diese Einsamkeit, diese Ruinen, diese höckrichten und unbebauten Felder, deren ich erwähnt habe, erstrecken sich bis an die Thore von Rom, und der erstaunte Reisende entdeckt eine große prächtige Stadt, ehe er durch irgend etwas darauf vorbereitet worden wäre. Wenn man von Civita-Vecchia kommt, so muß man durch das nicht weit vom Vatikan gelegne Thor. Ich habe nicht weit von der Engelsburg still gehalten. Von da aus habe ich lange, in süßem Erstaunen versenkt, die prächtige Façade der Peterskirche, den Platz, den Obelisk, die Kolonade von Bernini u. s. w. betrachtet. Es ist ein bezaubernder Anblick, den ich über anderthalb Stunden lang unablässig betrachtete. Der Postillion war so gefällig, so lange geduldig zu warten; wozu er nicht verpflichtet war. Die Römer haben von Natur viel Verstand. Die Neugier der Fremden verwundert sie nicht, im Gegentheil begünstigen sie selbige, so viel es von ihnen abhängt.

Von dem Petersplatze an bis auf den spanischen Platz, wo ich wohnte, sieht man nichts als prächtige Gebäude, an welchen die neuere Baukunst alle ihre Wunder darstellt. Der durch den Anblick der Wüsten, die man durchreiset hat, noch niedergeschlagene Geist fühlt

um so lebhafter den Abstich, welchen der Anblick der prächtigsten Stadt der Welt ihm darbietet.

Die Ausgaben in Rom, die Geschenke, das Hausgesinde.

Verschiedene Artikel sind in dieser Stadt eben nicht kostbar. Eine Miethskutsche kostet in London täglich eine Guinee, in Paris achtzehn Franken; in Rom hat man sie zu sieben oder acht Livres. Die Schauspiele sind wohlfeil, und die Lebensmittel sind nicht theuer. Mit funf Paula's, ungefähr drei französische Livres, kann man recht gut leben. Für drei Louis monathlich hat man eine sehr gute Wohnung. Was den Putz anbetrifft, so braucht man in Rom nicht mehr Aufwand in Kleidern zu machen als in andern Hauptstädten, wenn man das diplomatische Korps, welches man die gute Gesellschaft nennt, besuchen will. Paris macht jetzt eine Ausnahme. Man kleidet sich dort wie man will, seit der Revolution, die dem französischen Reiche eine ganz andre Gestalt gegeben hat. Verschiedne affektiren sogar in ihrem Aeußern eine bis zur Unsauberkeit gehende Nachlässigkeit, als ob man schmutzig und ekelhaft seyn müßte, um für einen ächten Demokraten angesehen zu werden.

Nach diesen Angaben sollte man nun glauben, der Aufenthalt in Rom sey für einen Fremden eben nicht sonderlich kostspielig; da würde man aber sehr irren. Die Geschenke, welche man alle Augenblicke zu geben verbunden

ist, erhöhen die Ausgaben ungemein. In keinem Orte in der Welt wird dieser Unfug so aufs höchste getrieben. Nicht nur in den Häusern der Kardinäle und andern Vornehmen heben die Bedienten diese Art von Kontribution; sondern auch in den bürgerlichen Häusern wird sie eingetrieben. Dadurch, daß dieses Gesinde, das elendeste Lumpenzeug so es nur geben kann, einem die größten Ehrennahmen giebt, suchen sie der Eigenliebe zu schmeicheln, und die Großmuth zu spornen.

Ich hatte aus Civita-Vecchia ein Päckchen für den Kardinal Borromeo mitgenommen. Da ich gar keine Lust hatte, diese Eminenz zu sehen, so stieg ich nicht einmal aus, sondern ließ das Paket durch meinen Bedienten abgeben. Den zweiten Tag nachher kam ein großer vierschrötiger Kerl in des Kardinals Livree, mir einen guten Morgen von seinem Herrn zu entbieten, und ein Geschenk für sich zu fordern. Ich antwortete sehr trocken, wie ich keines zu geben nöthig hätte; ich hätte dem Herrn Kardinal keinen Besuch machen, sondern nur ein Pack abgeben wollen, welches ich lediglich aus Gefälligkeit übernommen hätte, also müßte viel eher der Herr Kardinal meinem Kammerdiener, der das Pack abgegeben hätte, ein Geschenk machen. Der Kauz bestand aber auf seine Forderung, welcher ich dadurch ein Ende machte, daß ich ihm die Thür vor der Nase zuschlug.

Durch diese Geschenke halten sich die Bedienten wegen des geringen Lohnes, welchen sie bekommen, schadlos. Das Geld, das durch

diese Kontribution eingetrieben wird, kommt in Gegenwart verschiedner Zeugen in eine verschloßne Kasse, und wird bei dem Jahresschlusse unter alle vertheilt.

Ehe man in das Gesellschaftszimmer gelangt, muß man durch verschiedne Vorzimmer gehen, die voller Bedienten sind, deren Dienste, Kleidungen und Benennungen sehr verschieden von einander sind. Der Nahme des Besuchenden wird von Vorzimmer zu Vorzimmer wiederholt, und wenn es ein ausländischer Nahme ist, wird er dabei oft seltsam entstellt. Man hat mir erzählt, daß, als Herr von Montesquieu einst einen Besuch bei einem Römischen Prinzen ablegte, er zuerst als Herr von Montedieu angemeldet wurde; dann hieß er Monsieur Montieu; im dritten Zimmer verwandelte sich Montieu in Mordieu, und die letzte Metamorphose war endlich Monsieur Forbu.

Der Doktor Tissot ist allgemein bekannt. Der Kardinal Bernis fand Vergnügen daran zu erzählen, daß, als er zu ihm gekommen war, der erste Bediente gerufen habe: der Doktor Tisson, der zweite Tosson, der dritte Tosodi, und endlich der vierte, der ihn ins Zimmer einführte, es unter dem Nahmen des Doktors Tassonni gethan habe. Dagegen erzählte ich dem Kardinal, was diesem berühmten Manne in Genf begegnet war. Der Kontrast war auffallend. Tissot machte einen Besuch, und als er seinen Nahmen sagte, bat er das Dienstmädchen, ihn ja nicht zu vergessen. »Sie halten mich also für sehr dumm, antwortete ihm das Mädchen,

daß Sie glauben, ich könne einen so berühmten Nahmen vergessen.«

Wenn man diese Menge Tagediebe, womit die Häuser in Rom besetzt sind, siehet, so kann man sich nicht enthalten zu denken, daß sie weit besser angewendet wären, wenn sie die brach liegenden Ländereien, womit die Hauptstadt der christlichen Welt umgeben ist, anbaueten.

Daß man die Merkwürdigkeiten, die nicht im Publikum ausstehen, nur durch Geschenke zu sehen bekommt, ist bekannt. Man giebt gewöhnlich einen Testoni; das scheint nicht viel zu seyn; da es aber sehr viele Kabinette, Museums u. s. w. giebt, und man oft wiederkommen muß, wenn man sich mit den Meisterstükken der verschiednen Gallerien bekannt machen will, so wird man finden, daß diese kleinen Geschenke endlich zu einer beträchtlichen Summe anlaufen.

Der außerordentliche Bankier.

Thomas Jenkins, ein berühmter Bankier in Rom, ein gebohrner Engländer, verdient wohl, daß er einen Abschnit dieses Buches einnimmt. Er hatte die Mahlerei eine Zeitlang studirt; als er aber bemerkte, daß er in dieser Kunst nie etwas treffliches leisten werde, begnügte er sich damit, was man einen einsichtsvollen Kenner nennt, der in der Theorie der Zeichenkunst sehr bewandert ist zu seyn. Er versteht sich ausnehmend auf Medaillen, Gemmen, auf geschnittne Steine u. s. w. In der Geschichte ist er ganz zu Hause. Niemand ver-

steht so wie er, eine raisonnirte Notiz eines Basrelief, einer Statue, einer Büste zu machen, wie beschädigt solche auch durch die Zeit seyn mögen. Kurz, um sein Lob in wenig Worte zu drängen, er wurde oft über Mahlerei und Bilddhauerkunst von dem berühmten Kardinal Alexander Albani, von dem großen Winkelmann, von Raphael, Mengs, dem berühmten Mahler, zu Rathe gezogen. Er hat mit einem Gemälde = Statuen = und Medaillenhandel angefangen; nachher wurde er auch dabei Bankier, wodnrch er ein großes Vermögen erworben hat. An ihn werden alle Fremde von Stande addressirt.

Jenkins hat eine ganze ganz originale Art, die verschiednen Sachen, die seinen Handel ausmachen, zu verkaufen. Will man eine Medaille von ihm kaufen, so erzählt er den Zug aus der Geschichte, auf welchen sie sich bezieht, aufs umständlichste, und durch eine mit der grösten Wärme vorgetragene Lobrede rühmt er die Seltenheit, die Sonderbarkeit dieses Stücks, wofür er beträchtlich viel fordert. Muß er sie endlich um den abgeredeten Preis lassen, so vergießt er Thränen; und ein zärtlicher Vater, welcher seine einzige Tochter nach einem entfernten Lande abreisen sähe, könnte nicht lebhafter davon gerührt seyn. Ich bin zuweilen bei solchem Handel gegenwärtig gewesen, und der Ausdruck seines Schmerzens entlockte mir Thränen, die ich nicht unterdrücken konnte. «Mein Herr, sagt er zu dem Käufer, wenn er diesen nun fortgehen sieht, mein Herr, sollte Sie der Kauf gereuen, so bringen Sie mir diese

Medaille wieder, Sie sollen Ihr Geld gleich bereit finden; indem sie mir dieses unschätzbare Stück wiederbringen, werden sie mir die Anmuth und den Trost meines Lebens wiedergeben.« Zuweilen hat man ihn beim Worte gefaßt, und ihn wiedergebracht was er verkauft hatte. Jenkins hat in solchen Fällen immer Wort gehalten, das Geld wiedergegeben, und das lebhafteste Vergnügen darüber blicken lassen, sogar auch denjenigen, der ihm dergleichen wiederbrachte, zum Mittagsessen eingeladen, und köstlich bewirthet.

Ich habe nie einen Schauspieler gesehen, welcher die Rührung und Traurigkeit ausdrucksvoller und wahrer dargestellt hätte, als Jenkins bei solchen Anlässen zu thun pflegt. Er könnte den Stoff zu einer trefflichen Komödie hergeben. Vielleicht ist seine Betrübniß nicht erkünstelt; vielleicht hängt er wirklich so stark an den Gegenständen seines Gewerbes. Auf jeden Fall, wenn es bei ihm nur ein Handelskniff ist, muß man gestehen, daß er diese Art von Benehmen ganz meisterhaft auszuüben versteht, und noch niemand ihn hierin übertroffen hat.

Der Garten des Quirinal.

Dieser Garten ist sehr angenehm, und nach sehr abwechselnden Formen gezeichnet. Man findet hübsche Höfe, wo Geflügel und Federvieh von trefflichem Geschmacke gemästet wird, daß es werth ist, von dem allerheiligsten Magen des heiligen Vaters verdauet zu werden. Er liegt gegen Mittag, welches der Gesundheit

der Päpste sehr zuträglich ist, welche gewöhnlich Greise sind, deren natürliche Wärme in Abnahme ist. Hier ist auch ein Kaffeehaus, welches Benedikt XIV. zu seiner Zusammenkunft mit dem Könige von Neapel, der nachher König von Spanien unter dem Nahmen Karl III. war, einrichten ließ.

Als dieser Herr durch Rom gieng, um den Thron beider Sizilien in Besitz zu nehmen, wünschte Benedikt XIV. sehr eifrig eine Zusammenkunft mit ihm; allein er besorgte, die hergebrachte Etikette, wenn katholische Könige den Papst besuchen, möchte dem neapolitanischen Monarchen nicht behagen; darum ersann er einen Ausweg. Auf seinen Befehl wurde ein Kaffeehaus eingerichtet, wo sich die beiden Souverains wie von ungefähr treffen sollten, um sich, gleich zweien Freunden, ohne alle Umstände zu umarmen. Karl kam in das niedliche Kaffeehaus, und hätte nun erwarten sollen, bis der Papst auch hereinkäme; allein sobald er vernahm, der Papst sey am Ende der Allee, gieng er heraus, und erwartete ihn kniend, so weit wie er ihn nur ansichtig wurde. Der immer lustige Lambertini enthielt sich nicht auszurufen: che coglioni! über den . . . .! Dann wendete er sich zu den drei gegenwärtigen Kardinälen und sagte: Laßt uns Gott danken, und ihn bitten, daß er gnädigst alle katholische Souveraine aus demselben Teige forme, aus welchem dieser hier gemacht ist!

Kardinäle und römische Prälaten fanden es unrecht, daß dieser Papst sich so leicht zur Abschaffung der spanischen Datarii verstand; sie

wagten es sogar, ihm Vorwürfe darüber zu machen. Allein Benedikt XIV., der in die Zukunft blickte, antwortete ihnen: »Wir wollen Gott danken, daß der König von Spanien so gut gewesen ist, uns um die Erlaubniß zu dieser Reform zu bitten, und daß er so großmüthig war, uns eine Summe als Entschädigung dafür zu geben.«

Klemens XIII. Rezzonico war ein milder, menschlicher Papst; er hatte viel Einsichten, aber eine zu große Meinung von der Ueberlegenheit des heiligen Stuhls über die andern Thronen der Erde. Auch wirft man ihm seinen Nepotismus vor; eine Schwachheit, welche er mit vielen Päpsten gemein hatte!

Klemens XIV. hatte die Tugenden seines Vorgängers; aber er glich dem Lambertini von Seiten seiner Gelehrsamkeit und der Kenntniß seines Zeitalters. Rezzonico hatte alles durch seinen Starrsinn eingebüßt; Ganganelli erhielt alles durch seine Geschmeidigkeit; er führte die Sprache der Vernunft, und fand Eingang. Pius VI. hat beinahe alles wieder verdorben. Er hat sich oft auf eine lächerliche Weise kompromittirt, und so das päpstliche Ansehn sehr geschwächt. Rom ahndet selbst nicht alles, was er nachtheiliges gethan hat. Endlich muß man zum Beschlusse dieses Artikels sagen, daß es wenige Päpste wie Ganganelli gegeben hat. Noch wenigere kann man mit Lambertini vergleichen; aber die Geschichte der Päpste stellt uns eine große Anzahl Rezzonico's und Braschi's dar.

Russische Anekdote.

In meiner Schilderung von Livorno wird man die traurige Begebenheit der russischen Prinzessinn finden, worinn der Graf Alexis Orlow als erster Schauspieler auftritt. Zwei Engländer, welche ich in Rom bei der Markise Gentili Bocca Paduli antraf, haben mir die Wahrheit dieses Ereignisses mit den nehmlichen Umständen, wie ich sie erzählt habe, bekräftigt. Es ist viel von diesem russischen Tyrannen, von seiner außergewöhnlichen Stärke, und seiner Rohheit gesprochen worden. Folgendes hat sich in dem Hause der gedachten Markise zugetragen, und ist mir von Augenzeugen bestätigt worden.

Der Graf Orlow wollte einst bei dieser Dame Beweise seiner Stärke geben, die mit der des Herkules verglichen zu werden verdient. Er nahm verschiedne Stücke Kristall, Eisen und ähnliche harte Körper, die er ohne sonderliche Anstrengung mit seinen Händen zerbrach. Auch nahm er einen der härtesten Aepfel zwischen zwei Finger, und da er diese zusammendrückte, zerquetschte er den Apfel in viele Stücke. Eines Abends machte er dieses Experiment in Gegenwart des Herzogs von Glouceſter, Bruders des Königs von England. Ein Stück vom Apfel prellte gegen das Gesicht des englischen Prinzen, und verletzte ihn. Alle gegenwärtige Zuschauer bezeugten ihr Beileid über diesen Vorfall; der einzige Graf Orlow schien gar nicht außer Fassung, und würdigte den Herzog auch nicht der kleinsten Entschuldi-

gung

gung. Was gieng diesen stolzen Mann auch der Bruder eines Königs an?

Der Muth der römischen Weiber.

Die Extremen berühren sich. Die Päpste, welche den größten Despotismus ausüben, indem sie ihren Unterthanen körperliches und geistiges Joch auflegen, diese so geachteten obersten Priester müssen sich oft von der untersten Pöbelklasse die härtesten Wahrheiten ins Gesicht sagen lassen.

Während meines Aufenthaltes in Rom, im Monat Oktober, war das Oel ungemein theuer. Der Papst stand in dem Verdachte, daß er das Monopolium hätte, und man hatte nicht ganz unrecht; denn die apostolische Kammer, welche die allerheiligsten Finanzen verwaltet, hat nicht nur in Ansehung des Getreides, sondern auch aller übrigen Lebensmittel das verhaßteste Monopolium an sich gerissen.

Ich saß ruhig beim Mittagessen, als mein Bedienter mir sagte, es sei viel Lärmen auf der Straße, der Papst gienge zu Fuße vorbei, und seine Wagen folgten ihm. Ich gieng herab, um dieses Schauspiel in der Nähe zu sehen. Ich hörte eine Frau mit lauter Stimme sagen: »Heiliger Vater, das Oel ist erstaunlich theuer, und es ist kaum zu bekommen. Dafür mußt Du sorgen. Das Volk murrt, und verlangt, daß Du solche Anstalten treffest, daß diesem Mangel abgeholfen werde.« Pius VI. sah diese Frau mit Verachtung an.

»Geh, geh,« fuhr sie nun fort, »ich fürchte mich nicht vor Deinem sauern Gesichte; ich sage Dir noch einmal, das Oel ist theuer, und es ist Deine Schuldigkeit, es uns wohlfeiler zu schaffen.« Der Papst that immer noch als hörte er es nicht, und sah anderwärts hin; aber den folgenden Tag schlug der Preis des Oels wirklich ab.

Pius VI. hat keine Religion, aber er stellt sich sehr andächtig. Er geht alle Tage zwischen fünf und sechs Uhr in die Peterskirche, und verrichtet vor der Statue des heiligen Petrus sein Gebet, mit dem Anscheine der stärksten Inbrunst. Als ich einst dieser Farce zusahe, hörte ich eine bejahrte Frau ganz laut sagen: »Der Papst spielt seine Rolle vortreflich; man weiß doch wohl, daß er nichts glaubt.« Der Einfall wurde belacht, aber der Papst sagte kein Wort, und seine Wachen hielten sich ganz still. Es ist bemerkenswerth, daß die Statue, welcher Pius VI. seine Verehrung darbringt, ein in einen heiligen Petrus umgewandelter donnernder Jupiter ist. Der Donner, welchen dieser Gott in den Händen hielt, ist der Himmelsschlüssel geworden.

Es ist nicht zu läugnen, daß man bei den Römern, in beiden Geschlechtern, noch Spuren jenes alten Freiheitssinnes trift, den dieses Volk einst so vergötterte. Allein die Priester schmiegen sich in hundert Gestalten, und wissen die Entwicklung dieses Keims sehr geschickt zu hintertreiben.

Es giebt der Wege mancherlei zur päpstlichen Krone zu gelangen.

Lambertini hatte sich durch verschiedne sehr gute Schriften berühmt gemacht. Seine Tugenden und seine Wissenschaften hoben ihn auf den päpstlichen Thron. Rezzonico war immer gut, freigebig, aufrichtig fromm, und ein Feind aller Ränke gewesen. Die Kardinäle waren der Intriguen satt, und wählten ihn, um dem Streben der Uebrigen ein Ende zu machen. Ganganelli wußte sehr viel; er war alle Grade seines Ordens durchgegangen. In seiner Jugend war er etwas galant, aber er verbarg seine Liebeshändel mit vieler Klugheit. In Mayland aber verunglückte es ihm doch, und er wurde von dem Manne einer Frau, die er liebte, ertappt. Dieser zwang ihn die Treppe etwas zu schnell herunter zu gehen; er that dabei einen Fall, und blieb viele Wochen bettlägerig. Dieser Vorfall heilte ihn auf immer. Rezzonico verschafte ihm die Kardinalswürde, und nach dem Tode dieses Papstes wurde er erwählt, sein Nachfolger zu seyn. Um nicht Gefahr zu laufen, von der Wahl ausgeschlossen zu seyn, hatte er versprochen, den Jesuiterorden aufzuheben.

Als Klemens XIV. seine Laufbahn beschlossen hatte, gieng es in dem mit einer neuen Wahl beschäftigten Konklave sehr stürmisch zu. Man fühlte, wie sehr man eines guten Kopfes bedurfte. Der heilige Geist nannte Braschi,

der dann unter dem Nahmen Pius VI. gewählt wurde.

Johann Angelo Braschi war der Sohn eines armen Edelmannes von Cesena. In seinem Jünglingsalter schickten ihn seine Eltern nach Rom, sich um ein Kanonikat der Hauptkirche von Cesena zu bewerben, welches er so glücklich war nicht zu erhalten. Dieser Mann also, der bestimmt war, das Haupt der Kirche zu seyn, wurde nicht tüchtig zu einem Kanonikate in einer kleinen Stadt gehalten. Braschi hatte eine reizende Figur, und sein Gesicht war blühend wie Lilien und Rosen. Der Kardinal Rossi, ein Neapolitaner, und großer Liebhaber schöner Verhältnisse bei beiden Geschlechtern, verliebte sich unsterblich in ihn und nahm ihn zu sich in seinen Pallast. Er wendete es daran, ihn in die Prälatur zu bringen, und verschafte ihm überdem noch ein Kanonikat an der Peterskirche, hinterließ ihm auch, als er starb, eine Pension. Darauf wurde Braschi der Liebhaber von der Maitresse des Kardinals Rezzonico, des päpstlichen Neffen; durch diese wurde er Großschatzmeister, und erhielt dann den Kardinalshut, welchen ihm Klemens XIV. ertheilte, um ihm die Schatzmeisterwürde abnehmen zu können, bei welcher er viel Unterschleif gemacht hatte. Als Braschi Seiner Heiligkeit dankte, war Ganganelli offen genug, ihm zu sagen: »Ich habe Sie zum Kardinal gemacht, weil ich Ihre Stelle einem Manne von erprobter Ehrlichkeit geben wollte.« Damals ließ er es sich nicht träumen, daß der, dem er so be-

leidigend begegnete, einst sein Nachfolger seyn würde.

Braschi ist nicht gelehrt. Er hat nichts geschrieben, das man anführen könnte; er drückt sich gut aus, aber er spricht nichts gründliches; es ist ein bloßes Gewebe von glänzenden Ausdrücken, worin aber nichts neues noch wizziges ist. Der angenehme Ton seiner Stimme, die Schönheit seiner Physiognomie, sein reizendes Mienenspiel, geben dem was er sagt, Annehmlichkeiten, welche es ohne diese Nebendinge nicht haben würde. Mit einem Worte, er ist ein geschickter Schauspieler, und weiter nichts.

Man wird sich nicht wundern, daß ein solcher Mensch zur dreifachen Krone gelangt sey. Die Intriguen, die das Konklave treibt, das Zusammenstoßen der verschiednen Partheien, die, um sich endlich zu vereinen, einen Kardinal wählen, der weiter kein Verdienst hat, als daß ihm die herrschenden Faktionen fremd sind, dies sind auch die geheimen Triebfedern, welchen Pius VI. seine Erhöhung verdankt, so wie schon vor ihm es die nämliche Bewandtniß mit Päpsten vom nämlichen Schlage hatte.

Der Kardinal Visconti

Ist schon todt. Weil es aber in dem Konklave, das den jetzigen Papst wählte, im Werke war, jenen zur dreifachen Krone zu erheben, so wird es nicht unrecht seyn, ein Wort von dieser Eminenz zu sagen.

Visconti war Nuntius in Warschau und in Wien gewesen, und war von Jedermann geschätzt; er besaß bei seinen andern moralischen Eigenschaften auch eine Frömmigkeit, die bei ihm kein Gaukelspiel war. Er wurde in Rom sehr geachtet, und genoß eines großen Ansehens, ob sonst schon, in der Regel, die Hofleute des obersten Priesters nur solchen, die in den Ränken und Kabalen recht geübt sind, ihre Achtung zu bezeugen pflegen. Er vermied alles was die Religion verletzen konnte, und sein Eifer hierin gieng bis zu einer lächerlichen Intoleranz. Als ich einst bei ihm speisete, hörte ich von einem Manne sprechen, der in dem Augenblicke, da er im Ministerio sein Glück machen sollte, durch die Ränke seiner Feinde gestürzt worden war. Bei dieser Gelegenheit entwischte mir der gewöhnliche Ausdruck, das Schicksal habe die Entwürfe dieses Mannes nicht begünstigt. »Wie! das Schicksal!« rief der Kardinal lebhaft. »Sie glauben also nicht, daß alles von Gott komme?« Hier war nun weder der Ort noch die Zeit, eine philosophische Erörterung vorzunehmen; ich ließ es also dabei bewenden, daß ich sagte, ich glaubte sehr fest, alles käme von Gott, und ich sey über diese Glaubenslehre nie schwankend gewesen; ich bäte ihn wegen eines Ausdrucks um Verzeihung, der durch Gewohnheit geläufig geworden wäre, ohne daß ich irgend einen Gedanken, welcher der Lehre von der Existenz Gottes zuwider wäre, damit verbunden hätte. Hier ist noch ein Zug seines Fanatismus und seiner Unwissenheit. Ein Gelehrter hatte einen Ro-

man im griechischen Geschmacke geschrieben. Ein Freund des Kardinals rieth ihm, das Buch zu lesen, weil es sehr interessant sey. Visconti las, und war sehr damit zufrieden. Nun fragte der erwähnte Freund, wie das Buch gefallen habe: »Es scheint mir,« sagte der Kardinal, »daß ein Theil dieser Begebenheiten nicht wohl erwiesen werden könne.« — »Das ist auch gar nicht nöthig,« antwortete der Freund; »der Verfasser giebt es nur für Erdichtung.« — »Wie! Erdichtung!« rief Visconti; »aber eine Erdichtung ist ja eine Lüge! und Lügen ist Sünde!« Indem er dies sagte, warf er das Buch verwünschend an die Erde.

Aus dergleichen Zügen sieht man, daß Visconti ein eingeschränkter Kopf, und wenig aufgeklärt war. Die Ehre, welche er bei seinen Nuntiaturen erworben hat, verdankt er den Eingebungen des Abbe Taruffi, seines Auditors, der ein Mann von ausgezeichneten Verdiensten war, von welchem sich der Kardinal gänzlich leiten ließ. Visconti hatte bloß die Gabe, sich gut verstellen zu können; welches an den Höfen eine wirklich unentbehrliche Eigenschaft ist. Des Visconti Depeschen wurden in Rom begierigst gelesen, und werden jetzt noch dort für Meisterstücke gehalten. Hätte er sich in seiner Klause im Konklave ruhig verhalten, und den Abbe Taruffi machen lassen, würde er Papst geworden seyn. Er perorirte gern, und machte schlechte Calembourgs, denn er hatte so wenig guten Geschmack, auf diese Art von Verstand Anspruch zu machen, obschon es ihm auch damit nicht gelang. Die

Kardinäle sahen bald das Maaß seiner Fähigkeiten ein, und überzeugten sich von seiner Untüchtigkeit.

Als Taruffi alle seine Versuche, den Visconti zum Pontifikate zu verhelfen, scheitern sah, hatte er einen heftigen Verdruß darüber. Er hatte sich dabei sehr frei über die Fehlerhaftigkeit der theokratischen Regierung, die niemand so gut kannte wie er, ausgedrückt; daher hatte er die Kränkung, daß er von allen Ehrenstellen auf immer ausgeschlossen blieb. Seine Betrübniß darüber verkürzte sein Leben, und er starb noch vor seinem Beschützer, der drei oder vier Jahre nach ihm starb.

Die Kirche zu Utrecht.

Wir wollen eines anscheinenden Schisma erwähnen, welches lediglich durch das unpolitische Betragen des römischen Hofes sein Dasein hat, wo es nur von ihm abhienge, es ganz aufhören zu lassen.

Es erregt Erstaunen, daß in einem Jahrhunderte der Klarheit, da die Völker anfangen ihre Rechte kennen zu lernen, und aus der Finsterniß des Aberglaubens herauszugehen, der römische Hof noch einen so stolzen Ton anzunehmen affektirt, gegen eine kleine katholische Gemeinde, die sich mitten in einem Lande befindet, dessen herrschende Religion sich auf den Trümmern des römischen Stuhls erbauet hat.

Wenn die Kirche zu Utrecht, statt der Ergebenheit und Demuth, welche sie dem heili-

gen Stuhle bezeigt, endlich den Entschluß faßte, dem Donnern des Vatikans Trotz zu bieten, und ihr unter dem kirchlichen Zepter gebeugtes Haupt zu erheben wagte, so würde man bald die Päpste ihren Ton durchaus abändern sehen, und sie würden die süßsanften und pathetischen Ermahnungen an die Stelle der Strenge und des Hochmuthes in den von dem heiligen Stuhle ausgehenden Akten setzen.

Diese Kirche ist in der That ganz so orthodox als die dem römischen Stuhle allerunterwürfigste nur seyn kann. Die Kirchengebräuche sind gerade die in andern katholischen Ländern üblichen. Stirbt ein Papst, so werden die im römischen Ritual angeordneten Gebete gehalten und Messen gelesen. Sobald die Nachricht von der Ernennung seines Nachfolgers einläuft, wird ein Te Deum gesungen und ein öffentliches Dankfest gehalten, und dem neuen Oberhaupte der Kirche wird ein Glückwünschungsschreiben, in den ehrerbiethigsten Ausdrücken abgefaßt, überschickt.

Der heilige Stuhl nimmt die Kondolenz allezeit sehr übel auf, und der Gratulation geht es nicht besser. Aber dabei läßt er es nicht bewenden; er unterläßt nie, der katholischen Gemeinde zu Utrecht durch eine Exkommunikationsbulle, die eine Formalität geworden ist, seinen Dank zu bezeigen.

Zur Zeit der Erhebung Pius VI. schrieb ihm die Kirche von Utrecht einen Brief voller Salbung und Ausdrücke der ehrerbiethigsten Ergebenheit. Monsignor Stay, Sekretair der Sendschreiben, erhielt den Auftrag ihn zu be-

antworten. Wäre es auf ihn angekommen, so würde er sehr günstig geantwortet haben; allein er durfte von den bei dergleichen Gelegenheiten vorgeschriebenen Formularen nicht abweichen; und so schickte er denn eine wirkliche Exkommunikationsbulle nach Utrecht. Ich zankte mit diesem Prälaten, der in der gelehrten Welt durch zwei sehr zierliche lateinische Gedichte bekannt ist — eines über die Newtonische Philosophie, das andre über Deskartes — etwas über diese Angelegenheit. »Mein Herr, antwortete er mir, ich kenne die Grundsätze der utrechtschen Gemeine vollkommen wohl, und habe alles gelesen was über diese Materie geschrieben ist.« — »Eine günstige Antwort zu geben, hieng doch aber von Ihnen ab,« sagte ich. — Da schlug Stay mit seiner breiten Hand auf den Tisch, und setzte hinzu: »Es sind Schelme, es sind Schelme, Sie können mir es glauben.« Dann sah er um sich her, und sagte kein Wort weiter. Ich enthielt mich nicht, darauf zu sagen: »o ich verstehe; Sie sind besoldet, so zu sprechen.« Da sagte er, indem er mich starr ansah, in einem hastigen Tone: »Sie sind ein noch ärgerer Schelm; denn ich sehe wohl, Sie wissen um das ganze Geheimniß.«

Dieses anstößige Schisma ist hauptsächlich das Werk der Jesuiten. Diese Patres, deren despotische und intoleranten Grundsätze bekannt genug sind, haben sich der Wiedervereinigung mit einer Gemeinde widersetzt, welche der römische Hof, ohne irgend einen rechtmäßigen

Grund zu haben, hartnäckig fortfährt zu ex=kommuniciren.

Eine Synode in Deutschland.

Wir haben nun gesehen, daß Pius VI. nur so obenhin studirt hat, und daß er von der Regierungskunst gar nichts versteht. Indeß hat er, wie der verstorbene König von Preußen, und die Kaiserinn von Rußland, welche ihre Angelegenheiten oft selbst, ohne die Dazwischenkunft ihrer Minister ausmachten, selbst ohne alle Beihülfe die Operationen des römischen Hofes regieren wollen. Da nun aber oft die Rede von Sachen ist, wobei die Theologie, die kanonischen Rechte, die geistliche Jurisprudenz im Spiele sind, so müßte er in diesen Materien besser bewandert seyn, als er es ist, um oft über sehr kützliche Schwürigkeiten entscheiden zu können; er müßte die geistliche Geschichte gründlich wissen, die Geschichte der Konklaven, der Meinungen, die Sagen und Schriften der verschiednen Gesellschaften, worin die Kirche getheilt ist; und Pius VI. hat oft nur einen ganz schwachen Anstrich dieser verschiednen Dinge. Indeß wagt er doch darüber zu sprechen; er wagt es, an die fremden Bischöfe und Fürsten zu schreiben, ohne diejenigen dabei zu Rathe zu ziehen, die ihm die gehörigen Kenntnisse mittheilen könnten. Dieser unselige Selbstdünkel hat ihn zu Mißgriffen über Mißgriffen verleitet; er gab ihm den Entwurf zur Reise nach Wien ein, wo er seine päpstliche

Würde der Verachtung und dem Gelächter Preis gab. Hätte er die Kardinäle zu Rathe gezogen, welche Wien und den Geist der an Joseph II. Hofe herrschte, kannten, so würden sie alles mögliche gethan haben, ihn von einer Reise abzuhalten, von welcher er nur Demüthigungen einerndten sollte.

Auf einer Synode, die in Deutschland gehalten wurde, und mit welcher Pius VI. in unmittelbarem Briefwechsel stand, wurden die Prälaten bald inne, daß der heilige Vater nicht von oben herab belehrt war, und daß der heilige Geist, der ihm beiwohnte, nicht gut mit den Streitfragen, die in ihrer Versammlung aufs Tapet kamen, Bescheid wußte. Er wollte mit diesen Herren disputiren, welche ihm aber solche Argumente in barbaro machten, welche er nicht beantworten konnte. Die deutschen Bischöfe sind gelehrt, und in geistlichen Streitsachen auf allen Vieren beschlagen, wie man zu sagen pflegt. Pius VI. fehlte es ganz an Zeug, um es mit so rüstigen Streitern aufnehmen zu können.

Das Volk in Deutschland, in Tyrol und in dem venetianischen Gebiete war ganz erstaunt, einen Papst wie einen Fuhrmann fluchen, ihn auf die unschicklichste Art auf seine Bedienten schmählen zu hören, und sie mit Faustschlägen und Fußtritten behandeln zu sehen. Benedikt XIV. hatte auch die Gewohnheit zu fluchen; aber dafür setzte er auch oft zu seinen Flüchen sehr sinnreiche Scherzreden hinzu; aber Pius VI. ersetzt durch keine Annehm-

lichkeit die Plumpheit seiner Ausfälle, und die Ausbrüche seines Zorns.

Die Beschimpfungen, die ihm in Wien begegnet waren, besserten ihn nicht. Als er wieder in Rom war, setzte er seinen Briefwechsel fort; er disputirte in Briefen über Dinge, von welchen er gar nichts verstand; er war sogar so einfältig, die Sorbonne für sich anzuführen. Nichts kann für einen Papst, der Anspruch auf Unfehlbarkeit macht, abgeschmackter und unpolitischer seyn. Die deutschen Prälaten beantworteten sein Breve auf eine ihn wenig befriedigende Art. Sie führten auch die Sorbonne an; aber es geschah, um ihn durch die Autorität, auf die er sich gestützt hatte, zu widerlegen. Diese Kontrovers hätte sich auf eine für ihn nicht rühmliche Art geendet, hätte sich nicht ein dem römischen Stuhle ganz entfremdeter Hof der Sache angenommen, und den furchtbaren Widersachern des Papstes Stillschweigen auferlegt.

Pius VI. hat einen Hang zu Neuerungen; da er aber von keinem festen Prinzip ausgehet, und seine Begriffe immer schwankend sind, so kommt kein Entwurf bei ihm zur Reife, und er ist nicht im Stande, einer Einrichtung feste Grundpfeiler zu geben. Kurz, von ihm kann man sagen, daß sein Eigendünkel, in Absicht seiner intellektuellen Kräfte und seiner Kenntnisse aller Art, ihn hindert, irgend einen Vortheil von seinen erworbnen geringen Kenntnissen, und dem mittelmäßigen Verstande, womit die Natur ihn begabt hat, zu ziehen.

Die Antiquarien.

Die Sitten und den Hauptkarakter eines Volkes kennen zu lernen, mit allen Abweichungen, welche die besondern Gesellschaften unterscheiden, deren Verbindung zum Ganzen die große Familie ausmacht, muß ein Reisender es sich nicht verdrießen lassen, allenthalben hinzugehen, unter alle Arten von Menschen sich zu mischen, vom Zepter bis zum Schäferstabe, oder, ist er in Rom, von dem Purpur des Kardinals bis auf den groben wollnen Rock, der den Pedell eines kleinen Kirchspiels kleidet.

Es giebt in Rom verschiedne Kaffeehäuser, welche Personen von gewissen Gewerben zu Zusammenkünften dienen. Hier findet man Nouvellisten, Dichter; dort Künstler und Antiquarien u. s. w. Letzteres hat mir den besten Zeitvertreib gewährt. Hier findet man die grotesksten Gestalten. Die mehresten sind arme lumpigte Abbe's, mit magerm, schmalem, langem Gesichte, und vom Zorn funkelnden Augen; auch sind sie dieser Leidenschaft sehr unterworfen, und es vergeht kein Tag, daß dieses Kaffeehaus nicht der Schauplatz irgend einer lebhaften Streitigkeit wäre.

Als ich willens war, den Sitzungen dieser Herren an diesem Orte beizuwohnen, zog ich kein gutes Kleid an; das würde sie genirt haben. Ich hatte eines, welches zu solchen Anlässen sehr gut, und so abgetragen war, daß sich keine Fliege mehr daran halten konnte. So mußte es seyn; denn diese gelehrten Herren waren mit gewissen Insekten behaftet, die auf

meinem Individuum eine lästige Kolonie hätten anlegen können. Selbst der Kaffeeschenker war eine Antike; er war so von Schwindsucht ausgedörrt, daß ich immer besorgte, er möchte einst seine Seele in meiner Gegenwart mit ausspeien; und sein Körper schien mir noch abgelebter zu seyn, als der Hausrath, womit seine Anstalt prangte.

Ich wohnte einst einem wüthenden Streite über einen antiken Kopf bei, der bei einem Trödler neben der Propaganda zum Verkaufe stand. In Rom, wie in allen andern Städten Italiens, geben sich die Trödler auch mit dieser Art Handel ab. Der Kaufmann hatte diesen Kopf Cajus Gracchus getauft. Einige von den Antiquarien behaupteten, er sey es; andre wollten ihn wieder zu seinem Bruder Tiberius Gracchus machen. Ein Gelehrter sagte uns, es könne weder der Kopf des Tiberius noch des Cajus seyn: denn, sagte er, die Kinder der Kornelia hatten gebogne Nasen, und dieser Kopf hat eine breite, gequetschte. Ein andrer Antiquarius, ein Neapolitaner, endete den Streit durch eine seines Geburtslandes würdige Ungezogenheit, die allen Gegenwärtigen zu lachen gab. Er ließ uns bemerken, dieser Kopf sey in dem heimlichen Gemache eines Kapuzinerklosters gefunden, und die verdauete Materie dieser Mönche müßte noch fressender seyn als andre Materie ähnlicher Art; dadurch wäre die sonst gebogne Nase so zerfressen worden, daß sie jetzt platt schiene. Schriebe ich für Leute, die man ehedem die gute Gesellschaft nannte, so wäre es allerdings nicht am rechten

Orte, dergleichen Anekdoten anzubringen; aber Schilderungen der Art gehören für den philoso=phischen Beobachter, in dessen Augen nichts unerheblich ist was den Menschen karakterisirt, und der ähnliche Gemälde sehen will, was sein Gefühl auch oft dabei leiden möge.

Uebrigens kann die Lächerlichkeit dieser an=tiquarischen Pedanten, deren ganze Wissenschaft nur in trocknen Notionen, die gar keinen Nuz=zen haben, besteht, auf keine Weise den Cay=lus, die Alexander Albani's, die Winkel=manns u. s. w. treffen, welches achtungswer=the Philosophen waren, deren gelehrte Unter=suchungen viel Licht über die Künste, Sitten und Gebräuche des Alterthums verbreiten, und die dazu dienen, uns mit den Schönheiten der klassischen Autoren vertrauter zu machen.

Das Studium des Alterthums wird in Rom ungemein befördert, weil die Kenntnisse, welche aus demselben entstehen, den Priestern nicht verdächtig werden können. So ist es nicht in Ansehung der ökonomischen Wissenschaften, der Physik, der Naturgeschichte, des Handels und des Ackerbaues. Eine theokratische Regie=rung fürchtet nichts so sehr, als die Ausbrei=tung der erworbnen Kenntnisse solcher Men=schen, die es sich angelegen seyn lassen, die Dinge zu ergründen. Sie besorgt, die Miß=bräuche ihrer Staatsverwaltung werden da=durch an den Tag kommen, und das Volk wer=de aus der dichten Finsterniß hervorgehen, wor=in seine Gebiether so viel Interesse haben es versunken zu erhalten.

Die

Die Pfarrer.

Nicht von den Kardinälen, den Fürsten und Prälaten darf man nützliche Belehrungen, in Absicht der Wirkungen der Theokratie, zu vernehmen erwarten. Sich diese zu verschaffen, muß man Bekanntschaft mit armen Priestern und Mönchen suchen. Diese machen in Rom eine ganz andre Klasse, als in andern Ländern aus; vornämlich aber muß man die Pfarrer nicht vernachlässigen, die immer am besten wissen, was in den Familien, von den höchsten bis zu den niedrigsten, vorgeht.

Ich bin oft mit vielen Pfarrern in Gesellschaft gewesen. Die Geistlichen von dieser Klasse hatten viel Urbanität, und gerade die Art Kenntnisse, deren ich bedurfte. Ich will dem Leser das Resultat einiger meiner Gespräche mittheilen.

Vergiftungen sind in Rom ziemlich gewöhnliche Verbrechen. Die Pfarrer erfahren sie vermittelst der Beichte. Wenn gleich ihr Amt ihnen auferlegt zu schweigen und die Personen nicht zu nennen, so haben sie dennoch Freiheit, von den Verbrechen, die geschehen, zu sprechen. Vergiftungen geschehen gewöhnlich unter Verwandten, und sogar unter den nächsten Blutsverwandten. Welch eine abscheuliche Regierung, unter welcher Verbrechen, vor welchen die Natur zurückschaudert, gemein sind! In London, in Paris, als Städten, deren Bevölkerung noch weit größer, und wo die Sittenverderbniß auf höchste gestiegen ist, sind dergleichen entsetzliche Uebelthaten doch äußerst selten.

Von eben diesen Pfarrern habe ich auch vernommen, daß das berühmte Gift, Aqua Tofana, wie es nach der berüchtigten Giftmischerinn, welche zuerst Gebrauch davon machte, heißt, nicht mehr in Neapel, wo es erfunden ist, fabrizirt wird, sondern in Perugia, einer Stadt im Kirchenstaate. Man weiß, daß dieses unselige Gift auf eine unfehlbare Art, und mit einer graduellen Langsamkeit, ganz nach der Absicht desjenigen, der es giebt, wirket. Man hat mich versichert, dieses Gift sey aus arsenikalischen Theilen zusammengesetzt. Es sieht wie klares Wasser aus, und hat weder Geschmack noch Geruch. Ein Eßlöffel voll dieses höllischen Giftes ist hinreichend, einer ganzen Flasche mit Wein alle die schädliche Wirksamkeit, die es so furchtbar macht, zu geben. Der Arsenik ist eine brennende Materie, welche inwendig Geschwüre hervorbringt, die eine Abzehrung erzeugen, welche den Kranken ins Grab bringt. Argwöhnt man, daß irgend ein Getränk durch dieses Präparat vergiftet ist, so kann man dessen gewiß werden, wenn man einige Tropfen des Getränkes auf glühende Kohlen gießt. Wenn der Arsenik ins Feuer kommt, giebt er einen Geruch wie Knoblauch, welcher dann ein sichrer Beweis seines Daseins ist.

Die Prälaten, welche zu Statthaltern von Perugia ernennt werden, wissen recht gut, daß dieses abscheuliche Gift dort bereitet wird. Die Thatsache ist mir von zweien dieser Statthalter bekräftigt worden; aber sie wagen es nicht, wider diejenigen, welche diesen Handel treiben,

der sehr einträglich seyn soll, zu klagen; so sehr fürchten sie sich, daß man diese heillosen Waffen gegen sie selbst wende, und vor welchen es so schwer ist sich zu hüten!

Eben diese Pfarrer haben mir eine herzerschütternde Schilderung des Elendes gemacht, in welchem viele römische Familien schmachten. Diese Armuth hat vielerlei Ursachen, die alle von der Priesterregierung herrühren. Die große Menge frommer Stiftungen begünstigt den Müssiggang und die Abneigung gegen Arbeit. Hausväter leben immer der Hoffnung, ihre Kinder werden bei irgend einem Kardinal oder Fürsten unterkommen, wo sie ihr Glück machen, oder in dem geistlichen Stande ihr Fortkommen finden werden. Alle einträgliche Aemter werden Ehelosen gegeben, und die Priester muntern keinen Kunstfleiß auf, ausgenommen noch etwa die schönen Künste; allein diejenigen, welche so berühmt werden, daß es ihnen Geld einbringt, sind nur in ganz kleiner Anzahl vorhanden. Kann man sich denn wundern, wenn unter der geistlichen Regierung die Felder unbebaut, und die Menschen, ohne Kraft und Trieb zur Thätigkeit, in schimpflicher Unwissenheit vergraben sind?

Klemens XIV.

Die Briefe, welche der Markis Caraccioli unter Ganganelli's Nahmen herausgab, haben viel Glück gemacht. Der gewöhnliche Leser hat nicht gezweifelt, daß dieser Papst sie nicht ge-

schrieben haben sollte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, hat man ihm Kenntnisse aller Art beigemessen. Man muß diesen Irrthum bestreiten, und einen Mann, von dem es wichtig ist, ihn gehörig zu würdigen, sowohl in Absicht seiner persönlichen Eigenschaften, als auch in Absicht der wichtigen Rolle, welche er auf dem politischen Schauplatze gespielt hat, auf seinen wahren Werth setzen.

Ganganelli war in der That für einen Mönch ein seltner Mensch, denn er hatte keines der Laster seiner Mitbrüder. Seine wenigen Liebeshändel mit Frauenzimmern haben ihn nur ein einzigesmal kompromittirt; welches zu seiner Besserung hinreichend war. Er gab nie eine hohe verzückte Andacht vor; er war ein Geistlicher, und that dessen Verrichtungen, ohne mit seiner Regelmäßigkeit hierin zu prunken, und ohne es in den strengen Uebungen eines Cenobiten zu übertreiben. Nüchternheit und Menschlichkeit waren seine Lieblingstugenden; sie waren seine Begleiterinnen, als er seine Zelle mit dem Vatikan vertauschte. Diese Tugenden hat der berühmte Bildhauer Canova mit ihren Attributen auf seinem Grabe vorgestellt; welches auf der Thüre der heiligen Apostelkirche zu sehen ist.

Da er unter Mönchen erzogen war, kannte er besser als sonst jemand die Mißbräuche und Fehler der geistlichen Orden; aus Zwang, dachte er, müsse niemand im Kloster leben. Als Papst war er immer geneigt, die Bande der Klosterleute beiderlei Geschlechts zu lösen, die sich an ihn um Aufhebung ihrer Gelübde wen-

deten. Er pflegte oft zu sagen, daß er lieber einen Weltlichen ein ehrbares Leben führen sähe als einen Mönch, der durch sein Betragen Anstoß gäbe. Hätte er noch einige Jahre gelebt, so würde er gewiß die geistlichen Gesellschaften, die in katholischen Ländern gar zu überhäuft sind, auf eine geringere Anzahl eingeschränkt haben.

Ganganelli wußte recht gut, daß die Päpste im achtzehnten Jahrhunderte sich nicht des Ansehens, das sie in den Jahrhunderten der Finsterniß hatten, bedienen könnten. Bei seiner Erhebung fand er Portugall gänzlich empört gegen den heiligen Stuhl; Spanien, Neapel, Parma, waren im Begriffe Portugall nachzuahmen, und Frankreich stand ihnen bei. Klemens XIV. begann damit, daß er einen sehr schmeichelhaften Brief an den Markis von Pombal schrieb. Er sagte ihm unter andern darin: da das heilige Kollegium, um einige vakante Stellen zu besetzen, sich nach Subjekten umsähe, die sich durch Frömmigkeit und Wissenschaften in gleichem Maaße auszeichneten, so glaubte er den Purpur keinem Würdigern, als dem Bruder Seiner Excellenz, Don Paul de Carvaillo, ertheilen zu können. Der neue Kardinal wurde dem päpstlichen Konsistorio angezeigt; allein er starb, ehe er noch den Hut erhalten hatte. Sogleich kondolirte der Papst den Minister, und nachdem er ihm sein Beileid über den Tod seines Bruders bezeigt hatte, ersuchte er den portugiesischen Minister, ihm doch denjenigen anzuzeigen, den er dieser Ehre würdig zu seyn achtete. Man sieht, wie

sehr eine so schmeichelhafte Achtung von Seiten des Papstes dem Markis von Pombal gefallen mußte; es erfolgte darauf auch wirklich eine Aussöhnung zwischen Portugall und dem römischen Hofe. Die Nuntiatur wurde wieder eingeführt, und alles auf den alten Fuß gesetzt.

Es ist bekannt, daß Ganganelli die einfachen Sitten eines demüthigen Geistlichen in dem Pallaste der obersten Priester beibehielt. In seiner Lebensweise änderte er nichts ab, und ließ sich immer noch von dem Laienbruder aufwarten, der ihn in seinem Kloster bedient hatte, und der zu gleicher Zeit der Aufbewahrer seines eingesammelten Geldes war. Er hatte so wenig einen Begriff von dem Werthe des Geldes, daß er eine ansehnliche Summe zu verschenken glaubte, wovon jemand verschiedne Jahre leben könne, wenn er zwanzig Thaler gab. Ein Mensch, der so erzogen war, der auch keinen Begriff von Rechenkunst hatte, war nicht fähig, Entwürfe zur Aufnahme des Ackerbaues, des Handels, und des Kunstfleisses zu fassen. Theologie und Kontroverse hatte er sorgfältig studirt; aber Staatswirthschaft war ihm durchaus fremd.

Er hatte sich anheischig gemacht, den Jesuitenorden abzuschaffen; er zögerte immer noch, nicht etwa aus Liebe zu diesen Geistlichen, sondern aus Besorgniß, daß dieser Urtheilsspruch ihm den Tod zuziehen könne. Er schrieb an den König von Spanien, er könne seine Bulle nicht geben, bevor er nicht wüßte, daß alle katholischen Fürsten sie genehmigen

würden. Auch stellte er sich vor, der Wiener Hof würde nie der Koalition der Fürsten gegen den Jesuitenorden beitreten; und so glaubte er bei dem Hofe zu Madrid einen schicklichen Vorwand, die Aufhebungsbulle zurückzuhalten, gefunden zu haben. In der That würde auch Maria Theresia, die den Entwurf diese Gesellschaft zu zerstöhren ungern sah, fortgefahren haben sich zu widersetzen; allein der König von Spanien, dem es mehr als irgend einem andern Fürsten am Herzen lag, daß er ausgeführt würde, hatte sich eine Abschrift von einer allgemeinen Beichte zu verschaffen gewußt, welche die Kaiserinn bei ihrem Beichtvater, dem Pater Kamphenhüller, abgelegt hatte. Maria Theresia war so betroffen, als sie dieses Aktenstück erhielt, daß sie sogleich ihre Einwilligung gab, so daß nun der Papst nicht wieder zurückziehen konnte.

Ganganelli hatte nicht sobald die Aufhebungsbulle unterschrieben, als er sich vergiftet glaubte. Seine angeregte Imagination stellte ihm unaufhörlich die fürchterlichsten Phantome dar. Oft weckte er den Bruder, der ihn bediente, auf, und fragte: »Hast Du dies Ungeheuer gesehen? es hatte den Kopf eines Ochsen, und den Körper eines Menschen.« Er führte oft dergleichen Reden, welche von der Unordnung seines Kopfes und dem Schrecken zeugten, der sich seiner Seele bemeistert hatte. Hätte er sein trauriges Leben einige Monate höher gebracht, so hätte man auf Blutgerüsten viele Köpfe seiner Sicherheit zum Opfer bringen sehen. Er hatte ein Verzeichniß verschied-

ner Personen, die er auf die Engelsburg wollte setzen lassen, und diejenigen hatte er durch ein besonders Merkmal angezeigt, die den Kopf verlieren sollten. Alles dieses beweiset, daß Ganganelli nichts von dem Muthe und der Seelenstärke besaß, so diejenigen, welche die ersten Rollen auf dem Schauplatze der Welt spielen sollen, auszeichnen muß.

Er ist nicht, wie man vorgegeben hat, vergiftet worden; er starb an einem Entzündungsfieber, veranlaßt durch seine Schlaflosigkeit, und den Zustand von Schwäche, worin ihn die beständige Angst versetzte. Nachdem er die Bulle unterschrieben hatte, verließ er nicht mehr sein Zimmer; dieses wurde durch eine glühende Pfanne geheizt, welches die Luft des Zimmers so verdarb, daß diejenigen, die bei ihm zur Audienz kamen, viel Beschwerde davon empfanden. Er hatte das Bild einer Madonna aus seinem Brevier gerissen, welches er nun schon 40 Jahre aufbewahrte, und das ihm besondere Andacht einflößte. Dieses Bild befand sich in seinem Zimmer zwischen zwei Wachskerzen, die Tag und Nacht nicht erloschen.

Die Felder bei Rom.

Die Felder in der Gegend von Rom sind unangebauet und entvölkert, und die Luft ist für diejenigen, so nicht daran gewöhnt sind, sehr ungesund. Von dem Anfange des Mays, bis Ausgange Oktobers herrschen daselbst drei-

tägige Fieber, die oft in Faulfieber ausarten. Im Winter ist man einer beständigen Abwechselung des Nord- und Südwindes ausgesetzt. Wenn der Südwind wehet, gehen die alten Leute keck einher, und befinden sich wohl, indeß die jungen niedergeschlagen scheinen; das Gegentheil bemerkt man, sobald der Wind aus Norden wehet. Es ist eine ausgemachte Sache, daß unbebaute Länder ungesund zu bewohnen sind. Der Anbau der Ländereien reinigt die Atmosphäre, und bringt eine merkliche Veränderung des Klima hervor. Vergleicht man die Ländereien des alten Roms mit den Ländereien des neuen Roms, so fällt die Wahrheit dieser Bemerkung sehr auf.

Ich erfuhr, als ich in Rom war, daß nur der funfzehnte Theil der ungeheuern Ländereien, welche diese Stadt umgeben, angebauet wird. Diese kleine, einzeln vertheilte Fleckchen benutztes Land sind ohne Meierhöfe, ohne Pachtungen, ohne irgend etwas, das von einem Systeme von Landwirthschaft zeigte, wie man wohl in andern Ländern sieht. Das Verfahren, welches man hier anwendet, ist sonst allerwegen unbekannt. Man läßt Bauern aus der Mark Ancona, Modena, Toskana, u. s. w. kommen, giebt ihnen täglich eine Flasche Wein, drei Pfund Brod und fünf Paula. Es werden Hütten von Brettern zusammengeschlagen, worin diese Bauern die Nacht zubringen. Sie pflügen das Land so obenhin, und wenn die Arbeit gethan ist, gehen sie wieder nach Hause. Zur Zeit der Erndte läßt man sie wiederkommen. Diese Tagelöhner stehen bei ihrer Arbeit

unter der Aufsicht von Garden zu Pferde und zu Fuße. Man wird eingestehen, daß diese Art den Ackerbau zu treiben, sehr kostbar, und auch sogar gefährlich ist.

Sobald die Erndte verrichtet ist, bestimmt die apostolische Kammer die Taxe des Getreides nach ihrem Gutdünken; und nur dann erst ist die Ausfuhr erlaubt, wenn ihre Magazine gefüllt sind, und sie es erlaubt. Wenn man diese Felder durchstreift, sollte man in der That in der Tartarei zu seyn wähnen; aber es ist noch ärger, es ist ja eine Priesterregierung!

Die Vacabili.

Wenn man die Geschichte der Kalifen, insonderheit derjenigen, die in Bagdad regiert haben, lieset, wird man durch die Tugenden dieser mahometanischen obersten Priester gerührt; sie unterscheiden sich beinahe durchgehends durch eine Gerechtigkeitsliebe die bis zur Aengstlichkeit gehet, so wie durch Liebe für ihre Völker; wovon rührende Beispiele in ihren Lebensgeschichten vorkommen. Wie ungünstig stechen dagegen die Jahrbücher der römischen obersten Priester ab! wie ungünstig ihrem Andenken! Raub, Habsucht aller Art, schreckliche Bedrückungen: dergleichen Züge bieten die päpstlichen Regierungen dar. Wie sehr lächerlich jene Dispensationen, womit der römische Hof einen so schändlichen Handel treibt! wie lächerlich und verhaßt machen sie doch die Prie-

ster, welche ihres Eigennutzes wegen dergleichen Betrügereien ersonnen haben!

Alle diese Rechte, diese Dispensationen sind verpachtet, und sie sind in Rom unter dem Nahmen Vacabili bekannt. Eine dieser Pachtungen oder Vacabili hat das Recht, Taxen für Heirathsdispensationen in den nach dem kanonischen Rechte verbotenen Graden zu setzen. Diese Taxen werden in den Städten Granada, Sevilla, und anderwärts erhoben, denn es giebt deren eine sehr große und verschiedne Menge. Man erhandelt diese Verpachtungen öffentlich, ohne alle Schaam; sie gehen von Hand in Hand, wie Aktien der ostindischen Kompagnie. Diese Aktien sind einer etwas zwangvollen Bedingung unterworfen: stirbt jemand, und hinterläßt in seinem Taschenbuche einige Vacabili, so fallen sie der päpstlichen Kasse anheim, die dann aufs neue davon Gebrauch macht; auch sucht man, wenn man zu sterben denkt, diese Aktien je eher je lieber los zu werden, um seinen Erben kein Unrecht zu thun.

Die Vacabili haben 15 bis auf 40 Procent eingebracht; aber seit dem Anfange dieses Jahrhunderts haben diese Interessen, nach Verhältniß daß die Philosophie anfieng sich mehr auszubreiten, angefangen abzunehmen. 1787 brachten sie noch etwa 7 bis 8 Procent ein. Viele dieser Vacabili sind in den Händen ihrer Besitzer erloschen, seitdem ganze Länder das päpstliche Joch abgeschüttelt haben. Aber die Priester haben, nach ihrer gewöhnlichen List, sie wieder unter andern, oft sehr abgeschmack-

ten Nahmen, hervorgebracht. Die Nahmen der Vacabili stellen nie die Sache wirklich vor; ich habe welche gesehen, die den Nahmen Gengis-Chan, Alexander der Große, König Mithridates, Coriolan, Sallust u. s. w. führten, damit durch diese erdachte Nahmen der priesterliche Betrug verdeckt, und die Aufmerksamkeit der Beobachter abgelenkt würde.

Einige Bemerkungen über die beiden vorhergehenden Abschnitte.

Die Regierung des Priestervolks gehört warlich nicht mehr in unser Zeitalter; und obgleich es in Rom viele Leute, selbst nicht unwissende Leute giebt, die von den Vorzügen der geistlichen Regierung sehr eingenommen sind, so kann man doch im Ganzen sagen, daß der große Haufe anfängt, die Augen zu öffnen. Besonders hat die französische Revolution, Trotz der Anhänger des römischen Stuhls, einen Saamen ausgestreuet, der sehr geschickt ist, eine neue Ordnung der Dinge in dem Regierungssysteme zu entwickeln. Die Priester könnten nichts klügers thun, als dem Volke mit der gewünschten Veränderung entgegen zu kommen. Warten sie es aber ab, bis sich die Römer zu der ungestümen Bewegung einer Insurrektion erheben, so wird dieser Zeitpunkt entsetzliche Grausamkeiten erzeugen; denn die Anwohner der Tiber sind grausam und rachsüchtig.

Die Mitglieder des geistlichen Raths, wel-

che die vernünftigsten und einsichtsvollsten sind, und deren Einfluß auch am wirksamsten seyn würde, sollten einen Plan entwerfen, wie ich ihn für den mayländischen Staat entworfen habe. Sie sollten endlich muthvoll und freimüthig genug seyn, dem Volke zu sagen: »Seyd frei! Hier ist eine Regierung, werth einer Nation, welche sich wiedergebähren, und ihre alten Rechte mit ihren alten Tugenden wieder annehmen will! Wählet Euch Eure Oberhäupter, Eure Obrigkeiten! Verdient, Römer zu heißen! Wir haben Eure Geduld zu lange gemißbraucht. Verzeihet uns die ungerechten Bedrückungen, welche wir so lange über Euch ausgeübt haben; vergebt sie uns, in Hinsicht auf unsre Reue und den Willen, alles wieder gut zu machen!«

Laßt diese Priester damit den Anfang machen, daß sie der Ehelosigkeit entsagen, dieser unreinen Quelle der schimpflichsten Unordnungen; daß die Annehmlichkeiten rechtmäßiger Verbindung beider Geschlechter sie von der Lüderlichkeit abhalten, von der Schande und allen den häßlichen Lastern, worin sie sich wälzen. Laßt sie Menschen seyn, und sich nicht schämen, es zu scheinen. Ist dieser erste Schritt geschehen, so werden alle die übrigen leicht seyn.

Es ist leicht einzusehen, daß die Abschaffung der päpstlichen Würde die Folge dieser Revolution seyn würde. Dann hörte alle Oberherrschaft über die katholischen Nationen auf; dann hätte es ein Ende mit den Dispensatio-

nen, den Vacabili, dem Indulgenzienkram, u. s. w. Alle diese lächerliche Erfindungen des geistlichen Betruges und Despotismus verschwänden auf ewig. Die apostolische Kammer könnte die verhaßten Monopole nicht mehr an sich sich reißen; der Ackerbau, der Handel, und alle nützlichen Künste würden mit neuer Kraft belebt werden, und die erstaunten Römer würden ihre schnellen Fortschritte mit Bewunderung ansehen.

Was für Begriffe Pius VI. von der Justiz hat.

Im September 1787 machten Diebe in Rom verschiedne Versuche, des Nachts in den Laden des Herrn Novaglio, päpstlichen Uhrmachers, einzubrechen. Sie suchten die Thür einzustoßen; allein man erwachte durch das Geräusch welches sie machten, und die Entwürfe dieser Räuber scheiterten. Der Uhrmacher klagte bei dem Prälaten Busca, dem Statthalter von Rom. Dieser Herr, der jetzt Kardinal ist, sagte sehr viel Schönes, und that nichts. Er ist ein Mayländer, und nach der, dieser Nation eignen Nachlässigkeit, stellte er gar keine Nachsuchung in Ansehung der Thäter an. Drei Tage nachher waren die Räuber kühn genug, wieder zu kommen; allein Novaglio, der sich mehr auf seine eigne Maaßregeln, als auf die Hülfe der Polizei verließ, hatte sich so gut befestigt, daß die Räuber nochmals ihres Streichs verfehlten. Man muß wissen, daß die Straße, in der dieses geschah,

im Mittelpunkte liegt, und eine der gangbarsten ist.

Nach einigen Tagen, als Rovaglio nach den Vatikan gieng, um die Uhren aufzuziehen, fragte ihn der Papst nach den Umständen dieses Vorfalls. Rovaglio erzählte sie ihm so, wie man sie so eben gelesen hat. »Nun denn, mein lieber Rovaglio, da sind Sie wohl recht verlegen, wie Sie die Diebe los werden sollen? Ei zum Tausend! versehen Sie sich mit Flinten und Pistolen, und feuern Sie auf die Schurken; und tödten Sie deren einen, so gebe ich Ihnen im Voraus die Absolution.«

Diese Anekdote erzählte der Ritter Azara in einem Hause wo ich mich befand. Ich hielt es anfänglich für einen Scherz, den er uns auftischen wollte; aber auch da hielt ich dergleichen Reden eines Papstes und eines Regenten unwürdig. Allein die Wahrheit dieses und andrer ähnlichen Ereignisse wurden mir wirklich als wahr bestätigt.

Ich werde Gelegenheit haben, verschiedne Züge anzuführen, aus welchen sich der Leser einen Begriff von den Notionen wird machen können, welche Pius VI. sich in Ansehung der Justizpflege entworfen hat. Ich folge stets meiner Methode, die Menschen durch Thatsachen, oder karakteristische Reden zu bezeichnen, und ich glaube diese Methode sey die rechte. Ich habe diese Schilderungen, ohne sonderlich auf Ordnung zu sehen, und so wie mir die Gegenstände aufgefallen sind, entworfen; allein ich glaube, diese Abwechselung werde dem Leser besser als ein methodischer Gang gefallen, der

in einem Werke, welches dessen nicht sonderlich empfänglich ist, nothwendig Langeweile erregen müßte.

Die Landstraßen.

Die schönsten Wege im Kirchenstaate sind Denkmäler der Pracht, des Geschmacks, und des patriotischen Eifers der alten Römer. Die neuern Römer suchen keinen Vorzug darin, so schöne Beispiele nachzuahmen. Lobt man in ihrer Gegenwart so prachtvolle und nützliche Unternehmungen, so antworten sie ganz kalt, daß die Römer wirklich unnachahmlich wären.

Ich wollte, daß die Prälaten, Schatzmeister, und andre, welchen die Erhaltung und Ausbesserung der Wege aufgetragen ist, sich sehr überzeugten, daß schlechte Landstraßen, außer der Unbequemlichkeit, und der den Reisenden oft so nachtheiligen Verzögerung, auch noch durch die Vertheurung der Lebensmittel, welche sie veranlassen, dem öffentlichen Wohl Nachtheil bringen. Allein diese Pfaffen sind zu sehr Egoisten, um sich um das zu bekümmern, was dem Volke vortheilhaft werden kann; sie thun nur Gutes, wenn sie ihren eignen Wohlstand dadurch befördern können.

Die Gesetze und Verordnungen der römischen Regierung scheinen auf den Theil, der die Wege angeht, ein besonderes scharfsichtiges Augenmerk gerichtet zu haben; allein bei der Ausführung dieser Verordnungen gehen die größten Mißbräuche vor. Man überläßt die Unterhaltung alter, und die Anlage neuer Landstraßen

straßen Unternehmern. Magistratspersonen werden zwar ernannt, die Aufsicht darüber zu haben, sie legen einen Eid ab, gewissenhaft Rechenschaft von allen Arbeiten abzulegen, allein sie besorgen nicht, meineidig durch falsche Berichte zu werden, für welche sie, wie sich denken läßt, von den Unternehmern gut belohnt werden. Und dergleichen Räubereien sind dann auch Schuld, daß die Landstraßen in allen Provinzen, die unter der apostolischen Kammer stehen, in dem erbärmlichsten Zustande sind. Allein diejenigen, welche die Städte und Munizipalitäten unterhalten, sind ziemlich gut, weil man sich vor den Betrügereien solcher Unternehmer hütet.

Geist der Regierung des neuern Roms.

Obschon die Analogie nicht immer der Weg ist, in politischen, wie in andern Wissenschaften hinter die Wahrheit zu kommen, so kann man indeß doch, ohne gar zu sehr zu irren, die Fehler der römischen Administration nach dem Theile derselben, welcher die Landstraßen angeht, beurtheilen. Der Souverain, der solche Mißbräuche verbessern sollte, begünstigt sie im Gegentheil, und vervielfältigt sie durch seine unersättliche Gierigkeit, und durch das Bestreben einen Neffen zu bereichern, der wohl der dümmste aller römischen Prinzen ist, so man je gesehen hat, so lange es päbstliche Neffen giebt.

Der Pabst und die meisten Kardinäle sind in ihren Vergnügungen vertieft, und denken nur darauf, wie sie den Ertrag ihrer Usurpa-

tionen recht ruhig und angenehm genießen wollen. Vaterlandsliebe, Liebe zur Ordnung, Eifer fürs gemeine Beste sind ihnen leere Wörter. Als der Prälat Busca, Statthalter von Rom, in dieser Stadt eine Polizei, einrichten wollte, deren treffliche Einrichtung er in Paris, Brüssel und andern Städten, wo er als Nuntius residirte, kennen gelernt, sah er bald ein, daß er seltsam in dem Geiste der römischen Staatsverwaltung geirrt hatte. Er gab auch seine Entwürfe auf, und ließ alles auf dem alten Fuße, sehr überzeugt, daß die Hindernisse, welche einer nützlichen Reform entgegenstehen, in einem fehlerhaft eingerichteten Staate, ihrer Natur nach, unübersteiglich sind.

Nicht durch Sanftmuth und Schüchternheit kommt man in Rom zu Aemtern, oder macht sein Glück. Man muß laut werden, und die Leute, um deren Unterstützung man sich bewirbt, anfahren. Priester sind von Natur schüchtern; sie wissen, daß ihre Herrschaft sich nur auf die Furcht, welche von Vorurtheilen erzeugt wird, gründet. Hat der Priester jemanden vor sich, der über diese Schwächen weg ist, so nimmt er gleich wieder seinen unterwürfigen Ton an, und sucht ihn durch seine Demuth zu gewinnen, aus Besorgniß, daß er noch andern seine Kühnheit mittheilen werde.

Der Priestergeist, der die Seele dieser Regierung ist, ist dem Aeußern aller Personen aufgedrückt. Die größten Infamien werden hier mit einem Anstriche von Anständigkeit begangen; man bietet euch ein Mädchen an, und

sieht dabei gar andächtig aus. Von dem Papste an, bei seinen oberpriesterlichen Verrichtungen, und bei dem Debit seines heiligen Krams, bis auf den schlechtesten Straßenräuber aus den Hefen des Pöbels, wird man bestohlen, verläumdet; alles geschieht mit Würde und dem imposantesten Tone. Aber die Römer, die nicht in Aemtern stehen, und deren Geist in trägem Müßiggange nicht abgestumpft ist, zeigen viel Kraft in ihrem Karakter, und eine Würde, die an die alten Zeiten der Republik erinnert. Die Mönche, welche in allen Ländern den Hefen des geistlichen Pöbels ausmachen, sind in Rom sehr aufgeklärt, artig, höflich, und oft liebenswürdig. Was die Leute betrifft, die sich ehrlich ihrer Hände Arbeit ernähren, so machen diese hier, in Absicht ihrer Sitten, eine schätzbare Klasse aus; sie haben viel Geist und gesunde Urtheilskraft, woraus der philosophische Beobachter viel Licht auffassen kann.

Welcher Regierung die des neuern Roms verglichen werden kann.

Die Regierungsform des neuern Roms hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der türkischen, mehr aber noch mit den Einrichtungen der barbarischen Staaten. Nur muß man die Einführung der Ehelosigkeit der Geistlichen ausnehmen, welche in den Ländern, wo Mahomets Religion herrscht, nicht statt findet, und gegen welche die Anhänger dieses Propheten

den größten Abscheu äußern. Allein die Ehelosigkeit, welche die römischkatholischen Geistlichen sich auferlegt haben, brütet Unordnungen bei ihnen aus, wodurch diese Einrichtung noch verhaßter wird, und machen einen Unterschied, der ganz zum Vortheile der Mahometaner ausfällt.

In Algier, in Tunis und Tripoli üben alle die, welchen die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten aufgetragen ist, die größten und frechsten Räubereien aus; eben so in Rom. Gleich der päpstlichen Regierung, vernachlässigen auch die Machthaber jener afrikanischen Nationen die glücklichen Erdstriche, welche bei einer nur geringen Kultur die reichsten Erndten der mannichfaltigsten Früchte hervorbringen würden; jetzt aber verlassen und öde liegen, weil der Ackerbau, statt aufgemuntert zu werden, dem größten Zwange, und Bedrückungen aller Art ausgesetzt ist. In diesen Staaten haben die öffentlichen Beamten gar keinen Eifer, das öffentliche Wohl zu befördern; und man hat gesehen, daß dies eben der Fall bei den Agenten des römischen Hofes ist. In Ansehung der Polizei, so ist sie für gar nichts, in den benannten Städten zu rechnen, und wir haben hinreichend gezeigt, daß die Hauptstadt der christlichen Welt, in dieser Absicht, keine bessere Gesetze hat. Die Finanzverwaltung und die verschiedenen andern Zweige der Staatswirthschaft haben bei der Vergleichung die nehmliche Aehnlichkeit. Die Bachalien oder Schatzmeisterschaften werden in den barbarischen Staaten

um Geschenke verkauft; derjenige erhält den Vorzug, welcher dem Dey, dem Kaiser, der Favoritsultaninn, den Ministern das ansehnlichste gemacht hat; dann hält sich wieder jeder Bacha, mit Wucher, wegen der Geschenke schadlos, indem er die Aga- oder Unterschatzmeisterstellen, und andre von ihm abhängige Bedienungen den Meistbiethenden giebt. Eben so verhält sichs in Rom. Die Schatzmeisterstellen werden nur durch Geschenke an den Papst, an seine Neffen, und an den Großschatzmeister erhalten; und die Schatzmeister in den Provinzen verkaufen ihrer Seits wieder die Bedienungen, die sie zu vergeben haben. Die Kultur der schönen Künste und Wissenschaften macht den einzigen auffallenden Unterschied zwischen den Anwohnern der Tiber und denen der afrikanischen Küste. Das Elend des Volks, und die übermäßigen Reichthümer einzelner Personen, welches man in den barbarischen Staaten, so wie in dem Kirchenstaate bemerkt, wo das Vermögen auf die ungleichste Weise vertheilt ist, sind Gleichförmigkeiten, welche die gezogene Parallele noch richtiger machen.

Wir wollen die Vergleichung nicht weiter treiben. Er ist genug, dem unterrichteten Leser auf die Spur geholfen zu haben. Durch seine Kenntnisse und eigne Bemerkungen wird er das Gemälde, das wir nur skizzirt haben, vollenden.

Die Seligsprechungen.

Verschiedne kluge und gelehrte Italiener halten diesen geistlichen Betrug für eine erhabne Erfindung. Es ist ausgemacht, daß die Priester Mittel gefunden haben, das Axioma, welches sagt: aus Nichts wird Nichts, Lügen zu strafen; denn sie besitzen das Geheimniß, mit Schimären und fantastischen Visionen viel Geld zu verdienen.

Viele Menschen wissen nicht, wie es in Rom damit zugehet, wenn die Bildsäule eines neuen Heiligen in seiner Niche aufgestellt, und sein Nahme in den Kalender gesetzt werden soll. Hier sind einige Umstände, welche über diese Sache einiges Licht verbreiten werden. Die Rede ist von einem französischen Pilger, der im Geruche der Heiligkeit stand, und in der Hauptstadt der christlichen Welt starb.

Dieser Mensch, aus einem Kanton in Niederbretagne gebürtig, hieß Labre. Er lebte von Allmosen, behielt nur ganz wenig für sich, und vertheilte das andere unter andre Bettler. Wir wollen keinesweges die der Tugend, wo sie auch angetroffen wird, gebührende Achtung schmälern. Hätte Labre, der gesund war, und gesunde Gliedmaßen hatte, von dem Ertrage seiner Arbeit nicht andern müßigen Bettlern, und die so gesund waren wie er, sondern mit Kindern überhäuften Hausvätern, kranken oder verstümmelten Personen — hätte Labre solchen mitgetheilt, so wäre sein mitleidiger Eifer gewiß sehr lobenswerth gewesen; allein, es ist eines ehrlichen Mannes ganz unwürdig, von

den Vorübergehenden durch allerlei Klaglieder Geld zu erpressen, um den Müssiggang eines Haufens von Tagedieben zu unterstützen, und um sich selbst einer niederträchtigen Bettelei zu ergeben. Es ist Verbrechen gegen die Gesellschaft; denn der Hauptberuf des Menschen ist Arbeitsamkeit. Die Priester haben alle diese Begriffe verkehrt, und vornehmlich sind es Bettler und Tagediebe, womit sie den Himmel bevölkert haben.

Sobald Labre todt war, setzte man seinen todten Körper in der Kapelle der Kirche seines Kirchspiels aus. Das Volk strömte herbei, den Körper dieses Seligen zu sehen. Es mußte rings umher Wache gestellt werden, zu verhindern, daß die Leiche nicht in Stücken zerrissen wurde, um Reliquien davon zu haben. Blinde, Lahme, Taube, kamen von allen Seiten, um geheilt zu werden, und kehrten in dem Zustande, in welchem sie gekommen waren, wieder heim.

Indeß erscholl die Nachricht von den durch den Heiligen bewirkten Wundern allenthalben. In der Sakristei saßen Notarien mit ihren Schreibern, die Wunderkuren zu attestiren, welche bei seinem Grabe geschahen; man stritte sich um die Lumpen die er getragen hatte, und bezahlte sie sehr theuer. Wehe dem, der den kleinsten Zweifel an diesen Wundern gewagt hätte! Aerzte, von Betschwestern bezahlt, waren so gefällig, die Kuren, welche durch die gewöhnlichen Mittel, oder durch die Unterstützung einer guten Natur geschahen, wunderbar zu finden. Der römische Hof sah dieses fromme Possenspiel mit Vergnügen, und munterte

unter der Hand diesen fanatischen Eifer auf, ohne indeß etwas zu unternehmen, wodurch er sich kompromittirte.

Nach der für die Heiligsprechungen eingeführten Prozedur, müssen funfzig Jahre zwischen jener ersten Anerkennung der Wunder, und dem wieder vorgenommenen Prozesse verstreichen, welcher für die Installation des neuen Heiligen auf seinen himmlischen Stuhl statt haben muß. In der Zeit sind die meisten Zeugen der ersten Wunder gestorben; die übriggebliebenen erinnern sich der Umstände nicht mehr deutlich, und können zu dem, was vor so langer Zeit vorgefallen ist, weder etwas hinzuthun noch hinwegnehmen. In diesem funfzigjährigen Zwischenraume geht man damit um, das zur Heiligsprechung erforderliche Geld zusammen zu bringen, welches sich auf hundert tausend Thaler, den Thaler zu 4 Livres 10 Sous gerechnet, beläuft. Ich kann versichern, daß 1790 sieben und vierzig tausend Thaler für Labre's Heiligsprechung niedergelegt waren. Von den hunderttausend Thalern fallen fünf und zwanzigtausend für die apostolische Kammer ab; das Uebrige ist für die Advokaten, Notarien, Prokuratoren u. s. w. welche den Prozeß eingeleitet haben.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die von allem dergleichen Aberglauben loßgerißnen Franzosen viel zur Fabrikation des neuen Heiligen beitragen werden, obgleich er ihr Landsmann ist. Wir wollen diesen Abschnitt mit einem ziemlich lustigen Ereignisse beschließen.

Als der Kaiser ein Nonnenkloster in dem kstreichischen Antheile von Polen aufhob, fand man unter den Rechnungen der Schatzmeisterinn des Klosters eine Summe von sechs und dreißig tausend Thalern aufgeführt, welche das Kloster nach Rom für die Kanonisation einer seiner Nonnen geschickt hatte. Der Kaiser schrieb an den Kardinal Herzan, er sollte sich diese Summe wiedergeben lassen, oder der Pabst solle diese Nonne sogleich heilig sprechen. Der Kardinal erhielt zur Antwort: man wisse von dieser ganzen Sache nichts, es sey vermuthlich ein Versehen der Klosterfrauen. Der Kaiser ließ sich mit dieser Antwort nicht abspeisen; und als er die genauesten Erkundigungen eingezogen hatte, schrieb er in der Art, daß man seiner Zurückforderung nicht ausweichen konnte. Die apostolische Kammer antwortete: man habe zwar in der That die Summe erhalten, allein es fehlten noch zwei Wunder, den Prozeß beenden zu können; man würde indeß die niedergelegte Summe behalten, die nicht hinreichend wäre, und an der noch so viel fehlte, als zur Vollmachung der 100,000 Thaler, den gewöhnlichen Preis der Seligsprechungen, erforderlich sey. Der Kaiser hielt für erst an sich; allein einige Zeit nachher, als das Kollegium der Propaganda einige in Gallizien befindliche Grundstücke verkaufen wollte, wurden sie auf des Kaisers Befehl sequestrirt, und es wurde nach Rom geschrieben, man würde sie nicht heraus geben, bis die sechs und dreißig tausend Thaler erstattet wären. Die apostolische Kammer weigerte sich, sie heraus

zu geben; und nun bemächtigte sich der Kaiser der Güter der Propaganda, die dreißig tausend Thaler werth waren. Ich habe nicht erfahren, wie sich das Kollegium der Propaganda mit den römischen Hofe mag abgefunden haben.

Das Wochenbette der Prinzessinn Herzoginn.

Wenn man in Rom die Prinzessinn Herzoginn sagt, so versteht man die Gemahlinn des päpstlichen Neffen darunter. Den 6. Oktober 1787 kam sie mit einem Knaben nieder; wodurch Pius VI. in die lebhafteste Freude versetzt wurde. Er verbarg indeß sein ungemeines Vergnügen darüber, weil er eben, als er die Nachricht erhielt, einen niederländischen Bischof bei sich hatte. Der Prälat meldete ihm, daß Braband sich dem Kaiser wieder ergeben habe: »obschon die glückliche Niederkunft meiner Nichte, sagte jetzt der Papst, mir viel Freude macht; so rührt die Nachricht so tröstlicher Neuigkeiten, die Sie mir erzählen, dennoch mein Herz ungleich stärker.« Die Kunst, seine wahren Gesinnungen und Empfindungen zu verhehlen, wird von den Leuten, die in Rom in Aemtern stehen, viel höher getrieben, als man es an den vornehmsten Personen andrer Regierungen zu sehen gewohnt ist.

Die Hauptkrankheit, woran Pius VI. laborirt, ist der Nepotismus. Hätte er vor drei Jahrhunderten regiert, wäre sein Neffe der größte Souverain Italiens geworden. Indeß

verachtet er doch diesen Neffen völlig so, wie es dessen durchgängige Unbedeutsamkeit verdient.

Das Wochenbette einer Sultaninn ist eine so wichtige Gelegenheit, daß bei derselben die vornehmsten Reichsbeamten nie unterlassen, ihre Freude und Ergebenheit durch prächtige Geschenke an den Tag zu legen. So verhält sichs in Rom mit den Kardinälen und Prälaten, welche um die Gunst des Papstes buhlen. Wenn die Familie desselben durch einen neuen Sprößling vermehrt wird, so suchen sie einer den andern in der Pracht und dem Geschmacke der Geschenke zu übertreffen, welche sie der Wöchnerinn darbringen. Das ganze heilige Kollegium und das Korps der Prälatur that sich hierin hervor, als die Prinzessinn Herzoginn den kleinen Neffen Seiner Heiligkeit zur Welt brachte. Pius VI besah mit Wohlgefallen die der Mutter dargebrachten Opfer, und lobte diejenigen insonderheit, deren innerer Werth am beträchtlichsten war. Bei solchen Gelegenheiten belegen die Päbste ihre Unterthanen mit keinen Auflagen; sie nehmen nur, nach Art der mahometanischen Mächte, Kontributionen an, die, obschon sie freiwillig zu seyn scheinen, doch nichts desto weniger erzwungen sind.

Der spanische Minister.

Der Ritter von Azara ist der Mann, der am meisten Einfluß auf die römischen Angelegenheiten hat, und den Agenten der päpstlichen Gewalt am stärksten imponirt. Ich wer-

de noch oft Gelegenheit haben, dieses geschickten Unterhändlers zu erwähnen. Er kennt besser, als irgend sonst jemand, den Gang der Angelegenheiten des geistlichen Hofes. Weil er mit Priestern umzugehen weiß, erhält er alles was er will. Er spricht nachdrücklich, nimmt einen entscheidenden oft auch einen scherzhaften Ton an, so daß er sie es fühlen läßt, wie er die wichtigsten Angelegenheiten dieses Hofes nur für Kleinigkeiten achte. Azara hat die Gabe, mit vielem Geiste sehr angenehm zu erzählen, ohne daß er Anspruch darauf zu machen scheint. Er ist der einzige fremde Minister in Rom, der wahres Verdienst hat, und seinem Posten mit philosophischer Einsicht vorsteht. Er ist gelehrt, hat die griechischen und lateinischen Klassiker vollständig inne, so wie auch die spanische, italienische und französische Litteratur. Ich machte mir eine Freude, seinen Umgang zu suchen; denn ich lernte immer etwas von ihm. Er lieferte mir reichlich Materialien zu meinem Tagebuche. Ich kann sagen, daß ich das meiste, was man über Rom interessantes wird gesagt finden, von ihm habe.

Bei meinem ersten Aufenthalte in Rom glaubte ich, der Kardinal Bernis sey der, welcher hier den meisten Einfluß habe. Er hat auch einige Jahre hindurch wirklich das Uebergewicht gehabt. Und wenn er an dem Ansehen, welches er der Macht, die er vorstellte, verdankte, eingebüßt hat, so hat er dennoch die Liebe und Achtung aller Welt durch seine persönlichen Tugenden und die treflichen Eigenschaften seines Geistes und Herzens, und auch

durch den stattlichen Aufwand, den er immer gemacht hat, für sich behalten; und ist es dem Ritter Azara gelungen, den Kardinal von Bernis, so zu sagen, auszustechen, so hat er zugleich verstanden, sich die Freundschaft dieses Ministers zu erhalten, und dessen Eigenliebe nie zu nahe zu treten. Er besucht ihn oft, zieht ihn zu Rathe, und weiß es sogar so einzurichten, daß der Kardinal oft Dinge eingesehen und vorgeschlagen zu haben glaubt, welche der Ritter zuerst angegeben hat.

Spanien ist in Rom sehr mächtig; auch sind es die Spanier, welche das mehreste Geld nach dieser Hauptstadt schicken; und hätten sie nicht einen Minister, wie den Ritter Azara, so würde der römische Hof einen sehr hohen Ton gegegen den Hof von Madrid anzunehmen wagen; denn es ist eine Verhaltungsregel der geistlichen Regierung, sich die Schwäche der Fürsten, welche dem heiligen Stuhl am ergebensten zu seyn scheinen, zu nutze zu machen.

Spanien hat eine wirkliche Gerichtsbarkeit in Rom. Auch ist der Minister der einzige unter den Ministern der auswärtigen Mächte, der das Recht hat, eine Wache zu haben. Das Viertel, welches unter dem Nahmen des spanischen Viertels bekannt ist, hat viel Umfang. und begreift vierzehn tausend Einwohner in sich, die insgesammt unter dem Schutze des spanischen Gesandten stehen. Wenn spanische Minister in Rom residirten, die weniger artig, und weniger Liebhaber der Ordnung wären, als der Ritter von Azara es ist; so wäre das Viertel, der spanische Platz genannt, die Zu-

flucht der Räuber und eine wahre Diebeshöhle. Azara, indem er auf seine Vorrechte hält, läßt eine genaue und wachsame Polizei in dem ganzen Umfange seiner Gerichtsbarkeit ausüben. Die Bewohner dieses Viertels hängen mehr dem spanischen Minister als dem Papste an; und wenn zwischen beiden irgend eine Mißhelligkeit obwaltet, so schlagen sie sich gewöhnlich zur spanischen Parthei. Das einzige, was ich dem Ritter Azara vorwerfen möchte, ist, daß er oft zu hitzig eine Jurisdiktion vertheidigt, welche wirklich gegen alle Billigkeit ist, und in jedem Sinne das Völkerrecht verletzt. Indeß entsteht daraus doch für die Fremden, die in diesem Viertel wohnen, wo die besten Gasthöfe sind, etwas Gutes: daß nehmlich dieses der Ort in Rom ist, wo man bei Tage, wie bei Nacht gleich sicher ist; indeß man anderwärts, wo die Polizei des Landes die Aufsicht hat, alles zu befürchten hat.

Die Lieblingshoffnung der Römer.

Die Römer haben zu allen Zeiten den Tod der Päpste, wenn sie schon eine Weile regiert hatten, sehr eifrig gewünscht. Benedikt XIV. wußte das recht gut, und pflegte darüber zu scherzen. Er nahm sehr gleichgültig, obschon immer sehr höflich, die an seinem Erwählungstage üblichen Gratulationen auf. Einst wünschte ihm ein Kardinal bei dieser Gelegenheit mit vieler Wärme eine lange Reihe von Jahren. Der Papst unterbrach ihn plötzlich mit der Frage: ob er heut seine Messe gelesen habe? Der

Kardinal bejahte es. Da sagte Benedikt lebhaft in seinem gewöhnlichen Stile, indem er mit Cazzo begann: »Sie haben ihre Messe gelesen, und sagen in meiner Gegenwart eine solche Lüge!« Der Kardinal war sein allerheiligster Vikarius; denn alles was die Person des Papstes angeht, ist ja allerheiligst. Ueber eben diesen Kardinal-Vikarius machte er einst einen drolligten Scherz. Der Kardinal erzählte eine gewisse Begebenheit, und setzte sehr lächerliche und unwahrscheinliche Umstände hinzu? Benedikt wendet sich schnell gegen ein in seinem Zimmer vorhandenes Christusbild, und sagt: Heiliger Jesus! Dein Vikarius ist sicher ein Kujon; allein ich versichere Dich, daß der meinige ein noch weit ärgrer ist.

Sobald ein Papst anfängt, sichere Anzeigen des nahen Todes zu geben, so geräth in Rom alles in Bewegung. Auf allen Seiten bilden sich schon Intriguen und Kabalen; man läuft, man sollicitirt, man bietet Geld für Plätze in der Gegend des Vatikans, und man erwartet mit großer Ungeduld den Augenblick, wo von dem Altan des Konklave die bei dieser Ceremonie üblichen lateinischen Worte abgerufen werden: Habemus pontificem maximum, und darauf der Nahme des erwählten. In Rom sollte vor allen der Hofnung ein Tempel erbauet werden.

Es giebt in andern Ländern Leute, welche ihren Souverainen aufrichtig ergeben sind. In Wien habe ich zum Beispiele viele Personen gesehen, welche die Maria Theresia zärtlich liebten. In Berlin habe ich die Kirchen voll Män-

ner und Frauen gesehen, welche unter Strömen von Thränen um die Wiederherstellung des großen Friedrichs die Gottheit anflehetten, wenn sein Leben in Gefahr war; ich weiß, daß sein Tod schmerzlich beweint worden ist. Dergleichen sieht man bei dem Absterben eines Papstes niemals. Die Gebete, die seinetwegen angeordnet werden, sind leere Ceremonie, woran das Herz keinen Theil hat. Was hilft eine Oberherrschaft, wenn derjenige, der damit bekleidet ist, selbst dann, wenn er das möglichste Gute thut, von seinen Unterthanen weder Liebe noch Erkenntlichkeit zu gewärtigen hat! Indeß sind dies die an der dreifachen Krone haftenden Blüthen, die dennoch ein Gegenstand so vieler Ränke und Kabalen ist.

Entwürfe, deren Ausführung unmöglich ist.

Die Römer haben mit der öffentlichen Meinung, welche die andern Staaten leitet, und zu unsern Zeiten so mächtigen Einfluß auf die Regierungen hat, nicht Schritt gehalten. Sie bilden sich ein, der Papst könne noch eben die Unterwürfigkeit gegen seine Dekrete fordern, welche ihm in den Jahrhunderten der tiefen Unwissenheit geleistet wurde. Sie bemerken nicht, daß die durch das Licht der Philosophie erleuchteten, und über so manche Gegenstände, die ihnen sonst Ehrfurcht einflößten, aufgeklärten Völker, jetzt nur die kirchlichen Betrügereien, die man ihnen für Wahrheit verkaufen will, von ganzem Herzen verachten.

Selbst der Papst war noch in diesem Irrthume. Seine Reise nach Wien hat ihn hierüber belehrt, und ihm gezeigt, was zu unsern Zeiten ein Papst ist. Einiges in den Administrationen der andern Staaten fiel ihm auf, und er wünschte es in seiner Regierung einzuführen. Besonders schien ihm die Zolleinrichtung des Kaisers nachahmungswürdig; er sprach deshalb mit dem Kardinal Buoncompagno, seinem Staatssekretair, der eines Rufs genießt, den er bei weitem nicht verdient. Das Resultat ihrer Berathschlagung fiel dahin aus, daß bei mehrerer Ordnung, und bei Anwendung größerer Strenge, der Ertrag der Einführungsabgaben in dem Kirchenstaate noch verdoppelt, ja dreifach erhöht werden müßte. Es ist ein beklagenswerther Irrthum, nicht einzusehen, daß man viel eher durch Aufnahme des Ackerbaues, und durch freien Handel den öffentlichen Schatz würde vermehren können.

Selbst wenn man voraussetzt — obschon die Falschheit dieser Meinung in die Augen fällt — daß die Einfuhrabgaben eine auf Recht und Nützlichkeit gegründete Auflage sey, so bleibt es doch immer ausgemacht, daß Strenge hier nicht zulässig, und bei einer Regierung wie die römische, deren Geist ganz von dem der andern Staaten abweicht, nicht ausführbar ist. Wie könnte denn auch eine strenge Zolleinrichtung statt finden, wenn der Souverain die größte Schonung anzuwenden hat, um die Prinzen, Kardinäle, Prälaten, und noch eine Menge andrer vornehmen, betitelten und pri-

vilegirten Geistlichen nicht aufzubringen, und die Zollbedienten nicht lange der Unterstützung eines sehr alten Papstes, dessen Macht bald ein Ende haben muß, genießen können, in einem Lande, wo ein Mensch aus der allerunterſten Klasse zur päpstlichen Würde gelangen kann, und dann nicht unterlassen würde, sich oder seine Freunde und Verwandte wegen der gegen sie verübten Gewaltthätigkeit zu rächen! Hier ist ein Ereigniß, welches zur Bekräftigung dessen, was ich gesagt habe, dienen wird. Der russische Gesandte, Graf Szabrousky, kam 1787 nach Rom, und sein Wagen wurde von den Wachen am Stadtthore angehalten. Er sollte auf das Zollamt fahren, um seine Koffres visitiren zu lassen. Der Graf fuhr die Wachen an, und behandelte sie auf gut russisch; sie wollten sich mit den sehr strengen Verordnungen, welche der Herr Schatzmeister gegeben hätte, entschuldigen. »Geht, und sagt in meinem Nahmen, der Monsignor Schatzmeister solle sich zum T... scheren.« Dann rief er dem Postillion: »Fahr zu, oder ich werde dich ...« Der Schwager ließ sich das nicht zweimal sagen. Der Wagen verschwand, und die Wache stand wie versteinert da.

Die Annona.

Das ist ein Finanzzweig des Kirchenstaates. Man schreibt die Erfindung dieser Einrichtung, welche den Ackerbau zu Grunde gerichtet hat, der mehr als zu bekannten Donna Olympia zu, wel-

che unter dem Pontifikate Innocentius X. eines großen Ansehens genoß. Nach den Grundgesetzen der Annona ist jeder Landbauer verbunden, sein Getreide nach einer von dem Fürsten festgesetzten Taxe, welche sehr unter dem Preise der Sache ist, zu verkaufen. Privatpersonen müssen ihr Mehl von den Bäckern kaufen, und diese wieder von der apostolischen Kammer, welche die sehr hochwürdige genannt wird, obschon sie sehr wenig ehrwürdig ist. Alle diejenigen, welche bei dieser Anstalt angesetzt sind, sorgen nur dafür, so viel Geld einzuscharren, als sie nur können, und fügen noch Erpressungen hinzu, welche die eigenthümlichen Fehler des Instituts mit sich bringen.

Man verkauft in Rom zu allen Zeiten zwei und zwanzig Loth Waizenbrod für einen Bajocco. Dadurch wird dem Ackerbau ein beträchtlicher Abbruch gethan, um eine Menge Taugenichtse, wovon es in dieser Stadt wimmelt, zu ernähren.

Es ist wirklich höllisch, daß die Kardinäle, die begünstigten Prälaten, besonders der Großschatzmeister, ja der Papst selbst und seine Neffen, wenn er welche hat, Aktien in dieser Ferme haben. Kann man sich nach diesem wundern, daß die Felder verlassen liegen, wenn das Getreide zu so niedrigen Preisen gehalten wird, welche dem Fleiße des Anbauers so wenig Belohnung darbieten?

Seit einigen Jahren hat man den Anbauern die Ausfuhr des Getreides nachgegeben; allein dagegen mußten sie der Kammer, für jeden Rubbo, ein Gewicht von fünf und zwanzig

Pfund, bald zehn, bald zwölf, und wohl oft zwanzig Paula's erlegen. Es ist offenbar, daß so schmählige Bedingungen die Erlaubniß nicht sehr einträglich machten. Man kann ganz sicher diesen Theil der päpstlichen Staatsverwaltung mit den Regierungen von Algier, Tunis, und der des Kaisers von Marokko vergleichen. In allen diesen Ländern bemächtigt sich der Souverain des Getreides, und treibt einen verhaßten Alleinhandel damit.

Priester, die ihr dieses Nahmens unwürdig seyd! Eure schändliche Habsucht und Unwissenheit in der Staatswirthschaft, welche doch die zur Wohlfahrt eines Staats unentbehrlichste Wissenschaft ist; die ihr ein der Bevölkerung so durchaus günstiges Land entvölkert, und die Aecker brach gemacht habt, welche unter einer andern Regierung alles was die Erde nur an den Menschen verschwenden kann, im Ueberflusse erzeugte — Wir wollen es laut sagen, es beständig wiederholen: die geistliche Regierung ist die schlimmste von allen; es ist der wahre Despot des Montesquieu, welcher, um die Früchte einzusammeln, den Baum umhauet.

Der anstößige Widerspruch.

Nichts ist so anstößig, unbillig und abgeschmackter, als die Art der römischen Regierung, die Verbrechen anzusehen und zu bestrafen. Oft ziehen sehr verzeihliche Fehler armen Unglücklichen die strengsten Strafen zu; und Bösewichter, die sich mit den scheußlichsten Mis-

sethaten befleckt haben, bleiben ungestraft. Hier ist eine Begebenheit, die sich, als ich mich 1787 in Rom aufhielt, eben zutrug.

Ein armer Bernhardinermönch, der, um einen ältern Bruder zu begünstigen, von seinen Eltern ins Kloster zu gehen gezwungen wurde, war von der Natur mit einem Temperamente ausgesteuert, welche ihm das Gelübde der Keuschheit sehr lästig machte. Er sah einst auf einem Spaziergange ein junges Mädchen, gegen welche die heftigste Leidenschaft bei ihm rege wurde. Blicke und Mienen von Seiten der jungen Person ließen ihn hoffen, er werde alles bei ihr wagen dürfen. Er gieng ihr nach, und erreichte bald seinen Endzweck. Unser von Liebe und Vergnügen berauschte Mönch vergißt sich, und bleibt die Nacht bei seiner Schönen. Der Superior des Klosters wurde bald gewahr, daß der junge Bernhardiner nicht zu Hause gekommen war, und gab der Polizei einen Wink, welche auch bald den Ort entdeckte, wo unsre Liebenden noch einander in den Armen lagen. Sie wurden ins Gefängniß geschleppt. Das Mädchen kam ins Zuchthaus, und der Mönch wurde, nachdem er durchaus mit Ruthen war gepeitscht worden, auf lebenslang in ein tiefes Loch gesteckt, wo er bei Wasser und Brod saß. Ein entsetzliches Beispiel, welches zu den vielen andern gehört, weswegen jedes gefühlvolle Herz die Grausamkeit und Intoleranz des Pfaffenthums verabscheuen muß!

Den nämlichen Tag, als dies geschah, stritte sich ein Mann mit einem Gastwirthe um ei-

nige Schnitte Schinken, welche er, wie er sagte, zweimal bezahlen sollte. Der wüthende Wirth giebt jenem einen Fang mit einem breiten Messer, und so sehr der Unglückliche auch flehen und schreien mochte, bringt er ihn doch mit verschiednen Stichen um. Obschon die Justiz diesen Mord erfuhr, so geschah doch nicht die mindeste Nachsuchung, und kein Schritt, den Mörder zu bestrafen. Es vergiengen drei Tage; endlich entschloß sich der Gastwirth davon zu gehen, mehr aus Vorsicht, als aus besondrer Furcht. Zwei Monate nachher kam er zurück, trieb sein Gewerbe vor wie nach, ohne auf irgend eine Weise beunruhigt zu werden.

Pius VI. ist sehr eitel auf seine Gestalt.

Die schöne Figur Pius VI. flößt ihm eine lächerliche, und insonderheit für einen Papst sehr unschickliche Eitelkeit ein. Es ist ihm ein ernsthaftes Geschäft, bei allen Gelegenheiten die Annehmlichkeiten seiner Person zu zeigen. Er sieht oft in den Spiegel, und studirt seine Gestus, wie ein Schauspieler der seine Rolle wiederholt. Er ist in der That ein sehr schöner Mann; seine Gesichtszüge sind sehr regelmäßig, indessen ist seine Physiognomie weder majestätisch noch geistreich, obgleich der Reiz seines Mienenspiels, und seine Leichtigkeit sich auszudrücken, sehr einnehmen. Er will auch bei andern die äußerlichen Verdienste, die ihn so zufrieden mit sich selbst machen, antreffen,

und derjenige, der diesen eitlen Vorzug besitzt, ist sicher, ihm zu gefallen.

Bei einer akademischen Disputation ließen die Vorsteher der Propaganda eine Rede von einem jungen Neger aus Congo, in Gegenwart des heiligen Vaters, halten. Man glaubte dem Papste eine Freude damit zu machen, wenn man ihm zeigte, daß die heilige Kirche, sogar unter dem heißen Erdgürtel, Unterthanen habe. Allein diese Vorsteher kannten Pius VI. sehr wenig. Congo geht ihn nichts an, ist ihm sehr gleichgültig, weil er weder Gold noch Geld noch Edelsteine daher bekommt. Der Papst sah in dem jungen afrikanischen Redner nur einen Neger, dessen Häßlichkeit ihm empörend schien. Er zeigte sich sehr mißvergnügt darüber, und befahl sehr ausdrücklich, künftig möchte man ihn mit dem Anblicke so sehr widriger Gegenstände verschonen.

Der Kardinal von York.

Dieser Herr hat eine Zeitlang in Rom, und besonders während der Regierung Klemens XIII. Rezzonico, eine große Rolle gespielt. Seine erhabne Geburt, die Unglücksfälle, welche seine Familie betroffen haben, obgleich sie sich solche selbst zugezogen hat, der Königstitel und der königliche Prunk, dessen sein Vater noch genoß, dies alles giebt ihm jetzt noch einen sehr ausgezeichneten Rang vor den andern Kardinälen. Er wird Königliche Hoheit Eminentissima genannt.

Der Kardinal resîdirt in Frascati, woselbst er Bischof ist, und wo er jährlich mehr als vierzig tausend Thaler verzehrt. Ohngeachtet der Vortheile, welche sein Aufenthalt den Einwohnern dieser Stadt verschafft, ist er ihnen doch durch seine große Intoleranz, seinen Abscheu gegen die unschuldigsten Vergnügungen, welchen sie sich gern überließen, von Herzen verhaßt. Auf den entferntesten Argwohn läßt er ein Mädchen verhaften; und wenn es tüchtig ausgepeitscht ist, wird sie wieder bei Wasser und Brod eingesperrt. Auf die unerwiesenste Anklage wird oft ein Priester oder Mönch öffentlich aufgegriffen und gefangen gesetzt. Er sähe gern, daß alle Menschen ihr ganzes Leben in der Kirche zubrächten, und Frascati ein einziges großes Kloster wäre.

Ich bin dieser Eminenz vorgestellt worden; ich wurde artig aufgenommen, und zum Diner eingeladen. Das war eben für mich kein unterhaltender Tag. Der Kardinal that Fragen an mich, die eben von keinem unterrichteten Manne zeigten. Man soll nicht gewagte Urtheile fällen. Ich entlarve zwar die Heuchler gern; allein ich muß entscheidende Beweise gegen sie haben. Ich will mich also lediglich auf das einschränken, was ich gesehen habe, ohne Folgerungen daraus zu ziehen. Sein Pallast schien mir voller schönen Jünglinge in Abbe's Tracht zu seyn. Darüber argwohnte ich, diese königliche Eminenz könne wohl vielleicht den Geschmack einiger seiner Mitbrüder haben. Da ich diese jungen Leute aber nicht ausfragen

konnte, habe ich keine fernere Anzeichen erhalten, wodurch dieser Argwohn bestätigt würde.

Sein grösstes Vergnügen sind die priesterlichen Funktionen; und man ist sicher, seine Gunst zu erwerben, wenn man auf die Art, wie er sie verrichtet, sehr aufmerksam zu seyn scheint. Kurz, er ist ein Narr aus dem Hause Stuart, und seines Ursprungs würdig. Einst war er bei Benedikt XIV. zur Audienz, hielt sich über anderthalb Stunden dort auf, und legte dem Papste allerlei unschickliche Fragen vor; welches Seiner Heiligkeit, die eben viel zu expediren hatten, viele Langeweile machte. Endlich gieng er doch; und Lambertini sagte mit seiner gewohnten Fröhlichkeit: Cazzo, es wundert mich nicht, daß die Engländer diese unausstehliche langweilige Race von Ueberlästigen los zu werden suchten; es thut mir nur leid, daß sie uns ein Geschenk damit gemacht haben.

Der Adel des Neffen von Pius VI.

Die Adelsucht ist eine sehr alte Schimäre, und es ist gar nicht zu verwundern, daß so viele Menschen, aus allen Zeitaltern, nach den Vorzügen, welche sie gewährt, getrachtet haben. Wenige Menschen haben Philosophie genug, den Adel nach seinem wahren Werthe zu schätzen, und ihn von allem dem Tand zu entblössen, der ihn in den Augen des grossen Haufens so anziehend macht. Ein Priester, der das Haupt einer Religion ist, welche lehrt, daß

alle Menschen gleich sind, und bei seinen größten heiligsten Feierlichkeiten die Nichtigkeit aller irrdischen Hoheit anschaulich zu machen strebt — ein Papst sollte mehr noch, als irgend ein andrer, über diese Schwachheit erhaben seyn. Indeß hat Pius VI. die allerlächerlichste Eitelkeit über diesen Punkt geäußert. Seinen Ehrgeiz zu kützeln, haben die Genealogisten den Ursprung des Hauses Onesti, aus welchem sein Neffe abstammte, aus den ältesten Urkunden, sogar aus den heiligen Legenden hervorgesucht. Dies ists, was eine so abgeschmackte als burleske Unwissenheit ersann, um diese Familie von einem Heiligen herzuleiten.

In dem Leben des heiligen Romualdo, des Stifters eines noch bestehenden geistlichen Ordens, dessen Leben in lateinischer Sprache geschrieben ist, heißt es: Romualdus ex honestis parentibus natus. Man hielt das Beiwort honestis für den Vaternahmen des Heiligen, und es wurde 1787 ein Werk, mit allem typographischen Luxus gedruckt, worin man beweisen wollte, Sankt Romualdo stamme von einer Familie Onesti, und von dieser der Neffe des Papstes in gerader Linie ab. Da über die Familie Braschi, von welcher Pius VI. ist, kein Zweifel statt findet, so mußte noch, um die Eitelkeit des Papstes über jeden Punkt zu befriedigen, bewiesen werden, daß seine Schwester, indem sie sich mit einem Abkömmlinge des Hauses Onesti vermählte, sich nicht mesalliirt hatte. Diese hat den Prinz Herzog gebohren, dessen Talente wir nicht ermangeln werden zu preisen, und seine Großsprechereien anzufüh-

ren, wenn die Gelegenheit sich dazu darbieten wird.

Der Kardinal Anton Maria Doria.

Dieser Fürst der heiligen Kirche hat sich in Paris durch seinen Geist und seine Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, so lange er in dieser Stadt als päpstlicher Nuntius lebte. Bei seiner Rückkehr erhielt er die Legation von Ravenna, welche die einträglichste ist; aber es ist nicht mehr von ihm gesprochen worden.

Er war der dritte Sohn der Familie Doria, und fand Mittel, seinen jüngern Bruder zu übervortheilen, welcher nach der in großen Familien eingeführten Einrichtung, vor ihm versorgt werden sollte. So fieng er es an, um die Nunciatur von Paris zu erhalten, wo er schon sonst gewesen war, und sich wieder dahin sehnte. Er bestellte bei einem Juwelier in Rom ein erzbischöfliches Kreuz von sehr großem Werthe; dies gab dann den Müssiggängern der christlichen Hauptstadt Stoff zu mancher Muthmaßung. Indeß sein Vater für seinen zweiten Sohn um die französische Nunciatur anhielt, intriguirte Anton Doria, von welchem hier die Rede ist, heimlich auch darum. Als das Kreuz fertig war, forderte der Juwelier seine Bezahlung. Anton, der nicht im Stande war zu bezahlen, gestand seinem Vater und älterm Bruder, er sey so unbesonnen gewesen, ein Kreuz zu bestellen, dessen er sich bald bedienen zu können hoffte. Der Papst erfuhr die Verlegenheit des Prinzen Doria, ließ ihn kommen, und

sagte: »Ihr Sohn hat eine Unbesonnenheit begangen, die man gut zu machen suchen muß. Ich sehe für Sie keinen andern Ausweg, als daß Sie das Kreuz bezahlen, und es ihm dann schenken. Ich meines Theils werde ihm die Nunciatur in Paris ertheilen, und von Ihnen wird er die Pension, die Sie ihrem Aeltesten zugedacht haben, erhalten. Dieser schickt sich, nach dem was man mir von ihm gesagt hat, nicht so gut dazu als sein Bruder Antonius; aber ich nehme es über mich, ihm eine seinem Karakter angemeßne Versorgung zu verschaffen.« So erlangte Anton Doria, was er so sehnlich wünschte; und beide Brüder wurden bald nachher Kardinäle.

Der Graf Rivera

Ist der Gesandte des Königs von Sardinien. Obgleich die Macht die er repräsentirt, eine der unwichtigsten ist, so hatte er dennoch in Rom vielen Einfluß. Dieser Mann war ungemein scharfsinnig, und hatte viele Kenntnisse. Man fürchtete ihn wegen seiner Freimüthigkeit und Lebhaftigkeit, die ihn oft sehr scharfe und pikante Reden auszustoßen trieb.

Man weiß, daß Pius VI. die Sankt Peters Sakristei hat erbauen lassen, und daß er mit Wohlgefallen von diesem auf sein Geheiß aufgeführtem Gebäude spricht. Einst als der Graf Rivera bei ihm zur Audienz war, machte der Papst eine prunkvolle Beschreibung von diesem Gebäude. Nachdem Rivera ihn eine Weile angehört hatte, und sich das Gesagte noch ein-

mal hatte wiederholen lassen — denn er fieng schon damals an taub zu werden — sagte er endlich zu dem heiligen Vater: »Nun verstehe ich was es ist. Dieses Gebäude ist ganz was es seyn muß, um das Wappen und den Nahmen Eurer Heiligkeit daran zu setzen.«

Als er einst bei dem Papste Klemens XIII. kam, fand er diesen in Thränen zerfließend. Klemens vertraute ihm die Ursache seines Kummers, der von dem Betragen des portugiesischen Hofes herrührte, an welchem man seine Autorität nicht anerkennen wollte, und sie beschimpfte: »Allerheiligster Vater,« sagte der Graf, »Eure Heiligkeit zieht sich viel Verlegenheit und Kränkungen zu, weil Sie nicht zu bemerken belieben, daß wir in dem achtzehnten Jahrhunderte schon weit vorgerückt sind.

Das ganze diplomatische Korps war bei dem venetianischen Gesandten versammelt, und es wurde viel von den Zeitangelegenheiten gesprochen. Rivera, nachdem er eine Zeitlang still geschwiegen hatte, antwortete denen, welche seine Meinung wissen wollten: ich, ich meine, daß wenn unsre Herren vernünftig würden, wir alle in Rom nichts mehr zu thun hätten, als unsre Statüen- und Gemäldesammlungen zu kompletiren.

Ganganelli hatte besondre Achtung für Rivera. Dieser Minister liebte die Jesuiten nicht, und wußte besser, als sonst jemand, alles Böse was diese Gesellschaft angerichtet hatte; er rieth indeß doch dem Papste sie beizubehalten. Er sah den Nachtheil, welchen ihre Aufhebung für die Kirche nach sich ziehen würde, und die

Gefahr, welcher Ganganelli ausgesetzt war. Er liebte diesen Papst ungemein, und sagte, es sei der ehrlichste Mann, welcher je auf dem päpstlichen Stuhle gesessen habe.

Der Prätendent.

Als ich diesem unglücklichen Abkömmlinge so vieler Könige vorgestellt wurde, untersuchte ich sogleich, ob er eine große Aehnlichkeit mit den Zügen hätte, welche die Prinzen aus dem Hause Stuart auszeichnen. Man kann keine größre sehen. Der Anblick dieses Mannes gab mir Anlaß zu mancher Betrachtung über die Wandelbarkeit der menschlichen Größe, wovon er ein auffallendes Beispiel war. Ich begleitete ihn in Gedanken nach Schottland, wo er nach einigen vorübergehenden Vortheilen die grausamsten Widerwärtigkeiten erfuhr, und den augenscheinlichsten Gefahren ausgesetzt war. »Das ist also der Unglückliche, sagte ich bei mir selbst, welcher so lange zwischen Thron und Blutgerüst gestanden hat!«

Man hat mich versichert, daß, als der König von Schweden, Gustaf III. das erstemal den Prätendenten sah, er bei dem Anblicke dieses unglücklichen Prinzen einen Strom von Thränen zu vergießen sich nicht habe erwähren können. Ein Mann wie Gustaf, der einen so hohen Werth auf unumschränkte Gewalt setzte, mußte mehr als ein andrer das Schicksal des Enkels von Jakob II. bejammern, der nun einen der vornehmsten Throne der Welt besäße, wenn

sein Ahnherr gescheut gewesen wäre. Vielleicht dachte er auch an seine eigne Gefahr, und daß, wäre die Revolution in Schweden nicht gelungen, er auf einem Blutgerüste würde gestorben seyn.

Das Andenken an seine Unglücksfälle zu schwächen, hatte er sich einer steten Trunkenheit ergeben, welche endlich seine intellektuellen Kräfte ganz aufzehrte. Ich habe ihn immer auf einem Sopha schlummern sehen, oder daß er einen kleinen Hund, der ihm nicht von der Seite kam, liebkosete. Aber Trotz dieser traurigen Umstände erinnerte man sich doch der Beweise von Tapferkeit und Heroismus, welche er in seinen jüngern Jahren gegeben hatte. Man ärgerte sich, daß Frankreich ihn bei einer so wichtigen Unternehmung, als die Wiedererlangung der englischen Krone war, so schlecht unterstützt hatte. Da er mit so geringen Hülfsmitteln so viel gethan hatte: was würde er nicht mit ansehnlicherer Macht ausgerichtet haben!

Eine Anekdote, welche sich auf diesen Prinzen bezieht.

Man weiß, daß zufolge eines geheimen Artikels des Aachner Friedens, Frankreich sich anheischig machte, diesen Prinzen aus seinen Staaten zu schaffen. Da er sich nicht so gleich nach dem erhaltnen Befehle bequemte, wurde dem Herrn von Vaudreuil aufgetragen, ihn zu arretiren. Diese Generalsperson richtete seinen

Auftrag auf eine für diesen Prinzen sehr harte und beschimpfende Art aus, so daß er endlich aufs äußerste getrieben eine Pistole hervor zog. Augenblicklich wurde er von Soldaten gepackt, und der Abkömmling so mächtiger Monarchen mußte sich, wie ein gemeiner Verbrecher, binden lassen. Er blieb einige Tage, unter der Aufsicht dieses Offiziers, eingesperrt, welcher ihn oft in seinem Gefängnisse, in Begleitung seines Sohnes, besuchte; und dieser ist der nämliche Herr von Vaudreuil, der Liebling der Herzoginn von Polignac und Marien Antoinettens, Königinn von Frankreich. Er ist durch seine vornehme Abentheuer so berühmt geworden.

Diese für einen Fürsten, für einen jungen Helden so kränkende Begebenheit war von der Art, daß sie seinem Gedächtnisse lange eingeprägt bleiben mußte. Auch hatte er, ungeachtet der Stumpfheit, worin er verfallen war, noch ein sehr lebhaftes Andenken an diesen Umstand behalten.

Als Frau von Polignac 1787 nach Rom kam, begleitete sie Herr von Vaudreuil. Er war so unbescheiden neugierig, den Prätendenten sehen zu wollen. Die Herzoginn von Albanien, eine natürliche Tochter dieses Herrn, wußte nicht, daß er Bezug auf die Gefangennehmung ihres Vaters in Paris hatte, und beeiferte sich, ihm eine so wichtige Person vorzustellen. Sein Nahme wurde dem Prinzen nicht vorher genannt, weil die Herzoginn ihn selbst einführen wollte. Sobald er ins Zimmer trat, erkannte der unglückliche Stuart sogleich das

ver=

verhaßte Gesicht, dessen er sich noch so lebhaft erinnerte, und fiel ohnmächtig hin. Er wurde wieder zu sich gebracht, und Vaudreuil war genöthigt, sich zu entfernen. Dadurch daß dieser allenthalben erzählte, wodurch dieser Zufall veranlaßt worden war, erfuhr man, auf welche Art sein Vater sich gegen einen Prinzen betragen hatte, dessen Unglücksfälle und persönliche Eigenschaften jedem weniger rohen Menschen, als es dieser Helfershelfer eines Despoten war, Ehrfurcht und Mitleiden eingeflößt haben würden.

Das Kollegium der Propaganda.

Als die neuern Römer dieses Institut anlegten, fanden sie im Alterthume kein Vorbild dazu, außer bei den Braminen. Allein diese haben sich bei ihren Missionen bloß auf Asien eingeschränkt, und nie ein so allgemeines System geistlicher Betrügerei ersonnen.

In diesem Kollegium werden junge Leute in den asiatischen und afrikanischen Sprachen unterrichtet, damit sie die Lehren der christlichen Religion, und die despotischen Grundsätze des pästlichen Regimentes in alle Welt zu verbreiten im Stande seyn mögen. Diese sonst so ansehnliche Einrichtung ist jetzt durch die Räubereien Pius VI. sehr herunter gekommen; wie man Gelegenheit haben wird zu bemerken.

Man hat mir in dieser Anstalt Buchdrukkereien gezeigt, die hinreichend Lettern haben, um in achtzehn oder neunzehn fremden Sprachen drucken zu können. Wäre ein solches In-

stitut in der Absicht gestiftet, die bürgerliche Gesellschaft zu vervollkommnen, das Licht einer gesunden Philosophie, und die Wohlthaten der Künste in entfernten Himmelsstrichen zu verbreiten, so gäbe es nichts ehrwürdigeres als das Kollegium der Propaganda; aber weit gefehlt, daß die Stifter eine so rühmliche Absicht damit verbunden haben sollten!

Unter den Seltenheiten in der Kunstkammer dieses Hauses bemerkt man einen Alkoran, der für das Original selbst gehalten wird, so wie es Mahomet einem seiner Schüler diktirt hat. Die Originalität desselben ist von Personen, die in der arabischen Litteratur wohl bewandert sind, anerkannt worden; und verschiedne mahometanische Große haben beträchtliche Summen dafür geboten. Auch sind dort viel Rechnungs- und Tagebücher, die man auf türkischen Schiffen gefunden hat, so auch Waffen und Kleidungen barbarischer wilder Völker, Originalbücher dieser verschiednen Nationen, eine Menge Bildnisse der Kaiser in Konstantinopel, und vielerlei Geschenke entfernter Nationen an die Päpste. Das letzte ist von dem Vorgänger des Kaisers von China. Klemens IV. hat es von ihm nebst einem Schreiben erhalten, worinn er diesem Papste die größten Lobsprüche beilegt, und ihm zu seiner Erhöhung Glück wünscht. Der Kaiser nennt den Papst seinen allertheuersten Freund; wobei er ihn versichert, daß es die Christen in seinem Staate immer gut haben, und die ungehinderte Ausübung ihrer Religion behalten sollen.

Das Kollegium der Propaganda wurde ehedem sehr gut administrirt. Die Direktoren konnten durch gute Wirthschaft alle Jahr zwanzig tausend Thaler unterbringen. Aber der gegenwärtige Pabst, der auf Freibeuterei weit erpichter als ein algierischer Seeräuber ist, und der wohl den Aposteln selbst die Haut abzöge, hat das Vermögen dieses Kollegiums nicht verschont. Er hat demselben aus eigner Macht viele Kapitalien genommen, und sie zu Endzwecken verwendet, die mit der Absicht dieser Stiftung in gar keinem Bezuge stehen. Im Jahre 1787 hatte dieses Kollegium schon sechszig tausend Thaler Schulden.

Der Kardinal Gerdil.

Seit es Kardinale giebt, glaube ich nicht, daß es häßlichere gegeben habe, als diesen Gerdil. Er sieht vollkommen einem Affen gleich; die Unreinlichkeit seiner Kleider, sein immer ungekämmtes Haar machen seine Häßlichkeit noch empörender. Welch ein Kontrast zwischen diesem Scheusal, und dem immer eleganten und sauber gekleideten Papst! Man denke sich zu jenen scheußlichen Zügen noch die Heuchlermiene, so hat man den vollständigen Abriß dieses Kardinals.

Der König von Sardinien hat diesem garstigen Mönche den Kardinalshut verschaft, um ihn dafür zu belohnen, daß er verschiedne Jahre hindurch die Prinzen der königlichen Familie unterrichtet hat. Man wird anderwärts die Folgen dieser herrlichen Erziehung sehen.

Freilich hat ein sonderbares Unglück gewollt, daß Condillac und Keraglio, Leute von großen Verdiensten, nichts besseres an ihrem Schüler, dem Herzoge von Parma gezogen haben.

Gerdils Werke haben einigen Ruf in Italien, weil er über Gegenstände, welche den Italienern wenig bekannt sind, geschrieben hat. Die geschätztesten sind der Anti-Emile, und Anti-Contrakt social; aber ein verständiger Leser findet, daß Gerdil der Mann nicht ist, der eine gute Kritik des philosophischen und politischen Systems J. J. Rousseau's zu liefern im Stande war.

Der Kardinal lebt bei seinen alten Mitbrüdern, den Barnabiten, dem Anscheine nach, sehr regelmäßig und erbaulich. Die Verläumdung verschont ihn, und setzt keine anstößige Anekdote auf seine Rechnung. Er steht in dem Rufe der Heiligkeit, Wissenschaft, und sogar Geschicklichkeit in Weltangelegenheiten. Pius VI., der nicht gern häßliche Personen leiden mag, liebt den Gerdil nicht, und macht sich sogar zuweilen eine Lust, seine Mönchsmanieren nachzuahmen. Man sagt, dieser Kardinal strebe nach der dreifachen Krone; und es wäre nicht zu verwundern, wenn er sie erlangte.

Der Kardinal Negroni.

Wenn Pius VI. sterben sollte, so wäre Negroni einer von denjenigen, für welche die Stimmen des heiligen Kollegiums günstig ausfallen könnten. Er hat einen unbescholtnen

Ruf, eine ziemlich angenehme Figur, und man hält dafür, daß er bei Führung der Angelegenheiten sehr ehrlich und treuherzig zu Werke gehet; welches bei einem Priester gewiß etwas sehr seltnes ist. Was mir vollends eine gute Meinung für ihn beigebracht hat, ist das Lob, welches ihm der Ritter von Azara beilegte.

Negroni ist Kardinal datarius, und er steht dieser Stelle so vor, daß er allgemeine Achtung verdient. Er ist sehr thätig, liest aufmerksam alles was ihm eingereicht, und hört geduldig an, was ihm gesagt wird. Er ist eben nicht der Erste an Scharfblick, aber er hat doch viel Urtheilskraft; und was ihm die Natur an Genie versagt hat, ersetzt er durch anhaltenden Fleiß und stetige Aufmerksamkeit. Der Pabst ist ihm nicht sehr zugethan; aber er muß dennoch seinen Verdiensten und seinem moralischen Karakter Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Pius VI. sagt: »Negroni ist eigensinnig, aber er ist ein guter Mann.» Und indeß ist er weder das eine noch das andre, nach dem gewöhnlichen Sinne, welcher diesen Ausdrücken beigelegt zu werden pflegt.

Die dreifache Krone macht die Menschen beredt.

Wer nicht nach Ehrenstellen strebt, sagt in Rom ziemlich offen was er denkt; aber Verstellung und Düsternheit bezeichnet alle, die nach etwas streben. Je näher ein Prälat dem Gipfel der Ehre kommt, je andächtiger und in sich gekehrter erscheint er. Als ich bei öffentlichen

Feierlichkeiten die ganze zahlreiche Prälatur vorüberziehen sah, hätte ich genau bestimmen können, wie nahe oder fern ein jeder vom Kardinalspurpur war.

Ein Kardinal, der es weiß, daß er nie Papst werden kann, zeigt sich, wie er ist; aber der, welcher Anspruch auf die dreifache Krone macht, bedient sich der allerausgedachtesten Heuchelei. Er zeigt dann äußerlich den Karakter, der seinem natürlichen, und der Erziehung die er erhalten hat, am allerentgegengesetztesten ist.

Hat ein Kardinal es dann so weit gebracht, daß er seine Stirne mit der so ersehnten Krone schmückt, so verändert sich sein Karakter plötzlich. Indeß verändert er sich keinesweges; im Gegentheile zeigt er sich jetzt offenbarer wie er von Natur ist. Er hat nun nichts mehr zu besorgen; er zwingt sich nicht mehr; der verstellte Kranke gewinnt plötzlich neue Kräfte; der Blinde sieht; der Taube hört. Die Komödie, welche Sixtus V. aufführte, hatten schon andere Kardinäle vor ihm gespielt. Sie wird noch wieder vorkommen, aber nicht mehr lange; denn das Licht fängt an durchzudringen und die Geister helle zu machen.

Diejenigen, welche die Geschichte der Päpste gelesen haben, müssen eine Reflexion gemacht haben, die mir oft eingefallen ist: nemlich, daß die, welche die päpstliche Würde erlangt haben, nicht eloquenter, sondern redseliger, wortreicher, geschwätziger geworden sind. Einige haben geglaubt das rührte von der Ueberzeugung ihrer Unfehlbarkeit her. Ich

glaube aber nicht, daß dieses die Ursache der Geläufigkeit ihrer Zunge ist, die man bei den neuen Päpsten bemerken will; ich glaube vielmehr, daß dieß von dem Zwange herrührt, den sie sich bis dahin angethan haben. Diese Bemerkung kann man auch in Absicht der Einsamen, die zu einem immerwährenden Stillschweigen verdammt sind, anwenden. Sie werden unleidliche Schwätzer, wenn sie in die Welt zurückkehren, und wieder sprechen dürfen.

Pius VI. bestätigt mehr als einer, die Wahrheit dieser Bemerkung. Er thut mehr als schwatzen; er wird hitzig, aufgebracht, und flucht wie ein Karrenschieber. Und hat er untergeordnete Personen, Bedienten und dergleichen vor sich, so vergißt er sich so, daß er sie schlägt.

Freundlichkeit des römischen Volks.

Rom ist nicht nur eine prächtige Stadt, sie ist auch eine der am besten gepflasterten; und obschon das Erdreich allenthalben ungleich, und bald erhöht bald tief ist, so läßt es sich doch gut gehen. Man sieht an der Sorgfalt, mit welcher die Regierung das Steinpflaster unterhält, daß sie das Volk achtet, und bange ist, es aufzubringen. Paris hat sehr schlechtes Steinpflaster, und es dauert lange, ehe ein Fremder sich daran gewöhnt. Das ist eine Folge des Despotismus vor der Revolution. Man muß hoffen, daß man jetzt die Städte in Frankreich schöner, die Straßen breiter, und mit

Trottoirs für die Fußgänger versehen, wie man in London siehet, einrichten wird.

Obgleich die geistliche Regierung ganz ohne Energie ist, und die Gemüther unter dem Joche des Aberglaubens niedergedrückt sind so trägt doch das Andenken ihrer ehemaligen Herrlichkeit, die Schönheit der alten Denkmäler, die Pracht der neuen Gebäude, die Heiterkeit des Himmels dazu bei, die Ideen der Römer zu veredeln, und ihrem Tone eine Höflichkeit und Freundlichkeit zu geben, den man bei keinem andern Volke bemerkt. Diese Urbanität ist sogar den Einwohnern, welche in Rom die unterste Klasse ausmachen, zu Theil geworden.

Da sie einmal wissen, daß der Zufluß von Fremden zu ihrem Lebensunterhalte beiträgt, so sind sie sehr bereitwillig, alle Fragen der Neugierigen, welche die schönen Denkmäler zu bewundern nach Rom kommen, zu beantworten. Sie verstehen sich zu allen von ihnen abhängenden Diensten, und sind dienstfertig ohne Eigennutz. Es würde sogar ihren Stolz beleidigen, wenn man ihnen in diesem Falle das mindeste anböte. Meine Art, allerlei Menschen zu meinem Unterrichte auszufragen, ist mir nirgends nützlicher als in Rom gewesen.

Die Gewohnheit, Meisterstücke aller Gattung immer vor Augen zu haben, hat den Römern einen so sichern und auserlesenen Geschmack gebildet, daß sie vermittelst dessen mit dem größten Scharfsinne die Schönheiten und Fehler eines Kunstwerkes würdigen, und über dessen Werth, gleich dem geübtesten Kenner, urtheilen. Auch verlassen die Künstler ungern

einen Ort, wo, ihren Nacheifrungstrieb anzufeuern, sie außer der beträchtlichen Bezahlung, welche sie für ihre Arbeiten erhalten, auch den gerechten Zoll an Lob einerndten, der ihnen gebührt, und welchen ein hierin aufgeklärtes und gefühlvolles Volk sich beeifert ihnen zu ertheilen.

Indeß sind wieder die nehmlichen Römer, welche bei den Produkten der schönen Künste in Entzücken gerathen, äußerst kalt gegen einen Mann, der in der Gelehrsamkeit oder den schönen Wissenschaften berühmt ist. Das macht, weil sie, ausgenommen die Alterthümer, die Mahlerei, die Bildhauerkunst und Musik, gar keine Kenntniß von den Gegenständen haben, welche gründlich nachgedacht seyn wollen, und weil ihre Regierung sie in dieser Hinsicht in schimpflicher Unwissenheit läßt.

Das Jesuiterkollegium.

Dieses berühmte Kollegium, der Hauptort eines Ordens, der so viel Lermen in der Welt gemacht hat, verdient allerdings eine Untersuchung. Ich werde weder von Architektur, noch Gemälden oder Statuen sprechen: diese Dinge gehen den Zweck dieses Buches nichts an.

In diesem Kollegio sind hundert Exjesuiten, welche vermuthlich nicht verpflichtet sind, sich nach den Regeln eines aufgehobenen Ordens zu richten; die meisten davon thun es aber dennoch regelmäßig und eifrig. Stirbt einer von diesen Exjesuiten, so ernennt der Papst einen andern an seine Stelle; und das ist für

diesen Geistlichen eine zwiefache Vergünstigung; denn außer dem Vergnügen, an einem Orte zu seyn, wo sein Orden zur Zeit seiner Existenz mit Glanze lebte, hat er den Vortheil freier Wohnung und Nahrung.

Ich habe nicht ohne einige Rührung die tiefe und stille Trauer auf den Gesichtern dieser Geistlichen eingeprägt gefunden. Sie schienen noch ganz so bestürzt als den ersten Tag, da die Aufhebungsbulle bekannt gemacht wurde. Doch aber verzieh ich ihnen nicht die Bitterkeit ihrer Reden, wenn das Gespräch auf Ganganelli kam. Sie zu besänftigen sagte ich ihnen, was ich bei dem Artikel, der von diesem Papste handelt, in Bezug seines Widerwillens, den Orden aufzuheben, dessen Existenz er für nothwendig, und dem Wohl Roms und der Kirche überhaupt für ersprießlich hielt, gesagt habe.

Diese Jesuiten haben mir viel von ihren Mitbrüdern in Rußland erzählt. Pius VI. hat auf Ansuchen der Kaiserinn ihr Institut für rechtmäßig erklärt, so daß man sie als wirkliche Jesuiten anzusehen hat. Auch hat die Kaiserinn scherzend gesagt, »sie unterhielte diese ausländischen Pflanzen in ihren botanischen Gärten, um denen, die es verlangen würden, Saamen geben zu können.«

In den Unterredungen, welche ich mit diesen Jesuiten hatte, haben sie mir bei Gelegenheit der französischen Revolution gesagt, sie würde nicht statt gehabt haben, wäre ihr Orden nicht aus diesem Lande vertrieben wor-

den. »Mit uns, sagten sie, hat man die christliche Religion vertrieben. Die Franzosen haben alle Grundsätze dieser Religion, die wir ihnen lieb machten, aufgegeben; und so haben sie alle Subordination abgeworfen, und göttlichen und menschlichen Gesetzen getrotzt.« Von Spanien redeten sie als von einem Lande, wo bald das oberste zu unterst gekehrt seyn würde.

Der Haß, welchen Karl III. König von Spanien, ihnen geschworen hat, rührte daher, weil diese Patres ausgebreitet hatten, er sey ein Sohn des Kardinals Alberoni, und Philipp V. sey nicht sein Vater. Sobald er auch Gelegenheit fand, sich an ihnen zu rächen, ließ er sie nicht vorbeigehen.

Obschon ihr Orden nicht mehr vorhanden ist, genießen sie dennoch in Rom eines großen Ansehens. Die Prälaten, die Kardinäle, und oft der Papst selbst ziehen sie zu Rathe, und befolgen ihre Meinungen. Der Pater Zaccaria, ein Jesuite, hat sich mit dem Jakobinermönche Mamucchi zusammengethan; und diese beiden Ränkemacher, die in allem was nicht wesentlich zu ihrem Stande gehört, in der größten Unwissenheit sind, leiten bei vielen Gelegenheiten Pius VI. und lassen ihn manche Dummheit begehen.

Memo, venetianischer Gesandter.

Dieser Mensch hatte sich einen Ruf von Weisheit angemaßt, der ihm zur Vorsprache

diente, auf die Dogenwürde von Venedig nach dem Tode Paul Reniers Anspruch zu machen. Er hatte sich viele Stimmen erkauft; aber ein Mitwerber, der sich durch seine Freigebigkeit noch mehr Stimmen gewonnen hatte, trug den Sieg davon.

Memo ist der unverschämteste Lügner, der je gelebt hat; man weiß, daß die Lügner ein gutes Gedachtniß haben müssen, um sich nicht zu verrathen; und diese Geisteseigenschaft ist bei Memo eben nicht hervorstechend, wodurch er mancher Unannehmlichkeit ausgesetzt ist. Eines Tages schlug er dem Papste jemanden zu einem Bißthume in Dalmation vor. Der Mann, welchen Memo vorschlug, hatte in Venedig einige Monate wegen eines Diebstahls im Gefängnisse gesessen, ohne daß er sich hinreichend deshalb gereinigt hatte. Der Papst schlug ihn geradehin aus, und sagte, er wähle zu dieser Stelle einen in Venedig sehr geachteten Franziskanermönch. Noch an dem nemlichen Abend erzählte Memo allenthalben, er habe Seiner Heiligkeit diesen Mann zum Bißthume in Dalmatien vorgeschlagen.

Außer dieser schönen Eigenschaft ist Memo auch noch der interessirteste Mensch von der Welt. Er macht alles zu Gelde; Gnadensachen, Bedienungen, alles wird ihm bezahlt, und im Voraus bezahlt; alles ist ihm feil.

Er hat die skandalöse Kronik von Rom vollkommen inne, so wie die Geschichte aller Dinee's und Soupee's, wovon er sehr umständliche Beschreibungen nach Venedig schickt. Seine Unterredung ist ein Gewebe possenhafter

Anekdoten, und sehr freier Erzählungen, welche er ganz schamlos, in Gegenwart der ehrwürdigsten Prälaten nnd ehrbarer Frauen anbringt. Das mag genug vom Memo seyn, der indeß doch auf dem Punkte stand, Doge zu werden.

Die schöne Reliquie.

Man gräbt unaufhörlich in Rom und den umliegenden Gegenden nach. Ein jeder kann bei sich nachgraben; aber um in den Ländereien, die wüste liegen und dem Publikum gehören, nachgraben zu dürfen, muß man einen Erlaubnißschein vom Papste haben; und dieser wird nicht immer gewährt. Alles was an Seltenheiten gefunden wird, muß ins klementinische Musäum, welches nach seinem Stifter Klemens XIV. Ganganelli genannt wird, abgeliefert werden.

Neuerlich hat man an dem Orte angefangen zu graben, von dem die geschicktesten Alterthumsforscher glauben, daß es das Grab der Scipionen sey. Herr Dutens, welcher Gesandschaftssekretair in Turin gewesen war, befand sich eben damals in Rom. Er war häufig an den, den Alterthumsliebhabern so werthen Oertern gewesen. Einst fand er, unter vielen der Zerstörung entgangnen Sachen, einen Zahn, dessen er sich eiligst bemächtigte. Er ließ ihn in einen mit schönen Brillanten umgebnen Ring fassen. Das ist vermuthlich eine kostbare Antike. Vielleicht gehörte dieser Zahn einem besondern Anhänger der Scipionen, oder

einem Lieblingssklaven; vielleicht ist es wohl gar ein Zahn des Scipio Afrikanus, oder des Zerstörers von Karthago. Auf jeden Fall ist diese Reliquie ein sehr interessantes Stück; aber wenn man einige Knochen von Markus Aurelius, Epiktet, oder Tacitus fände: welche Ehrfurcht würde eine solche Reliquie dem Philosophen und dem Geschichtskundigen einflößen! Mit welchem heiligen Schauer würde der Freund der Freiheit das Tuch sehen, womit Cicero sich das Gesicht trocknete, nachdem er eine Catilinarie oder Phillippike gehalten hatte! Wie gern würde er eine große Reise unternehmen, diese schätzbare Reliquie zu bewundern, und überlassen es dem Einfältigen, nach Turin zu reisen, um das heilige Schweißtuch zu küssen, oder in Neapel das Blut des heiligen Januari anzubeten!

Römischer Kunstfleiß.

Ich wurde einst durch einen sehr liebenswürdigen Prälaten in einem Hause vorgestellt, dessen Herr ein achtzigjähriger sehr geschwätziger Greis war. Sein Sohn, ein Mann von 40 Jahren, hatte sich kürzlich mit einer achtzehnjährigen Person verheirathet, die sehr hübsch war, eine schöne Stimme hatte, und die Musik aus dem Grunde verstand. Dieser Mann hatte mehr Kenntnisse, als man in Rom bei Leuten seiner Art gewöhnlich antrift. Er hatte die französische Sprache und Litteratur vollkommen inne. Ich wunderte mich, so viele Kenntnisse bei jemand zu finden, der nie aus

Rom gekommen war. Der Alte löste mir das Räthsel dadurch, daß er mir sagte, er habe, ehe er sich in Rom häuslich niedergelassen, die vornehmsten Höfe Deutschlands besucht. Ich will hier seine Geschichte erzählen, weil sie dazu dienen wird, mit einer Gattung Industrie bekannt zu machen, die außerhalb Rom wohl nicht bekannt seyn möchte.

Dieser Greis heißt Herkules Aldrovandi. In Italien ist eine vornehme Familie dieses Nahmens. Er war der Sohn eines wenig bemittelten Advokaten, der ihn zuerst zu einem Antiquarius hingebracht hatte, welcher ihn Gemälde und Statuen schätzen lehrte. Sein Vater hatte ihm das zur Leitung geistlicher Angelegenheiten erforderliche Geschwätz beigebracht, besonders was bei Dispensationen, und Concessionen, kurz, bei allem was die Datarie des römischen Hofes heißt, vorkommt.

Aldrovandi's Vater starb, und er verließ nun ein Gewerbe, bei welchem er, ohne eine zu beträchtliche Zeit dazu aufzuopfern, nicht hoffen konnte, sich irgend einen Nahmen zu machen. Sein Vermögen bestand aus einigen hundert Thalern, die er mit Nutzen anzulegen entschlossen war. Er verschaffte sich Empfehlungsschreiben an einige deutsche Prälaten, und benutzte seinen Nahmen, den die Geschichte in ihren Jahrbüchern aufbewahrt hat. So verließ er 1731 Rom als ein Mensch von drei und zwanzig Jahren. Zu der Zeit war Deutschland noch nicht philosophisch gesinnt. Karl VI. regierte, und mit ihm saßen

die Vorurtheile auf dem Throne. Gelehrsamkeit und Genealogie sind die Lieblinsneigungen der Deutschen. Sie betreiben das Studium des Alterthums mit dem lebhaftesten Eifer; dies ist sogar in ihren Nationalkarakter verwebt. Herkules besaß die Anfangsgründe dieser Wissenschaft, worinn die bloße Nomenklatur oft das Wissen ersetzt. Er kannte die Meisterwerke der Bildergallerien und der Musäen in Rom. Er hatte den allgemeinen Sinn fürs Schöne, welcher den Römern bei den Ausländern eine Superiorität giebt, die sie in ihrem eignen Lande nicht haben. Bei diesen Halbtalenten verstand er auch die todten Sprachen, römische und griechische Geschichte; für die Alterthumsliebhaber eine köstliche Gelehrsamkeit!

Den Römern ist Wohlredenheit gewöhnlich. Aldrovandi besaß dies Talent im höchsten Grade, und seine Unterhaltung wär, obschon etwas weitschweifig, dennoch sehr angenehm. Befragte man ihn nach seinem Nahmen, so antwortete er bescheiden, hohe Geburt sey ein eitler Vorzug, ein verständiger Mensch müsse sich nichts darauf zu gute thun, er wünschte nach seinen Handlungen beurtheilt zu werden. Ging ihm irgend ein ehrlicher Deutscher in dieser Absicht zu nahe auf den Leib, so setzte er noch hinzu, der Zweig der Familie, von welchem er abstamme, sey von dem Glücke wenig begünstigt, und er sey nur ein jüngrer Bruder. Dann hörten die Lobsprüche gar nicht auf; und das erleichterte ihm den Handel mit Gemälden, Medaillen, und allem was zur Alterthumskunde gehört.

Der

Der junge kluge Antiquarius hielt sich abwechselnd in Wien, Dresden, Braunschweig, Hamburg, Mannheim, Trier, und einigen andern Städten auf. Allenthalben fand er gute Aufnahme; allenthalben wurde er mit Geschenken überschüttet. Seine Gemmen, Agate, und andre antiken Steine wurden vortheilhaft umgesetzt; er tauschte andre dagegen ein, und mit diesen Handel verdiente er sehr viel. Das Zutrauen verschiedner vornehmen Leute brachte ihn auf den Gedanken, das Halbtalent, welches sein Vater ihm als einziges Erbe hinterlassen hatte, zu seinem Nutzen anzuwenden. Er übernahm verschiedne Sachen bei der Datarie auszumachen, wußte den unerträglich langsamen Gang dieser Kammer zu beschleunigen, und so das Geld seiner Klienten zu schonen.

Nachdem er funfzehn Jahr daran gearbeitet hatte, sich einen Nahmen in dieser sonderbaren, nur den Römern zuständigen Gattung zu machen, fühlte sich Aldrovandi von dem carus amor patriae ergriffen. Hundert tausend Thaler, welche er voran nach Rom geschickt, und gut untergebracht hatte, gaben ihm sehr angenehme Aussichten auf sein künftiges Etablissement. Ehe er Deutschland verließ, bot er seine Dienste als Kommissionair verschiednen Personen an, deren Angelegenheiten er bis dahin zu ihrer Zufriedenheit besorgt hatte. Einige Regenten des mittlern Ranges gaben ihm den Titel als ihres Agenten in Rom, und als solchem, Gehalte. Und viele Vornehme machten ihn in Absicht der Künste zu ihrem Korrespondenten.

Mit Vermögen überschüttet kam nun Aldrovandi nach Rom zurück, wo er ein junges Mädchen von Stande heirathete, mit welcher er gut lebte, und die ihm einen Erben gab. Er kaufte einen Pallast, und richtete ein großes Haus ein; er trieb immer noch das Gewerbe, das ihm so viel eingebracht hatte, gab seinem Sohne eine gute Erziehung, und versäumte nicht, ihm die Kenntnisse beizubringen, die zur Vergrößerung des Vermögens erforderlich waren.

Die Besoldung, welche ihm die ausländischen Fürsten gaben, setzten ihn in den Stand, die Fremden, die an ihn adressirt wurden, zu bewirthen; und dieser Mann, der, als er aus Rom gieng, höchstens sechs hundert Thaler hatte, besaß jetzt mehr als funfzig tausend Livres Einkünfte. Er nahm jeden, der ihm empfohlen war, gut auf, pflegte gern seine Geschichte zu erzählen, und hatte nur den Fehler, der vielleicht zu seinem hohen Alter gehört, daß er zu redselig, beinahe geschwätzig war. Es ist sehr sonderbar, daß er durch einen funfzehnjährigen Aufenthalt in Deutschland auch nicht die geringsten Kenntnisse der darin gebräuchlichen Sprache erlangt hatte, und sonderbarer noch, daß es ihm dem ungeachtet überall so geglückt hatte.

Der berühmte Goldoni wurde, als er in Rom war, bei Aldrovandi sehr gut aufgenommen, welcher ihm die dem Verdienste gebührende Achtung, und die noch schmeichelhafteren Aufmerksamkeiten, welche man nur der Freundschaft verdankt, in seinem Hause erwies. Der italienische Moliere glaubte in seinem Wirthe

ein treffliches Sujet für die Bühne gefunden zu haben, und konnte dem Triebe, ihn darauf zu bringen, nicht widerstehen. Was aber der ehrliche Mann sich nicht erlauben muß, und Moliere nicht gethan hätte, er machte ihn lächerlich, indem er ihn zur Hauptperson seines Stücks, der Prahler, machte. O Erkenntlichkeit! Wie selten bist du bei einem Dichter!

Stolz des römischen Volks.

Ich habe zu erkennen gegeben, daß Artigkeit gegen Fremde der unterscheidende Karakter der Römer ist; ich habe gesagt, daß sie Achtung, ja sogar Ehrfurcht für sie haben. Aber ich muß hinzusetzen, daß diese nicht knechtisch, wie bei dem Volke in Deutschland ist. Deutsche von der geringern Klasse sehen in ihren Obern Herren, vor welchen sie sich beugen; und wenn das Ungefähr oder die Umstände ihnen den Zutritt zu den Häusern ihrer Großen verschaffen, so nahen sie sich ihnen mit solcher Demuth, die nach Sklaverei schmeckt. Die Römer im Gegentheil lassen nie etwas knechtisches blicken; und ihr Betragen in dieser Absicht ist ein Gegensatz des Genie's ihrer Sprache. Diese ist konventionel; indeß die Natur selbst dem Römer ein rechtmäßiges Gefühl seiner Würde ins Herz prägte.

Lord Hervey, Herzog von Bristol, Bischof von Derry in Irrland, hat sich lange in Rom aufgehalten. Man hatte so viel Achtung für diesen Prälaten, daß man ihm Sonntags öffentlichen Gottesdienst in seinem Hause zu hal-

ten verstattete. Die Engländer und alle Fremde, die zur protestantischen Kirche gehören, konnten in seiner Kapelle dem Gottesdienste beiwohnen, wo englisch und französisch gepredigt wurde. Die Polizei gab Achtung, daß dieser fremde Gottesdienst nicht gestöhrt wurde; und die Achtung für Gastfreundschaft hielt die Römer über einen, ihnen sonst sehr delikaten Punkt in Schranken.

Hervey war großmüthig, er that sehr viel Gutes; und das Volk beeiferte sich, Erkenntlichkeit dafür zu zeigen, durch eine Art von Ehrfurcht, welche sein Betragen erzeugte, und er vielleicht auf Rechnung seiner Würde schrieb. Durch berühmte Schwätzer gegen die Römer eingenommen, traute er ihnen gar keine Energie zu, und hielt dafür, man könne sie ungeahndet beleidigen. Er dachte, laut mitsprechen mache sie schon furchtsam; er irrte gleichwohl. Er ließ sich von dem berühmten Battoni mahlen. Indeß der Künstler arbeitete, plauderte der Prälat, und viel zu viel; denn unter den geistreichen Sachen, welche den Battoni belehrten oder ihm die Zeit vertrieben, mengte er solche Lappereien, über die der Künstler die Achseln zuckte. Nachdem er ihm wechselsweise die Zeit vertrieben, und auch Langeweile gemacht hatte, fiel es ihm ein zu sagen; »Aber, Herr Battoni, Sie sind ja immer still, indeß müssen Sie doch viel Sachen wissen.« Der Künstler antwortete lächelnd: »Mylord, ich bin ein Maler, und verstehe wenig von dem, was sich nicht auf meine Kunst bezieht. Spräche ich

so lange und viel wie Sie, so könnten mir allerdings mit unter interessante Züge entwischen. Das wären aber Blitze mitten in der dicksten Finsterniß.« Diese, mit dem ruhigsten Tone gegebne Antwort imponirte dem Prälaten Herzog auf einen Augenblick, besserte ihn aber nicht. Ihm gehörte etwas derberes, welches er auch bald veranlaßte. Einst vergaß er sich so sehr, daß er einen Lohnbedienten mit seinem Rohre schlagen wollte. Dieser Mann hielt ihm den Arm und sagte: »Du unverschämter Mylord Du, weißt Du nicht daß ich ein Römer bin, und daß ich ein Paar Hände habe wie Du; und wo Du es Dir einfallen läßt, die Deinigen zu gebrauchen, so glaube mir, die meinigen werden sich tüchtig wehren?« Mylord setzte sich dem Versuche nicht aus. Es beliebte ihm nun einzusehen, daß ein Römer ein Mensch, und kein Sklave sey.

Als Joseph II. das letztemal in Rom war, gieng er allein spazieren, und sprach, seiner Gewohnheit gemäß, mit jedem, dem er begegnete, gütig. Als er in Campo-Vacino war, befragte er Schlächter, die in ihrem Gewerbe dort waren, um die Polizeianstalten; »Ich »weiß nicht, sagte einer von diesen Leuten, wie »die Polizei in Wien beschaffen ist; man sagt, »sie tauge nicht viel; aber wärst Du klug gewe»sen, und hättest guten Rath angenommen, so »würdest Du Dir die Liebe des römischen Vol»kes, welche es Dir bei Deinem ersten Aufent»halte allhier bezeigt hat, zu nutze gemacht ha-

»ben; und statt Dich damit zu befassen, unsre »Priester um Kleinigkeiten zu verfolgen, wür»dest Du Dich bei uns niedergelassen haben. »Du wärest ein ächter römischer König gewor»den, Du hättest Dich aber anders aufführen »müssen, und uns nicht wie Deine Lastthiere, »die man Deutsche nennt, behandeln müssen.«

Ein ganz gemeiner Mensch sagte zu dem Könige von Schweden, der eine Statue, die er lange besehen hatte, nicht kaufte: »Man »sagt uns, Dein Königreich sey arm, und daß »Du deshalb unsre Meisterwerke nicht kaufst. »Hättest Du nicht besser gethan, zu Hause zu »bleiben, und Deinen Unterthanen die Reise»kosten zu ersparen? ob sie gleich nicht groß »sind, könnte es sie doch erleichtert haben.«

Man fand einst Zettel an den Statuen des Pasquin und Marforio: Was giebts Neues in Rom? fragte Pasquin. Marforio antwortete: Wir haben den Grafen von Haga hier (bekanntlich der Nahme, welchen der König von Schweden bei seinem Inkognito angenommen hatte) der alles ansieht, alles behandelt, und nichts kauft.

Vor zwölf Jahren war der verstorbne Landgraf von Hessenkassel in Rom. Er wurde vom Volke ziemlich schlecht aufgenommen. Es hatte Muth genug, ihm merken zu lassen, es wisse recht gut, daß er die Kosten seiner Reise mit dem Blute seiner Unterthanen bestritte, welche er den Engländern verkaufte, um ein Volk, das seine Fesseln abgeworfen hatte, wieder unterjochen zu helfen. Man fand viel Satyren an der Statue des Pasquin, und alle warfen

dem Landgrafen seine Tyrannei vor. Was müssen nun die Römer wohl von dem Sohne dieses Fürsten denken?

Der Prinz Braschi übte sich einst im Reiten. Sein Hof war voller Menschen; das mißfiel dem gnädigen Herrn, der sichs einfallen ließ laut zu sagen: Man schaffe doch dieses Kropzeug heraus! — Du hast ganz recht uns so zu behandeln, sagte einer von den Umstehenden, indem er weggieng, wir verdienen diesen Schimpfnahmen, weil wir so dumm, so niederträchtig sind, Deine und Deines Onkels Unverschämtheiten zu dulden. — Der nämliche Prinz wollte Ausbesserungen an seinem Pallaste vornehmen, und ließ zu diesem Behuf Arbeiter kommen. Er hat wenig Begriffe, und weiß diese nicht einmal auszudrücken. So leicht die Römer auch zu begreifen pflegen was ihnen gesagt wird, konnten diese doch aus dem wortreichen und unbedeutenden Schwalle von Reden Seiner Excellenz nicht klug werden, und er mußte sich die Mühe geben, wieder von vorne anzufangen. Nun riß ihm die Geduld, und er nannte sie dumme unwissende Esel u. s. w. Das sind wir vermuthlich, sagte ein Arbeitsmann, weil wir so geduldig die Lasten tragen, die Du und die Deinigen uns auflegen. Wir sind dumme Teufel, daß wir Dich nicht, wie Du es verdienst, durchprügeln; aber wisse, daß Du nicht so viel werth bist, wie diejenigen, die Du schimpfest, und daß, wenn Du so wie

wir leben müßtest, Du bald Hungers sterben würdest. Dieser erlauchte Neffe des allerheiligsten Vaters gieng einst in der Villa Pinciana spazieren; dies ist ein dem Prinzen Borgheſe gehöriges prächtiges Landhaus, und liegt nicht weit vom Thore del Popolo. Man hatte so eben einen alten Sarkophag entdeckt. Es war eine große Menge Menschen hinzugeströmt, und ein jeder erschöpfte sich in Vermuthungen. Die, welche der Prinz äußerte, verrieth so viel Unwissenheit, daß einer der Neugierigen sich nicht enthielt auszurufen: O was ist der Neffe des Allerheiligsten für ein Dummkopf! Er hörte, wie er apostrophirt wurde, und nahm es klüglich stillschweigend hin. Die Römer schonen Niemand.

Diese Abkömmlinge von den Eroberern des größten Theils der damals bekannten Welt treiben den Stolz so weit, daß sie die Armuth solchen Verrichtungen, die ihnen erniedrigend deuchten, vorziehen. Sie scheinen nicht zu wissen, daß Erniedrigung in dem Müssiggange, und Niederträchtigkeit in dem Laster liegt.

Die Speisewirthe, Wirthshäusler und andre Kleinhändler zubereiteter Lebensmittel sind mehrentheils Ausländer, welche auch die Maronen zubereiten. Diese Leute sind beinahe immer Mayländer. Schokoladenmacher und Limonadiers kommen aus der östreichischen Lombardei. Die Aufsicht und Unterhaltung der prächtigen Springbrunnen, welche die Stadt schmücken, sind ebenfalls Mayländern anvertrauet, welche sich auf Kanäle verstehen, und das Röhrwerk unter der Erde zu leiten wissen;

und sie machen ein Geheimniß aus der Art wie sie selbige führen, oder ausbessern. Nie lassen diese Arbeiter Fremde unter sich zu; und ohne sie wäre in Rom kein Mensch im Stande, einem Brunnen, dessen Röhren verstopft wären, wieder Wasser zu verschaffen.

Indeß zufolge einer sonderbaren Inkonsequenz, weigern sich eben diese stolzen Römer nicht, das Schlächterhandwerk zu treiben, welches dem Abdeckergewerbe doch so verwandt ist. Und diese Verrichtung deucht ihnen nicht erniedrigend. Sie bringt ihnen viel ein, obgleich sie von den Prälaten, so in Aemtern stehen, den Kardinälen, und selbst von Seiner Heiligkeit hart bedrückt werden.

Ich bin weit entfernt, die Vorurtheile der Römer, in Absicht verschiedner nützlichen Gewerbe, zu billigen; aber entschuldigt würde ich sie in einiger Absicht haben, wenn sie nicht mit sich selbst auf eine zu augenscheinliche Art im Widerspruche ständen, als daß ich es mit Stillschweigen übergehen könnte. Beinahe alle Livreebedienten sind gebohrne Römer. Wie können diese Menschen, die so manche Verrichtungen als Erniedrigungen ansehen, so daß sie ihnen selbst die Armuth vorziehen, wie können sie, ohne sich zu schämen, die Livree tragen? Wie ist es ferner möglich, daß sie, bei dieser freiwilligen Erniedrigung, ihren angeerbten Stolz beibehalten? Es ist wahr, ihre Gebieter bezeigen ihnen eine Achtung, von der man im übrigen Europa nichts weiß, weil sie Antworten und Repressalien besorgen. Freilich können sie, nachdem sie alles mit ihnen ausgestanden ha-

ben, nichts thun, als ihnen ihren Abschied geben, ohne ihnen ihre Vergehen und Laster vorwerfen zu dürfen; allein prägt sich die Dienstbarkeit weniger in den Zügen eines Menschen ein, den man unter irgend einem Vorwande verabschieden kann, und der seiner Wege geht, ohne zu fragen, weshalb er abgedankt wird? Ich glaube den Grund dieser Art zu denken und zu handeln entdeckt zu haben. Sie kann nur auf einem allgemein angenommenen Vorurtheile beruhen, welches eine Reihe von Jahrhunderten geheiligt, und die Unwissenheit beibehalten hat. Jeder Römer ist fest bei sich überzeugt, daß man nur in Rom angenehm leben kann, und daß außerhalb Rom alles barbarisch ist, Land und Leute, Sitten und Gebräuche. Dieses Vorurtheil macht ihn hochmüthig; diesen Hochmuth weiß er mit Liebe zum Gewinnste zu verbinden; und aus diesen vereinigten Systemen entspringt die Achtung, die er dem Fremden bezeugt, der von den äußersten Enden von Europa herbeikommt, um zu seinem Unterhalte beizutragen, den er sich sonst nicht zu verschaffen weiß. Zufolge dieses Nationalstolzes reisen die Römer wenig in fremde Länder. Sie kennen die fremden Nationen nur nach lügenhaften Berichten, oder durch Traditionen, die sich von Zeit auf Zeit fortpflanzen, und wodurch sie erfahren, daß diese Nationen von den alten Römern überwunden worden sind; oder auch, daß das neuere Rom sie in das kirchliche Joch geschmiedet, und sie oft durch seine Bannflüche geschreckt hat.

Das römische Volk hat Karakter; und wenn es je dahin käme, seine politische Lage, und die ihr anklebende Erniedrigung zu fassen, es würde sich erheben, würde frei, und nie wieder unterjocht werden können. Der Geiz, den man nicht mit der Liebe zum Gewinne verwechseln muß, gehört nicht zu seinen Fehlern. Die zu allen Zeiten berühmten Bewohner dieser Stadt haben Sprache, Religion und Gebräuche, aber nicht ihren Karakter verändert. Sie lieben, wie ihre Vorfahren, die Verschwendung, die Pracht, und insonderheit die Schauspiele. Man giebt ihnen dergleichen, sie sind zufrieden, und sind nicht ekel in der Wahl derselben. Die feierliche Einsetzung des Papstes ist für sie ein Fest, dem tausend andre nicht gleich kommen. Sie genießen es nicht selten, weil die Päpste nur erst in einem hohen, und zuweilen ganz hinfälligen Alter zu dieser Würde gelangen. Ueberdem noch die Ernennung der Kardinäle, ihr Einzug in das heilige Kollegium, und der Antritt ihrer Aemter, sind alles Schauspiele, woran sie sich ergötzen. So verewigen die Priester die Kindheit ihrer unglücklichen Unterthanen, und hindern sie, das Licht zu empfangen, dessen Wirkung sie fürchten. Aber wie sehr sich auch die Regierung — welche sich auf Betrug gründet, und durch Täuschung erhalten wird — dagegen stämme: die Zeiten verfließen, und die Tage der Zerstörung sind nicht mehr fern.

Die natürliche Sorglosigkeit der Römer hat bei ihnen die Fortschritte der Aufklärung verzögert. Sie genießen des Gegenwärtigen, oh-

ne sich um die Zukunft zu bekümmern. Wenig gefehlt, daß sie es wie die Karaiben machen, welche des Morgens ihre Hangmatte gegen ein Getränk, das ihnen schmeckt, vertauschen, ohne daran zu denken, daß sie ihnen am Abende fehlen wird, um sich gegen die wilden Thiere zu schützen. Bestürzt über jene Sorglosigkeit habe ich oft zu Hausvätern gesagt: Aber morgen kann Ihnen das Allernothwendigste, das Brod, fehlen! — Gott wird sorgen, war die Antwort, als ob sie es mit einander verabredet hätten. Gerathen sie in Armuth, so verlassen sie sich auf die Klöster, auf die prunkende Wohlthätigkeit der Kardinäle, auf die frommen Stiftungen ihrer leichtgläubigen Vorfahren, und endlich auf die unmoralische und barbarische Gewohnheit, die Hofnung einer Nachkommenschaft dem ungewissen Vortheile, ihren männlichen Kindern eine harmonische Stimme zu verschaffen, aufzuopfern.

Selbst im Schooße des tiefsten Elendes ist das Volk fröhlich, und spricht von den Festen, welche es erwartet, oder die eben statt haben. Brod und Schauspiele, das muß es haben. Wenn die Päpste sichs einkommen ließen, die Girandole der Engelsburg am St. Petrstage, oder die Erleuchtung der Kuppel der Peterskirche abzuschaffen, so würde der Aufstand so groß seyn, als wenn die Bäcker abgeschafft würden. Die Geschichte der neuern Römer, welche eigentlich die der Päpste ist, liefert viele Beispiele davon.

Die Assembleen.

Sie sind in den italienischen Städten unter der Benennung Conversazioni bekannt. Die römischen haben den Anstrich der Regierungsform und des Kirchlichen. Die Zeit wird mit Pflichten der Etikette hingebracht, und kein vernünftiger Mensch kann sie interessant finden. Zwang und Steifheit haben den Vorsitz. Die Fröhlichkeit ist selbst für die jungen Leute daraus verbannt. Es scheint, als habe Mißtrauen alle Herzen eingenommen. Man darf sich jenen angenehmen Herzensergießungen, in welchen der Reiz des geselligen Lebens besteht, nicht überlassen. Man sieht sich forschend an, und schweigt. Fremde, welche nicht gleichartige Besorgnisse haben, können indeß in einer ernsthaften Gesellschaft, die sich nur wie am Drathe bewegt, keinen Frohsinn äußern. Das Spiel kommt endlich diesen von Langeweile gepeinigten Leuten, und die so ganz zu dieser Plage geschaffen sind, zur Hülfe. Spielt die Hauswirthinn nicht, so bemächtigt sie sich irgend einer Eminenz, oder eines Ministers, und plaudert mit ihm bis die Gesellschaft auseinander geht. Die mit Würden bekleideten Personen thun desgleichen, und diese Tete a Tetes sind so ernsthaft und heimlich, daß man eine Fliege könnte fliegen hören. Die Unbewegbarkeit dieser Männer gleicht so ziemlich dem Anstande der alten römischen Senatoren, als sie auf ihren Gerichtsstühlen saßen, und von den Galliern ermordet zu werden erwarteten. Einem Fremden bleibt, um der Vereinzelung, die

ihm so sonderbar auffällt, zu entgehen, weiter nichts übrig, als sich wieder an einen Fremden zu wenden. Wehe ihm, wenn er der Einzige in der Gesellschaft ist!

Die Assemblee der Prinzessinn Borgheſe ist die mindest traurige von allen, welche der hohe Adel in Rom giebt; aber man spielt dort ein höllisches Spiel; und aus diesem Gesichtspunkte wird man geschätzt. Daraus folgt, daß zuweilen ein Geck, ein Narr, ein Reicher, ein Glücklicher oder ein Intriguant daselbst obenan stehet, und nach seinem Gutdünken unverschämt seyn darf. Wenn das Alter aber Ansprüche macht, welche Jugend und Schönheit kaum zu rechtfertigen vermögen, so wird der vernünftige Mann, statt der ihrem Geschlechte, Alter und Range schuldigen Ehrfurcht, Verachtung an ihre Stelle zu setzen gezwungen.

Was man in Rom, so wie in andern Ländern, mit der Benennung, gute Gesellschaft, bezeichnet, darin bekümmert man sich sehr wenig um die Unterhaltung mit Fremden. Die Prälaten, welche in Aemtern bei dem heiligen Kollegio stehen, oder sich dadurch zu Grunde richten, vergebens darnach zu streben, sind von der allgemeinen Regel ausgenommen. Man sieht sie mit Vergnügen, aber sie nehmen geschwind die Landessitten an, und werden noch unerträglicher als die andern.

Bei der Prinzessinn della Sankta Cruce herrscht ein wenig mehr römische Urbanität, besonders wenn nur kleiner Cercle ist, wo nur ausgesuchte Gesellschaft zugelassen wird. Um zehn Uhr Abends findet man bei ihr den Kar-

dinal Bernis, und alle Diplomatiker. Die Unterhaltung ist wirklich angenehm, interessant, und kann mit der in den guten Häusern in Paris verglichen werden. Diese von dem französischen Anakreon erzogne Dame hat sich einen Theil seines Geistes zu eigen zu machen gewußt, und verbindet nun mit den Reizen ihres Geschlechtes die Lieblichkeit, welche den Kardinal vor dem großen Haufen seiner Mitbrüder auszeichnet.

Der bis zum Uebermaaße ceremonienreiche römische Adel ist im Ganzen nichts weniger als liebenswürdig. Wird man von einem Herrn der hohen Klasse eingeladen, so wird man mit einem Apparate aufgenommen, der schon allein hinreicht, jede Freude zu verscheuchen. Mayland ist die einzige Stadt in Italien, wo offne Tafel gehalten wird, und wo man beinahe wie in Paris lebt. Die Gastmähler der römischen Vornehmen sind so prunkvoll, daß man sie für Abkömmlinge des Apicius und des Lukullus halten sollte. Es kostet viel, um in Rom so prächtig zu traktiren, weil daselbst alles, was zu einer feinen Tafel gehört, sehr theuer ist; ausgenommen Wildpret, woran auf den öden Feldern der Hauptstadt der Cäsären ein Ueberfluß ist. Es ist also natürlich, daß die Römer nicht gern sehen, wenn man ihnen sagt: Ich esse heut zu Mittage bei Ihnen. Die Etikette verpflichtet die Römer, Erfrischungen bei ihren Assembleen vorzusetzen. Diese sind köstlich, und werden im Ueberflusse gereicht. Das Gefrorne ist in Gestalt von Obelisken. In den Kaffeehäusern bekommt man für sechs Ba-

jocci eine Pyramide von Gefrornem dreimal höher wie in Paris, und viel besser zubereitet. Der einzige Unterschied zwischen dem Gefrornen, welches man in Rom und in Neapel kauft, besteht in der Reinlichkeit, und der Vergleich fällt ganz zum Vortheile des erstern aus, wo die Aufwärter in den Kaffeehäusern ganz besonders abgeschliffen und höflich sind.

Die Gegenwart von drei oder vier Kardinälen ist in einer Assemblee sehr beschwerlich für die Zuschauer. Diese Eminenzen gehen unablässig auf und ab; man muß ihnen den Platz überlassen, sie auf jeden Schritt grüßen, und sich wohl in Acht nehmen, daß man nicht auf die Schleppe ihrer weiten Kleidung tritt. Die sie umgebenden Prälaten gehen gebückt, und gleichen nicht übel den Polypen, die allenthalben wimmeln, und jeden ihrer Theile immer neu erzeugen. Die römische Höflichkeit erfordert, daß man jeder Phrasis, welche aus dem geweiheten Munde der Eminenz, die einen würdiget ihn anzureden, hervorgehet, mit lautem Beifalle schmeichle.

Die Römer sind nur in der Geschichte ihres Landes und der der schönen Künste bewandert. Von diesen letztern haben sie insgesammt allgemeine Kenntnisse, und wenigstens die Nomenklatur inne. Alle werfen sich als Beschüzzer, als Liebhaber derselben auf, obschon in der That der größre Theil nur sehr oberflächliche Kenntnisse davon hat. Der Prinz Borgheſe gehört nicht zu diesen. Er kennt sehr gut den Werth dessen, was er besitzt, und er besitzt

eines

eines der schönsten Musäen in Rom, und vielleicht in ganz Europa.

Die Römer haben gar keinen Begriff von mühsamen und nützlichen Wissenschaften; und von ausländischer Litteratur wissen sie gar nichts. Die Natur hat viel für sie gethan; sie sind ihr aber in nichts zu Hülfe gekommen. Der Herzog von Cery ist der einzige wirklich Gelehrte.

Ich habe angemerkt, daß in Rom viel gespielt wird. Die Regierung weiß es, wagt aber nicht, diesen Mißbrauch abzustellen. Viele Menschen richten sich dadurch zu Grunde; den Raub, den man den Fremden abnimmt, theilt man sich am liebsten.

Bürgerliche Gesellschaften sind angenehmer. Diese Mittelklasse ist unterichteter; man findet darin die alleranziehendste Treuherzigkeit. In den Häusern der Bürger siehet man sehr hübsche Frauenzimmer, deren zuvorkommendes artiges Wesen ungemein gegen den steifen Hochmuth der vornehmen Damen absticht.

Der berühmte Mengs.

Die Geschichte eines Mannes von Genie ist immer interessant, weil sie mit den Begebenheiten und Sitten seines Vaterlandes und Zeitalters in nothwendiger Verbindung steht. Die von Mengs enthält Umstände, welche in den Plan dieses Werks eingreifen.

Raphel Mengs wurde zu Außig in Böhmen gebohren. Sein Vater war aus Dännemark, und von August III. nach Dreßden beru-

fen worden, wo er sich niederließ. Er war ein Mahler, und sein größtes Verdienst war, der Vater desjenigen zu seyn, der den Innhalt dieses Kapitels ausmacht.

Dieser Mann hatte mehrere Kinder, die er mehr als Tyrann als wie ein Vater behandelte. Nie erschienen sie öffentlich; und die Lehren, welcher ihnen gab, verband er mit solchen Mißhandlungen, daß die Natur sich in Absicht des Raphaels erschöpft haben muß, ihn zum größten Mahler seines Zeitalters zu bilden. Niemand in Dreßden wußte von der Existenz dieser unglücklichen Opfer. Sie würden vermuthlich in den Stuben oder vielmehr Gefängnissen, worin sie aufbehalten wurden, umgekommen seyn, hätte es der Zufall nicht anders gewollt.

Mengs wohnte einst einem Konzerte bei. Ein berühmter Tonkünstler sang so bezaubernd, daß dieser bis zur Wildheit rohe Mensch davon gerührt wurde. Er gieng an den neuern Orpheus heran, der mit Vergnügen die Wirkung seines Talentes bemerkte, und bat ihn, noch einmal zu singen: »Ich will es gern, sagte der Sänger, aber mit dem Bedinge, daß Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen, um die ich Sie bitten werde.« Mengs ahndete nicht, was geschehen würde, und sagte es zu. Daß Sie nemlich so gut seyn wollen, sagte der menschenfreundliche Mann, der zufällig einige Nachricht von dem häuslichen Betragen dieses grausamen Vaters bekommen hatte, mir zu erlauben, daß ich das Stück, welches Sie so gern noch einmal hören wollen, in Gegen-

wart Ihrer gesammten Familie wiederhole. Und nur das wünsche ich in Ihrer gewöhnlichen häuslichen Einrichtung bei meiner Gegenwart verändert zu finden. Ich will Ihre Kinder sehen, und sie sollen Theil an dem Vergnügen, daß Sie genossen haben, nehmen. Der erstaunte Mengs wagte weder zu läugnen, daß er Vater sey, noch was er einmal versprochen hatte, abzulehnen; und dieser Tonkünstler, der seine Absichten hatte, führte verschiedne Personen noch mit zu ihm, welche diese jungen Kinder in einem Zustande von Schüchternheit und Niedergeschlagenheit, der schwerlich zu beschreiben ist, fanden.

Die Stadt, und bald nachher der Hof von Dreßden, erfuhren diese Anekdote. Der König von Polen verlangte diese Familie zu sehen, und da Raphaels Bildung ihm gefiel, verstattete er ihm den Zugang zu seiner Bildergallerie. Als der junge Mensch die prächtigen Muster der Kunst, die er vergötterte, sah, und besonders die Nacht, von Correggio, glaubte er in eine andre Welt versetzt zu seyn, und er fühlte sich von dem Genius der Künste begeistert. Von dieser Zeit an übertrafen seine Fortschritte alle Erwartung der Kenner. Da er nun, ohne die Ruthe fürchten zu dürfen, seinem Hange folgen durfte, nahm er seinen Weg nach Italien, kam in Rom an, wo das Studium der Werke Raphaels von Urbino seinen Geschmack läuterte, und seinen Pinsel führte. Bald nachher wurde er wegen des Reichthums und der Zierlichkeit seiner Komposition bewundert. Als er einst auf der Straße

einer jungen Person von mehr als menschlicher Schönheit begegnete, verlangte er sie von ihren Eltern, um Modell zu stehen. Diese, obgleich nur arm, entschlossen sich nicht leicht dazu, und endlich nur unter der Bedingung, daß ihre Mutter sie in allen Sitzungen begleiten dürfe. Der junge Künstler ließ sich das gefallen, und bald durchglühete das Feuer seiner Imagination auch sein Herz. Die Armuth des Mädchens, ihre Anhänglichkeit an die katholische Religion, schreckten ihren Liebhaber nicht ab, der nicht anstand, ihr seine Ansprüche und seine Religion zum Opfer zu bringen. Er wurde katholisch, heirathete, und nun überließ er sich ruhiger und ungetheilt den Eingebungen seines Genie's.

Er wurde nach Madrid berufen, von dem dortigen Hofe mit Ehrenbezeugungen und Geschenken überhäuft, und kam endlich zurück, um in dem von ihm erwählten Vaterlande zu sterben. Keine Laster, wenig Fehler, viele Tugenden, dies war Mengs Karakter, von seiner Kindheit bis an sein Grab. Er starb in seinem zwei und funfzigsten Jahre. Eine durchgängige Erschöpfung, welche er sich durch anhaltende Arbeit zugezogen hatte, raubte ihn seinen Freunden und Bewunderern. Einige Monate vor seinem Ende wurden seine Freunde, durch häufige Abwesenheiten seiner Vernunft, auf diesen Verlust vorbereitet. Er war ganz abgestumpft, und in dieser Lage vergoß er oft Thränen, und klagte, er hätte keinen Freund mehr auf der Welt. Ach! sagte er mit innig durchdrungene Tone zu dem Ritter

von Azara, der ihn nicht verlassen hate: »Sie verlassen mich auch! Sie waren mein Feund, und sind es nun nicht mehr! Seine Grille war, alle Augenblicke seine Wohnung zu verändern. Seine Kinder, und alle seine Bekannte waren nur immer geschäftig, ihm Wohnungen aufzusuchen. Man schrieb diese große Abstumpfung einem Getränke zu, welches ihm einer von den, unter der Benennung Alchemisten bekannten Quacksalbern gegeben hatte. Dieser hatte sich seines Zutrauens bemächtigt, und ihn in seine sogenannte geheime Künste eingeweihet. Allein ich denke, die wahre Ursache einer solchen Abnahme sey dem Uebermaße seiner Arbeitsamkeit zuzuschreiben, und daß das Uebel schon geschehen war, als Raphael sich in die Schimären der Alchemie einließ.

Der letzte Lebenstag dieses den Künsten theuren Mannes wurde durch eine Sonderbarkeit bezeichnet, welche Azara jedermann hat wissen lassen. Er befand sich bei diesem sterbenden Freunde, und da er ihn ängstlich einen Jeden, der ins Zimmer trat, fragen hörte, ob sie eine anständige Wohnung für ihn gefunden hätten, sagte er zu ihm; Mein Freund, denken Sie doch darauf, Ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, Sie haben nicht mehr viel Zeit dazu übrig. Raphael wendete sich jetzt an Azara, wie einer, der plötzlich aus einem tiefen Schlafe erwacht, und antwortete: Ach mein lieber Azara! daran erkenne ich meinen Freund wieder. Ja ich fühle es, daß

meine Auflösung herannahet. Ich habe nichts in Ordnung zu bringen. Sie kennen meine Umstände, Sie waren immer mein Freund, nehmen Sie sich meiner Familie an. Azara versprach es und hielt Wort. Einige Stunden nachher starb Mengs.

Sobald er todt war, bemächtigte sich der Kardinal Gaetani eines beinahe vollendeten Gemäldes. Azara wurde darüber aufgebracht, und begegnete dem Kardinal mit aller Verachtung, welche ihm diese Handlung eingab, und mit allem Stolze eines Gesandten des Königs von Spanien. Er forderte dieses Portrait im Nahmen seines Herrn zurück, und der Herzog von Sarmiento machte, so viel dies möglich war, seines Bruders Fehler wieder gut, indem er den Erben funfzig Louisd'or zusandte. Azara erhielt vom Papste, daß der Auditor der Rota dazu ernannt wurde, die Aufsicht bei dem Verkaufe der Sachen seines Freundes zu haben. Er gab sich alle Mühe, sie durch Konkurrenz auf schickliche Preise zu steigern. Die Kaiserinn von Rußland gab ihrem Residenten in Fraukreich den Auftrag, ihr Gemälde, Zeichnungen, Skizzen, und andre ähnliche Dinge, bis auf vierzehntausend Thaler werth zu erstehen. Das Uebrige der Versteigerung betrug zwölf tausend Thaler. Die Söhne dieses berühmten Künstlers nahmen spanische Dienste, und die Töchter erhielten eine dem Vermögen der Brüder angemessene Ausstattung. Azara besorgte Mengs Leichenbegängniß, welches prächtig war. Man errichtete ihm ein Grabmal im Pantheon,

und seine Asche ruhet bei der Asche berühmter Männer.

Dieser Auszug aus Raphael Mengs Leben dient, die Rechtschaffenheit des Ritters Azara, und das Ansehen, welches diese mit Festigkeit verbundene Rechtschaffenheit über den eingeengten Geist der Eminenzen gewonnen hatte, ins Licht zu setzen. Wir müssen bemerken, daß eben dieser Azara der Baumeister seines Glückes selbst ist. Durch die Menge seiner Talente und durch sein großes Verdienst besiegte er das Vorurtheil. Möchte zum allgemeinen Besten dies Beispiel nachgeahmt werden! Möchte das ächte Verdienst stets über die Zufälligkeit einer hohen Geburt siegen! Der einzige schätzbare Adel ist der Seelenadel.

Die Vorstellung, oder die wirkliche Komödie.

Lebten wir noch in den glücklichen Zeiten, wo die nekromantischen Künste so schöne Dinge bewirkten, wo durch den Schlag einer Gerte ein Mensch von einem Ende der Welt ins andre versetzt wurde, und ein Chinese hätte auf diese Weise seine Reise nach Rom ganz bequem zurückgelegt, er käme aber in Rom eben zur Zeit der feierlichen Einführung eines Papstes an, so würde er den obersten Beherrscher aller Potentaten zu sehen glauben. Wohnte er der Sitzung des Konsistoriums bei, wenn die Sachwalter dem europäischen Lama die Subjekte zur Besetzung der erledigten

Bißthümer vorschlagen, so würde er denken, die Monarchen flehten um seine Gnade. Der bei diesen Gelegenheiten übliche Stil, den noch keine Macht den Muth hatte abzuschaffen, ist die Sprache der Erniedrigung, und beschimpft das achtzehnte Jahrhundert.

Bei gewissen Feierlichkeiten, und wenn der Papst in der Peterskirche administrirt, wird er auf einem Sessel bis in die Kirche getragen; vor ihm, neben und hinter ihm, gehen Schweizerwachen, schwer bewaffnet, und leichte, prächtig gekleidete Truppen her. Zwei große Fächer von weißen Pfauenfedern wehen ihm von beiden Seiten frische Luft zu, daß der Knecht der Knechte Gottes leichter athme. Administrirt er in einer entferntern Kirche, so fährt er dahin mit dem nehmlichen Gefolge, begleitet von den in Rom residirenden Kardinälen, und einer Menge Prälaten, die zu seinem Hofe gehören, oder dazu gehören möchten. Dann setzt er sich erst an der Kirchthüre auf seinen Stuhl; und ich begreife nur nicht, daß es Seiner Heiligkeit noch nicht einfiel, sich sogar auf dem Altar selbst ausstellen zu lassen. Erinnert dieser orientalische Pomp an die letzten Kalifen von Bagdad, so muß man sich auch ihres Falls erinnern. Die Aehnlichkeit ist auffallend, und die Katastrophe kann es auch werden. Dem sey wie ihm wolle, der hochmüthige oberste Priester nimmt bei solchen Gelegenheiten die Anbetungen des großen Haufens an, bei welchem dieses so oft wiederhohlte Schauspiel immer noch eine unsinnige Freude erregt.

Die von der Eitelkeit angeordneten Kniebeu-

gungen, welchen der Schwachsinn sich unterwarf, und die nun die Länge der Zeit geheiligt hat, welche nur zu oft Mißbräuche in Gesetze umschuf, werden während dem Meßopfer so oft wiederhohlt, daß man glauben sollte, sie machten einen Theil des Altardienstes aus, wenn man nicht gewiß wüßte, daß von ein und siebenzigen sechs und vierzig die Person des Papstes gölten. Da kann man doch wohl sagen, daß er in Rom die Gottheit ist, der man Weihrauch streut. Diese, Gott allein gebührende Verehrung empört die Römer im geringsten nicht. So geneigt sie übrigens auch sind, das Betragen der Päpste zu tadeln, beobachten sie doch diese unanständige Verehrung mit einer Regelmäßigkeit, welche eben keinen sonderlichen Begriff von ihrer Urtheilskraft giebt.

Der Philosoph, welcher diesem Schauspiele beiwohnt, seufzt über die lange Dauer dieser frommen Posse. Es verdrießt ihn, Menschen sich vor ihres Gleichen beugen, und ihm in der demüthigsten Stellung ein Stück seines kirchlichen und oberpriesterlichen Gewandes überreichen zu sehen. Man muß sagen, daß Pius VI. treflich diese ermüdende Rolle einer so komischen als thörigten Vorstellung aushält. Ein treffliches Mienenspiel, eine edle Gestalt, sein Wuchs, sein würdevolles Ansehen, dies alles verstärkt die allervollständigste Täuschung.

Bei der Kumunion nahet sich nicht der Vikarius Christi, den er bescheidentlich sich anmaßt vorzustellen, seinem himmlischen Herrn, sondern der Christus selbst wird gezwungen, dem Vikarius entgegen zu kommen. Auf seinem

Throne sitzend, saugt der Papst, durch eine goldne Röhre, das Blut des Lammes an sich. Während dies geschiehet, stellen sich einige Schreiber der apostolischen Kammer vor Seine Heiligkeit hin, zünden etwas Werg an, und sagen dabei: Heiligster Vater, so vergehet dieser Welt Herrlichkeit! Dieser wiederhohlte Ausruf hat bis jetzt nichts auf die Nachfolger der Apostel bewirkt. Hochmuth, Bitterkeit, List, dies ist der Karakter, den sie in dem Augenblicke, da ihre Stirn die dreifache Krone berührt, annehmen.

Diese Vorstellung hat noch Thorheiten an sich, die weit lächerlicher sind, als ich sie eben beschrieben habe. Um vor dem Vater der Gläubigen erscheinen zu dürfen, muß man in dem Vorzimmer den Degen, Stock, Hut und Handschuh zurücklassen; man muß sich ferner der erniedrigenden Ceremonie des Fußküssens unterwerfen. Es ist wahr, auf dem Pantoffel ist eine strahlende Sonne, das Sinnbild der Hostie, gestickt. Aber diese List ist minder sinnreich als die eines Doge von Venedig. *) Im

*) Auf der Mütze des Doge ist ein Kreuz, und zwar ist es bei folgender Gelegenheit darauf gekommen. In Venedig ist der Gebrauch, das Haupt zu entblößen, wenn man den Doge anredet. Dandola hatte einen zwei und achtzigjährigen Vater. Dieser Greis meinte, die Würde eines Doge hebe das Verhältniß als Sohn nicht auf, und er sey dem Doge keine Ehrfurchtsbeweise schuldig; aber um nicht gegen das Gesetz zu handeln, ging er in der strengsten Kälte mit dem bloßen Kopfe. Der Doge setzte ein Kreuz auf seine Mütze, und der Greis, der es in einem Augenblicke sah, in dem er nicht auf seiner Hut

J. 1774 siegte der deutsche Stolz über die italienische List. Der Fürst Lobkowitz, General über Marien Theresiens Kriegsheere, hielt sich mit seinen Truppen in der Gegend von Rom auf, und wünschte den Pabst zu sehen. Man sagte ihm im Voraus dies Ceremoniel; aber er behielt die seiner Nation eigne Kaltblütigkeit, und schien nicht zu verstehen, was ihm in italienischer Sprache gesagt wurde, obgleich er diese Sprache selbst sehr gut redete. Er kam bewaffnet, und ließ bei der ersten Verbeugung Hut und Stock fallen. Der Papst lächelte und befahl den Kammerschreibern, es aufzunehmen, und dem Fürsten wiederzugeben. Er fügte hinzu: »Die Befehlshaber der Armeen lassen den Hut und Kommandostaab nie von sich.«

Stephan Brandi.

Die sicherste Empfehlung, die man bei Pius VI. haben kann, ist die seines Kammerdieners. Stephan Brandi heißt dieser glückliche, fast hätte ich gesagt, geweihete Sterbliche. Er kennt den Karakter seines Herrn vollkommen, seine Fehler, seine Schwächen, und weiß diese und jene gut zu benutzen. Die Toilettgeschäfte Seiner Heiligkeit sind ihm beinahe ausschließend übertragen, und kein Theil derselben wird vernachlässigt. Bei jeder ihm obliegenden Pflicht — und diese sind so zahlreich,

war, grüßte ihn, indem er sagte: Nicht meinem Sohne erzeige ich diese Ehre, sondern dem Zeichen unsers Heils gilt sie.

so ins Kleine gehend, als die Dienste bei der vollständigsten Stutzerinn, unterläßt er nie, die Reize Seiner Heiligkeit herauszustreichen, und zu versichern, daß sie den Ornamenten mehr Glanz verleihen, als diese ihnen geben können. Diese, die Toilette betreffende Geschicklichkeit, diese Lobpreisungen, die kein Ende nehmen, sind bei dem heiligen Vater nicht die einzigen Verdienste des Brandi; er ist auch noch der heimliche Agent, der auf Befehl den Verkauf der Pfründen und erledigten Aemter negocirt.

Es ist vorauszusetzen, daß Brandi sich selbst bei diesem Handel nicht vergessen wird. Wenn er die Angelegenheiten seines Herrn besorgt, besorgt er die seinigen zugleich mit.

Ich glaube dem Leser einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich ihm einen Auszug aus dem Toilettengespräche des heiligen Vaters mit Brandi mittheile.

Brandi.

Wissen Eure Heiligkeit, daß eine Stelle erledigt ist?

Papst.

Ja! Wem werden wir sie geben?

Brandi.

Sie steht dem .... an. Er ist nicht reich, ist aber immer ein eifriger Anhänger des Hauses Onesti gewesen, er ist ein ziemlich guter Teufel, und ...

Papst.

Ach ich verstehe, er wird vermuthlich erkenntlich seyn?

Brandi.

Das denke ich; aber das ist noch nicht alles.

Papst.

Weiter.

Brandi.

Der Prinz von . . . bittet um eine Gnade, welche den Glanz seines Hauses vermehrt. Es will nicht viel sagen, wenn man betrachtet, wie hoch er diese Gefälligkeit anschlagen will.

Papst.

Aber . . . .

Brandi.

Der Neffe Ihrer Heiligkeit geht halb Part. Also keine Schwürigkeit, er und ich sind dabei interessirt. Das Publikum . . .

Pabst.

Wird böse auf Dich seyn.

Brandi.

Diesmal wird das Publikum still seyn. Er ist ein guter Mensch. Wäre dies nicht, so wissen Eure Heiligkeit, was für eine Summe er mir auch geboten hätte, würde ich mich nicht in diese Angelegenheit eingelassen haben.

Papst.

Ich bewillige Dir diese Stelle. Aber du weißt, daß meine Finanzen. . . .

Brandi.

Morgen, wenn Eure Heiligkeit aufstehen, finden Sie auf Ihrer Toilette was sie bedürfen. Sie können sich auf meine Treue verlassen.

Papst.

A propos! Der General der . . . ist sehr häßlich. Er kann sich gar nicht präsentien. Die

Wahl, die Du mich hast machen lassen, wird nicht allgemein gebilligt.

Brandi.

Wer ist der Mann, den Sie nicht verdunkelten? Wen Sie auch zu wählen für gut finden, wo giebt es einen, der Ihnen verglichen, werden könne? Wesentlich ist es, daß dieser Mann sehr für Sie taugt; daß die Klöster seines Ordens Ihnen blindlings unterworfen sind, und daß der Einfluß, welchen ihnen Ihr geistlicher Rock auf die Gewissen giebt, Ihr schwankendes Ansehen erhalte; besonders in den Ländern, welche von den ruchlosen Maximen jenes ultramontanischen Atheistenhaufens angesteckt sind, die der Antichrist losgekettet hat, Ihnen zu schaden.

Brandi sorgt bei jedem Handel der Art, daß seines Herren Ehre gesichert sey. Der Neffe protegirt, und Brandi schlägt vor! Die Theilung geschieht nachher, je nachdem diese drei es verabredet haben, die zu gescheut sind, um sich zu veruneinigen. Brandi ist unstreitig der klügste von diesen Triumvirs neuerer Gattung. Er ist eigennützig, aber kein Kundschafter, kein Angeber. Er trägt seinem Herrn nie etwas zu, daß diesen kränken, oder jemanden zu Grunde richten könnte. Auf einem Posten, der so viel Neid erregen, und ihm Feinde zuziehen muß, hat er diese durch seine Mäßigkeit in Schranken gehalten und oft die Verbindungen jener zerstöhrt. Er weiß mit Klugheit den schicklichen Zeitpunkt zu wählen, und er fordert von Seiner Heiligkeit, was er gern durchsetzen möchte, nur erst, nachdem er die Laune

des Tages ausgeforscht hat. Auch weiß er die Verachtung, welche ihm der Prinz Neffe einflößt, klüglich zurückzuhalten, und steht sehr bei diesem in Gnaden, ohne jedoch vor ihm zu kriechen. Er hat sein ganzes Geschütz gegen den Pavst gerichtet, dem er so nothwendig, wie die Luft die er einathmet, geworden ist.

Ich habe mit diesem sonderbaren Manne ein halbes Stündchen verplaudert. Seine Gestalt und sein Betragen ist gemein; aber sein Kopf ist es nicht. Ich habe ihn von Mönchen umgeben gesehen, welche ihm solche Beweise äußrer Ehrfurcht gäben, die sich von denen, die sie dem Papste selbst bezeigen, wenig unterschieden. Die vornehmen Prälaten, selbst die Kardinäle besuchen ihn. Er nimmt sie ohne Hochmuth, aber auch ohne zu kriechen auf. Ihm verdankt der Kardinal Duguini die Nunciatur in Frankreich; und nur diese mächtige Vorsprache war im Stande, sie ihm zu verschaffen. Ich weiß nicht ob er sie bezahlt hat.

Brandi ist sehr reich. Er wohnt sehr gut, ist prächtig eingerichtet, und seine Zimmer sind voll köstlicher Sachen, die ihm geschenkt worden sind. Es ist Gewohnheit in Rom, noch irgend ein Geschenk dem Gelde, so man giebt, beizufügen. Die Künste rechnen ihn unter ihre Gönner, und wahrscheinlich verdankt er dieser Gönnerschaft die köstlichen Sachen, die er besitzt. Dem sey wie ihm wolle, da die Päpste von je an ihre Lieblinge hatten, so trifft es sich sehr glücklich, daß dieser bei einigen Fehlern auch Tugenden besitzt, von welchen so manches der Wesen nichts weiß, welche sich vom Schweiß

der Armen mästen, und sich auf Kosten der Wittwen und Waisen bereichern.

Der Kardinal Franziskus Albani.

Er ist der Dechant des heiligen Kollegiums. Er ist zwar alt, allein er hat diesen Titel schon lange, welcher, ohne auf Alter Rücksicht zu nehmen, der Priorität der Aufnahme zu Theil wird. Dieser Kardinal ist ein Neffe des berühmten Kardinals Alexander Albani, und erhielt den Kardinalshut, als er beinahe noch ein Kind war. Er ist ein harter, beinahe roher Mann. Sein Grundsatz ist: man muß nie verzeihen, und Hinrichtungen sind nöthig, um durch Beispiel das Uebelwollen eines Feindes in den Schranken zu halten. Sein Ton, seine Manieren, seine Reden, entsprechen vollkommen seinen Grundsätzen. Die Waffen, die man in seinen Zimmern sieht, sind nicht immer müßig gewesen, und sie waren es zu der Zeit noch nicht, als ich sie sah. Uebertrieben rachsüchtig, hatte er immer Bravo's im Solde, welchen er seine Rache auftrug. Er beschützt die Meuchelmörder, und nimmt sie unter seine Hausgenossen auf, damit sie sogleich bereit sind, seine blutdürstigen Befehle auszurichten. Sein Geiz kommt seiner Härte gleich, seine Protektion ist für Geld feil, und sein Pallast ist der Schutzort der Bankerutirer und der Meuchelmörder. Seine Sitten sind so verschrien, daß die Bedienten, die er seiner Dienste entläßt, in Rom bei keiner Herrschaft wieder ankommen können; ein solcher Mensch muß

sein

sein Vaterland verlassen, um seinen Lebensunterhalt zu finden, oder er vermehrt die Menge der Banditen.

Dieser Kardinal hat den Römern verschiedenemal den ärgerlichen Auftritt, und das unselige Beispiel gegeben, daß er durch einen von ihm veranstalteten Auflauf den Sbirren diejenigen, welche zum Schwerdte der Justiz verurtheilt waren, entreißen ließ. Unter der Oberherrschaft eines schüchternen Papstes, der sich selbst bewußt ist, nicht untadelhaft zu seyn, überläßt sich dieser Kardinal ganz furchtlos Ausschweifungen, welche ihm seine nie bestrittne Leidenschaften eingeben.

Ich kann diesen Artikel, der mich nicht beschäftigt haben würde, wenn er nicht Bezug auf die Fehler der priesterlichen Regierung hätte, ich kann diesen Artikel nicht beschließen, sage ich, ohne den Geist des Lesers bei dem Karakter des Kardinals Alexander Albani ausruhen zu lassen, der ein Onkel des verabscheuungswürdigen und verabscheuten Franziskus ist.

Diese Eminenz stand bei dem sogenannten heiligen Kollegium in großem Ansehen. Er hatte den ehrenvollen Beinahmen: Beschützer des deutschen Reiches, verdiente ihn auch durch die Dienste, die er demselben leistete; und zwischen ihm und den übrigen Kardinälen blieb immer eine große Lücke. Künste und Wissenschaften verlohren an ihm, als er starb, einen aufgeklärten Mecän. Allgemeine Achtung folgte ihm bis ins Grab, und sein Andenken ist allen rechtschaffnen Leuten theuer. Geliebt von seines Gleichen, von den Päpsten hochge-

achtet, die sich immer beeiferten ihn auszuzeichnen, vom Volke angebetet, regierte er wirklich in Rom; und da seine Herrschaft von seinen Tugenden herrührte, war sie auch unerschütterlich wie diese.

Er war sehr gelehrt in der Medaillenkenntniß, und so eingeweihet als er in dem Studium des schönen Alterthums war, hinderte ihn der Verlust seines Gesichts nicht, die Medaillen zu unterscheiden. Sein feiner Geschmack, seine auserlesene Beurtheilung ersetzten ihm die bei andern Menschen so unentbehrliche Fähigkeit. Zwanzig Jahre hindurch war er das Orakel bei allen Erörterungen über die Natur, Vollkommenheit und Gattung der Gemmen, und über das Alterthum der ausgegrabenen Monumente. Seine Kenntnisse waren so ausgebreitet, sein Instinkt — wenn man so sagen kann — so sicher, daß, wenn er nur einigemal mit der Hand über das, was man ihm vorhielt, gefahren war, er sehr richtig die Klasse angab, worunter es gehörte, oder das Jahrhundert, worinn es gemacht war. Für Wissenschaft und Gelehrsamkeit gebohren, kultivirte er sie, ohne sie zu erlernen. Albani war gleich der Biene, welche den Saft aus den Blumen saugt, die sie umflattert. Man hat mich versichert, daß, als er acht Unterredungen mit Montesquiou gehabt hatte, er im Stande gewesen sey, über die Werke dieses berühmten Mannes so zu sprechen, als ob er sie Zeit seines Lebens studiert hätte. Dies war mit die Wirkung seines starken Gedächtnisses, welches ihm bis an sein Ende getreu blieb.

Sein Haushofmeister, den er scherzweise Markus Agrippa hieß, begleitete ihn allenthalben. Die Blindheit, die ihn befallen hatte, hinderte ihn nicht, die Honneurs seines Hauses zu machen. Wenn er Damen bei sich aufnahm, reichte er ihnen die Hand, und Markus führte ihn. Ihm war es genug, daß sie ihm bei ihren Nahmen gemeldet wurden, um einer jeden, ihrem Range und Alter angemessen, etwas schmeichelhaftes zu sagen. Die Art seiner Geschäfte wirkte nie auf seine Laune; er verband die Artigkeit eines Weltmannes mit den gelehrten Kenntnissen, und vermied jedes gelehrte Geschwätz; welches auch immer aus guter Gesellschaft verbannt seyn sollte.

Albani war ein großer Verehrer der Frauenzimmer gewesen. Alle, die seines vertrauten Umganges genossen hatten, waren liebenswürdiger durch ihn geworden. Viele vornehme Römer verdankten ihm eine bessere Erziehung, als solche, welche ihnen besoldete Erzieher gaben. Er bildete berühmte Künstler, unter welchen man Winkelmann nennen kann.

Ob er gleich reich war, nahmen der Unterhalt seines Hauses, und seine Phantasieausgaben seine Einkünfte sehr weg; so daß er oft in beunruhigender Geldverlegenheit war. Dann ließ er den treuen Markus rufen, der durch seine geistreichen Einfälle die verstimmte Laune seines Herrn wieder ins Gleichgewicht brachte. Hier ist einer, der ihm gefiel, ob er gleich einen Tadel seines Privatlebens enthielt. Er liebte die Markise Cherusini, und machte ihrentwegen große Ausgaben. Einst, als er ein

köstliches Stück kaufen wollte, fehlte es ihm an Gelde dazu, und er ließ dem Markus seine Betrübniß darüber merken, der ihm ein Mittel angeben sollte, seine Lust zu diesem Handel mit den Umständen seines Geldbeutels zu vereinigen. Nichts ist leichter, als Eure Eminenz zu befriedigen, sagte dieser Mann. — Aber ich habe kein Geld. — Sie sollen gleich etwas bekommen. — Du willst borgen. — Nein; Euer Eminenz sind zu vorsichtig, um diesen Weg einzuschlagen, besonders wenn die Rede von einer bloßen Phantasie ist. — Nun denn, sag' an, Markus, wie willst du's machen? — Es ist genug, wenn ich Ihnen einen einzigen Bajocco schaffe.*) — Ein Bajocco! Du bist nicht gescheut, mein lieber Markus. Im geringsten nicht, Monsignor; ich will es Ihnen beweisen. Für einen Bajocco kaufe ich ein Scheit Holz; dieses Scheit Holz angezündet und in irgend einem Winkel des Pallastes Cherufini gut angebracht, wird derselbe, da er einzeln steht, bald aufgezehrt seyn. Welch ein Gewinnst für Eure Eminenz! Die Summen, welche Sie täglich zum Unterhalte derer, die ihn bewohnen, verschwenden, werden in ihrem Schatze bleiben, und Euer Eminenz werden nicht mehr in Verlegenheit gerathen, wenn Sie etwas zu kaufen wünschen. Der Kardinal fühlte den Stich; aber diese Wendung schien ihm so drolligt, daß er sie herzlich belachte. Das Apropos dieser Posse zu verstehen, muß man wissen, daß die schöne Markise damals die Fa-

*) Eine kleine römische Münze, die zehn französische Deniers werth ist.

voritsultaninn des Kardinals war, und ihm viel kostete. Der treue Diener ergriff diesen Zeitpunkt, seinem Herrn die Inkonvenienz der ungeheuren, so oft wiederhohlten Ausgaben fühlen zu lassen.

Dem Kardinal Alexander Albani ist die Idee der gänzlichen Wiederherstellung der Statuen zu verdanken. Vorher untersuchte man die Statuen, wenn man irgend einen glücklichen Fund gethan hatte, und man warf die, welchen die Köpfe fehlten, weg. Alle diese Steine lagen auf den Landstraßen zerstreut, und man brauchte sie zum Baue, oder um Häuser aus zubessern. Der Kardinal kam auf den Gedanken, diese Fragmente besser zu benutzen. Er ließ sie in seinen Weinberg bringen, und in Ordnung stellen, so daß man sich ihrer im Nothfalle bedienen konnte, um ein Ganzes daraus zusammen zu setzen; welches dann oft köstliche Werke des höchsten Alterthums sind.

Der Prälat Stay.

Wird in Rom von Niemand, in Absicht seiner Kenntnisse und seines Scharfsinnes übertroffen. Mit dem Sekretariate der Breven, unter dem Pontifikate des Lambertini, beehrt, (denn in der Stadt der Cäsaren, die nun die Priesterstadt geworden ist, ist alles, was vom heiligen Vater herrührt, ehrenvoll) stand er dieser Bedienung noch vor, als ich das letztemal in diesem Theile von Italien war. Dieser Posten ist vielleicht der einzige, auf den die Kabale keinen Einfluß haben kann. Nur ein, in den

Studien der geistlichen Gesetze sehr bewanderter Mann, und der zierlich lateinisch schreibt, kann ihn erhalten.

Dieser Prälat Stay ist in Ragusa gebohren, und besitzt die volle Achtung seiner Mitbürger. Er ist dessen würdig, so wie des Rufes, den er sich in der litterarischen Welt erworben hat. Er hat es weit in der Experimentalphysik gebracht, und würde es vermuthlich noch weiter gebracht haben, wenn seine Geschäfte es zugelassen hätten. Sanftmuth und Freundlichkeit sind die Hauptzüge seines Karakters. Seine Gespräche sind interessant und belehrend, und ich verdanke diesem Manne, der so gelehrt als liebenswürdig ist, die besten Nachrichten vom Kirchenstaate und der Stadt Rom insbesondere.

Stay wird oft vom Podagra geplagt. Dieserwegen hat ihm der Papst auch die Pflicht erlassen, ihm nach dem Vatikan zu folgen, wenn er denselben bewohnt. Er hat seine Wohnung im Quirinal, wo Seine Heiligkeit die schöne Jahrszeit zubringen. Die gesunde Luft, und die Lage gegen Mittag, machen diesen Ort für kränkliche Personen sehr zuträglich.

Ich habe mir oft vorgestellt, daß die erhabnen Verdienste dieses Prälaten seiner Beförderung im Wege ständen. Da es schwer gewesen wäre, ihn auf seinem Posten zu ersetzen, hat man nicht für gut gefunden, ihn mit dem Purpur zu schmücken. Das ist eben nicht das erstemal, daß Regenten den Glücksstand eines schätzbaren Unterthanen ihrem besondern Interesse aufgeopfert haben. Solcher Egoismus

ist in allen Zeitaltern, an allen Orten, und unter allen Regierungsformen einheimisch; und gewiß werden es nicht die Priester seyn, welche mit dem Beispiele der Uneigennützigkeit vorangehen.

Er besitzt noch in seinem hohen Alter alle Gedächtnißkraft seiner Jugend; und seine Schreibart, die an sich gut ist, nimmt noch alle, den Gegenständen, worüber er zu verhandeln hat, angemeßne Anstriche an. Wenn ihm, was ich eben nicht voraussetze, dieses Werk zu Gesichte kommen sollte, so sollte es mir ein ungemeines Vergnügen machen, daß er das, was ihn angeht, läse. Er würde Erkenntlichkeit und Ehrfurcht darin entdecken, welche die Wahrheitsliebe auszudrücken gebiethet.

Der Pater Jaquier.

Er lebte nicht mehr, als ich das zweitemal in Rom war. Ich hatte ihn gekannt und bedauerte seinen Verlust. Er war einer der besten Mathematiker seines Zeitalters. Mit dieser Wissenschaft verband er auch sehr gründliche physikalische Kenntnisse, Naturgeschichte und Chemie.

Er war ein gebohrner Franzose, und gesellte sich den Pater Le Sueur, einen Minimen zu seinen Arbeiten bei, der sein Landsmann und Nacheifrer in den Wissenschaften war. Seine so mannigfaltigen und gründlichen Kenntnisse setzten diejenigen in Erstaunen, welche ihn in dem Kloster della trinitate del monte, wo er sich niedergelassen hatte, besuchten.

Jaquier hatte auf der Universität della Sapienzia in Rom eine Professur gehabt. Sein arbeitsames Leben vermochte die Römer nicht zur Nachsicht gegen seine Schwachheiten, die von seinem Alter, und dem innigen Bewußtseyn seines Werthes herrührten. Er strebte nach der Achtung seiner Zeitgenossen, und wußte nicht, daß man um sie zu erlangen, scheinen müsse, sich nicht darum zu bekümmern. Zu viel Ansprüche, besonders wenn sie ausschließend sind, widerstehen denen, an welche sie ergehen. Jaquier hätte gern gesehen, daß von nichts als von ihm gesprochen würde. Sobald man aufhörte, sich mit ihm zu beschäftigen, glaubte er vergessen zu seyn. Er ergoß sich in Klagen über den Undank der Menschen, und richtete sie ohne Unterschied an jeden, der ihm in den Weg kam.

Der Kardinal Bernis schätzte, liebte, bedauerte und ertrug ihn. Einst, als das ewige Geschwätz wieder kein Ende nahm, und Jaquier der Eminenz wieder eine Menge schwerer Vergehen vorgeworfen hatte, welche alle in einem anscheinenden Nachlassen der ausschließenden Achtung, auf welche er Anspruch machte, bestanden, sagte ihm der Kardinal: »Mein würdiger Landsmann, hören Sie mich an! Ich liebe und ehre Sie; aber ich kann Ihnen das nicht jeden Augenblick auf eine fühlbare Art beweisen. Sie wissen, welche Pflichten der Posten, den ich hier bekleide, mir auflegt. Wenn Fürsten und Fremde vom ersten Range mir die Ehre erzeigen, auf meine Einladung zu erscheinen, so ist es ganz natürlich, daß ich mich mit ihnen

beschäftige. Alle Aufmerksamkeit gebührt dann ihnen; und in der Zeit muß der Mann, den ich innerlich vorziehe, sich als meinen Hausgenossen ansehen, und keine Diversion fordern, welche eine Unhöflichkeit wäre. Allein, um doch die Pflichten der Gesellschaft mit der Empfindlichkeit, welche Ihre Klagen veranlaßt, zu vereinigen, wollen wir einen Vergleich verabreden. Kommen Sie an Galla-Tagen zu mir, so sehen Sie mich im Hereinkommen an. Dieses Zeichen (er legte den Zeigefinger an die Nase) wird Ihnen zu erkennen geben, daß ich an meinen Freund denke, wenn schon der Wohlstand mich daran zu verhindern scheint.»

Diese Herablassung des Kardinals beruhigte den Pater Jaquier. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, die Pünktlichkeit des Kardinals Bernis, sein Wort zu halten, zu bemerken; und der achtungswerthe, aber zu empfindliche Greis lächelte dann, und seine Laune wurde allererliebst. Neunzig Jahre sind ein großer Schutzbrief für Schwächen; allein das wenig nachsichtige Publikum übersieht eher Laster als Lächerlichkeiten.

Die Toleranz des Minimenordens.

Unter den verschiednen Anekdoten, welche der Pater Jaquier gern zu erzählen pflegte, ist eine, die mir werth scheint, in dieses Werk aufgenommen zu werden. Es muß der Menschheit wichtig seyn zu wissen, daß es in Frankreich einen geistlichen Orden gegeben ha-

be, welcher sich zu allen Zeiten durch seine toleranten Grundsätze ausgezeichnet hat. Die italienischen und spanischen Ordensmänner haben das Beispiel der französischen Minimen nicht befolgt. Es scheint, als ob diese die erstaunenswürdige Revolution von 1789 vorausgesehen haben.

Der berühmte Vaucanson war ein Minime gewesen. Er war Jaquiers Zeitgenosse, und sie hatten zusammen studirt, wurden auch zu gleicher Zeit zu Priestern eingeweiht. Vaucanson wurde dieser Stand zuwider; er entwischte aus seinem Kloster, ohne irgend jemanden sein Vorhaben anvertraut zu haben. Er kehrte in die Welt zurück, und stellte sich jederman vor, ohne seinen Nahmen zu verändern. Dann verliebte er sich in ein sehr hübsches Mädchen, heirathete sie, und wurde in der Folge durch seine Arbeiten berühmt.

Diese Berühmtheit hätte seinen Untergang nach sich ziehen können, hätten seine Mitbrüder den Antrieben ihrer Rachsucht, dieser in den Klöstern verehrten Gottheit, gefolgt. Sie wußten recht gut, daß Vaucanson ihnen gehörte, sie flüsterten es sich leise zu; allein keiner war geneigt, ein solches wichtiges Geheimniß auszubreiten. Sie kamen in Gesellschaften mit ihm zusammeu, und schienen ihn nur nach seinem Rufe als Gelehrten zu kennen. Sie ließen ihn ruhig in seinem Kabinette und im Schooße der Seinigen. Wir kennen Sie wieder, sagten einige; aber leben Sie glücklich, und arbeiten Sie im Frieden.«

Woher diese Toleranz? das macht, diese geistliche Gesellschaft bestand aus menschlich gesinnten Menschen, die wenig Vorurtheile hatten, und nicht dafür hielten, Angeben gehöre zu den Obliegenheiten ihres Standes. Die meisten unter ihnen gaben sich mit den Wissenschaften ab. Seit vierzig Jahr hatten sie den weisen Grundsatz, nur wenige Novizen anzunehmen. Die zu dieser Absicht bestimmten Häuser waren verschlossen; und kamen junge Leute, welche in den Orden aufgenommen seyn wollten, so suchten sie es ihnen, statt sie anzulokken und aufzumuntern, auszureden. Die Abnahme ihrer Anzahl setzte sie in den Stand, ihr Leben genußreicher zu machen. Ihr Tisch wurde reichlicher und besser besetzt. Refektorium und jede andre Obliegenheit außer den Offizien wurden abgeschafft. Ihre Superioren wurden nur der Form wegen gewählt; sonst gestatteten ihnen diese eine Freiheit, welche zu genießen sie selbst froh waren.

Dieses Faktum ist wahr. Nicht nur hat der Pater Jaquier es mir bekräftigt, sondern ich habe Gelegenheit gehabt, mich selbst davon zu überführen. »Das Zeitalter, worinn wir leben, sagten sie, ist nicht das Zeitalter der Mönche. Die Mode hat lange geherrscht; aber sie ist vorüber. Unsre klösterliche Existenz wird ebenfalls vorübergehen. Sie wird zerstöhrt werden; laßt uns die noch übrige Zeit benuzzen! Laßt uns des Guten was wir haben, in Frieden genießen. Ein jeder folge dem Hange in Freiheit, wenn er nur nicht der allgemeinen Freiheit Eintrag thut. Jede Art von Auf-

munterung und Erleichterung werde demjenigen, welchem Studiren Bedürfniß ist. Wir wollen niemanden um Meinungen verfolgen. Laßt uns vernünftig seyn, und unser Institut höre auf durch die allmählige Erlöschung der Individuen, aus welchen es bestehet.

Der Stifter dieses Ordens, welcher der untoleranteste und närrischte aller Menschen war, hätte sich wohl nie vorgestellt, daß seine Kinder so abarten würden. Die herbe, rohe Tugend weiß nur von Entbehrungen. Die Toleranz sieht nur in den Menschen Gegenstände, welche der allgemeinen Gesellschaft angehören, und ihr wiedergegeben werden müssen; und ich denke, die Revolution in Frankreich wird diesen ehrwürdigen Männern nicht zuwider gewesen seyn.

Der Kardinal Bernis.

Dieser Fürst der Kirche ist in Frankreich zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, den Ursprung seines Glücks, und den seiner Unfälle zu erwähnen. Es ist bekannt, wie er aus seinem Exilium gerufen wurde, um nach Rom gesendet zu werden, unter dem prunkvollen Titel: Beschützer von Frankreich; ein für die Krone, die sich dessen bedient, sehr erniedrigender, und jetzt ganz nichtig gewordner Titel! Wir wollen die ersten Jahre von Bernis politischer Laufbahn gar nicht in Erinnerung bringen, und nur in ihm seine Liebenswürdigkeit, seine Großmuth gegen seine Landsleute, und seinen Hang

zu den Künsten und schönen Wissenschaften bemerken.

Der ernsthafteste Vorwurf, welchen er verdient, betrift seine authentische Mißbilligung alles dessen, was von der konstituirenden Nationalversammlung ausgieng. Er hat laut genug gesagt, daß die in seinem Vaterlande geschehene Revolution seine letzten Lebenstage in Trauer und Bitterkeit verhüllte. Läßt sich dieses aber nicht dem Orte zuschreiben, wo der Kardinal lebte, und den Zeiten, welche er durchlebt hat? Der beträchtlichste Theil seines Lebens ist im Geräusche des Hofes und in den von dem Ministerium unzertrennbaren Intriguen verstrichen; einen andern Theil desselben hat er unter hochmüthigen Priestern zugebracht, die nur kriechende Gewürme um sich haben, und sich für die Beherrscher Himmels und der Erde halten. Der gute Gebrauch, welchen er beständig von den ihm vom französischen Hofe angewiesenen Summen machte, sprach auch zu seinem Besten, und verwandelte das, was bei einem Andern vielleicht Fehler des Herzens gewesen wäre, in einen Irrthum des Verstandes.

Seitdem der Kardinal Bernis Rom zu seinem beständigen Aufenthalte gewählt hat, hat er die Musen verabschiedet, und sich ganz den Staatsangelegenheiten geweiht. Spricht man mit ihm von seinen Werken, so bemüht er sich das Gespräch davon abzulenken; und gelingt ihm das nicht, so antwortet er dadurch, daß er sie seine Jugendsünden nennt. In den ersten Jahren seines Aufenthaltes bei dem heiligen Vater machte er eine sehr glänzende Rolle.

Obgleich in zwanzig Jahren große Veränderungen in dem heiligen Kollegium vorgegangen sind, und der spanische Hof wieder den gröſsern Einfluß an sich zu reißen wußte, hat sich doch Bernis einen Theil seines Ansehens, welches er theils der Achtung für die Nation, die er vorstellte, theils auch seinen persönlichen Eigenschaften verdankte, erhalten. Der Ritter von Azara, von welchem bei dem Artikel Mengs die Rede gewesen ist, hat sich gegen ihn stets mit der seinen Jahren und seiner Würde gebührenden Ehrfurcht betragen.

Bernis hat lange die Staatsangelegenheiten mit der Leichtigkeit eines Franzosen betrieben, welcher nicht begreift, daß Kleinigkeiten wichtig seyn können; allein Alter und Gewohnheit haben seine Natur verändert. Er ist ganz so kleinigkeitsſüchtig, ganz so Kardinal geworden, als die andern in Rom sich aufhaltenden bepurpurten Diplomatiker.

Sein Haus war auf dem größten Fuß eingerichtet. Er hielt ofne Tafel; und es war hinreichend, daß man ihm war vorgestellt worden, um immer seinen Platz daran zu haben. Dieſer tägliche Aufwand, die häufigen Feten, welche er mit so viel Pracht als Geschmacke gab, die Diebereien seiner Bedienten, alles trug zu seinem Untergange bei. Sein Haus war den Römern ein Abbild der Unordnungen des Hofes, welchen er vorstellte. Seine Familie, welche in Frankreich den Auftrag hatte, seinen Gütern vorzustehen, trug auch dazu bei, ihn alles Ungemach erfahren zu lassen. Jedes Jahr brachte Hagelschlag, Ueberschwemmung, Dürre,

Verderben über seine Besitzungen, als ob sichs untereinander verabredet hätte: und was diese Landplagen nicht wegnahmen, gieng für Ausbesserungen hin; so daß der Kardinal, bei hundert tausend römischen Thalern Einkünfte, endlich so in Schulden gerathen war, daß er sich nicht heraus zu helfen wußte, ohne eine durchgängige Einschränkung vorzunehmen. Sie fand statt; allein ein wenig zu spät. Hätte dieser mehr verschwenderische als gescheute Mann mit sich selbst abgerechnet: er würde während seiner langen Agentenschaft ein Vermögen haben sammeln können, welches Ersatz für das Deficit der Revolution gewesen wäre, an welche er nur da erst glaubte, als ihm seine Gehalte gestrichen wurden. Seine verbindlichen Manieren, die Wohlthaten, welche er zur Zeit da es ihm wohl gieng, reichlich austheilte, die Güte seines Herzens, haben ihm so viel Herzen, als es Einwohner in Rom giebt, zu eigen gemacht. Die Achtung, welche sein Betragen ihm zugezogen hat, ist so stark, daß ich nicht zweifle, sie habe Einfluß auf die Gesinnungen des Volks in Absicht der Republik.

Seine Religion ist ein Problem, welches er selbst nur zu lösen vermag. In seiner Jugend war er mehr als Philosoph, im reifern Alter geheimnißvoll, und im Alter in sich selbst verschlossen. Darüber weiß man nicht, was er eigentlich denkt; und was man sich auch über diese in Rom äußerst delikate Materie in seiner Gegenwart zu sprechen erlauben mag, so giebt er kein Zeichen der Billigung oder Mißbilligung von sich.

Von seinen Hausgenossen wird er angebetet, von allen, die sich ihm nahen, geliebt, und niemand hat je über ihn zu klagen gehabt. Wenn er auf Befehl seines Hofes gegen jemand zu inquiriren hatte, wußte er die Pflichten seines Postens mit seiner natürlichen Herzensgüte zu verbinden. Es erschienen einige Satyren auf ihn; er kannte die Verfasser, und würdigte sie nicht, sie bestrafen zu lassen. Viele von diesen waren genöthigt, ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen, und er that ihnen Gutes; welches er, ohne ungerecht zu seyn, hätte unterlassen können. Eine Menge Züge, welche alle seinem Herzen zur Ehre gereichen, haben ihn so fest in die öffentliche Achtung gesetzt, daß die Folgen der französischen Revolution ihn nichts von der Achtung und Ehrfurcht benommen haben, welche ihm die vorzüglichsten Personen zur Zeit seiner glänzenden Periode bezeigten.

Der Kardinal Corsini.

Als Neffe eines Papstes erhielt er in seiner Jugend schon den Kardinalshut. Es ist ein von allen Päpsten beobachteter Gebrauch, den Kardinalshut den nächsten Verwandten des Papstes zu geben, von welchen sie selbst ihn erhielten. Da Corsini immer in Rom gelebt hat, zu keinem auswärtigen Fürsten gehört, an sich gar keines Ansehens genießt; so muß er unter diejenigen gehören, welche nach der dreifachen Krone streben. Seine Kollegen, welche ihn zu kennnen glauben, könnten ihm vielleicht, in Hofnung unter seinem Nahmen zu regieren,

ihre

ihre Stimmen geben; sie könnten sich aber auch wohl irren, und in die Zeiten des ersten Brutus, und berühmten Sixtus V. zurückgesetzt werden.

Sein Karakter ist wesentlich gut. Fern von allem Geziere und dem Stolze seiner Kollegen, habe ich mich nur mit Mühe überredet, daß er wirklich Kardinal und Priester ist. Er ist den Fehlern seines Standes glücklich ausgewichen. Sein sanftes, friedliches Wesen giebt nicht zu, daß er sich in Itriguen einläßt. Er liebt die Künste, ohne diese Liebhaberei in Hang übergehen zu lassen, und ohne sich zum Protektor derselben aufzuwerfen. »Weil unsre Regierung, sagte er mir einst, denn so thöricht gewesen ist, den Ackerbau zu Grunde gehen zu lassen, gleich andern Gegenständen des Handels und Kunstfleisses, so muß sie wohl die Künste, als die einzige ihr noch übrig gebliebne Hülfsquelle, in Schutz nehmen.« Diese Bemerkung verräth einen guten natürlichen Verstand, welcher dem Flittergolde des Witzes weit vorzuziehen ist.

Corsini ist einfach in seinen Sitten, in seinen Neigungen, in seinem Betragen, und besitzt alle Eigenschaften, welche bei dem großen Haufen den Zufall und die Vorrechte einer vornehmen Geburt wieder gut und verzeihlich machen. Er ist, ohne Aufsehen zu machen, großmüthig, und giebt viel im Stillen; und wenn oft die Erkenntlichkeit der geretteten Armuth nicht laut würde: so bliebe die wohlthä-

tige Hand, welche so edel Thränen abtrocknete, oft verborgen.

Corsini vermeidet, sich in Staatsangelegenheiten zu mischen, weil sie in Rom mehr, als an irgend einem Orte, von Intriguen, Betrug und List unzertrennlich sind. Das Betragen des heiligen Vaters gegen die Mächte ist nicht mit seiner Billigung gestempelt worden. Er hat mir selbst ganz kunstlos gesagt: »Meine Kollegen wollen nicht einsehen, daß die Zeiten sehr verändert sind; man müßte darauf denken, einen Erdstrich zu benutzen, welchen der Kunstfleiß seiner Bewohner sehr fruchtbar machen könnte. Wir sind zu lange Gaukler gewesen; es ist endlich Zeit, auf natürlichere Grundsätze zurückzukommen. Der Anbau der Ländereien würde uns mehr zurückgeben, als wir eingebüßt haben.

Ich habe den Karakter der Römer erst studiren müssen, um begreifen zu können, wie sie einen Mann, als Corsini ist, für einen Schwachsinnigen halten können. Ich habe dann gefunden, daß sie, an die Scharlatanerie ihrer Gebieter gewöhnt, nichts hübsch finden, was ohne äußern Schimmer und ohne Affektation ist. Franklin und Turgot hätten in Rom kein Glück gemacht.

Obgleich der Kardinal Corsini gegen diese beiden berühmten Männer sehr zurücksteht, und nur in Absicht der Einfalt und Reinheit seiner Sitten mit ihnen verglichen werden kann; so ist er jedoch über die Fehler der Regierung sehr

unterrichtet, und wäre mehr als einer im Stande, die Wunden zu heilen, welche Falschheit und üble Haltung den Römern geschlagen haben. Wäre das Konklave offen, und ich hätte das Recht, meine Wünsche zu äußern, so würde ich nicht anstehen ihn zu ernennen, und ich würde den Römern ein köstliches Geschenk zu machen glauben, wenn ich ihn zum Papste machte.

Ein Papst bedarf nur eines gesunden Verstandes, Ordnungsliebe und Toleranz. Seine Minister und Sekretäre verrichten ja die Arbeiten; er hat nur zu entscheiden. Das einzige was allein ihm obliegt, ist die Wahl der Personen zu den Bedienungen. Sie nach ihren Fähigkeiten anzustellen, sie im Auge zu behalten, auf sie Achtung zu geben, sie zu erhalten, wenn sie treu und fähig sind, sie zu entfernen, wenn Unfähigkeit oder Raubsucht sie straucheln macht, das ist die Pflicht eines Regenten; dies würde Corsini's Pflicht seyn; er würde sie zu erfüllen wissen.

Es ist indeß vorauszusehen, daß er nicht die Würde eines sichtbaren Oberhauptes der katholischen Kirche erlangen wird. Sei es nun Angewohnheit, oder Temperament, oder Langeweile, der Schlaf bemächtigt sich mitten in einer Gesellschaft, einer Predigt, und selbst im Konsistorium, seiner Sinne. Freilich sind die läppischen Dinge, die an diesen Versammlungsörtern abgehandelt werden, nicht von der Art, den Geist aufzuregen; und das Geschenteste, was ein verständiger Mann bei diesen Gelegenheiten thun kann, ist, sich in sich selbst herein

zu schmiegen. Da ich aber diese Eminenz ganze Abende hindurch sehr aufmerksam bei Unterredungen gesehen habe, bei welchen sich das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigte, so möchte ich beinahe glauben, er habe sich dieser glücklichen Leichtigkeit einzuschlummern, welche ihm die Natur gewährt hat, bedient, um seine Meinung bei einer Menge Dinge von empörender Abgeschmacktheit zurückhalten zu können. Dem sey wie ihm damit wolle, so steht zu besorgen, daß dieser beinahe immerwährende Schlummer sein Leben abkürzen werde.

Er ist fromm, aber tolerant; ein Feind aller Heuchelei und des Aberglaubens; und darum bin ich überzeugt, der Tag seiner Erhöhung wäre auch der Tag der Aufhebung aller Mönchsorden. Sein Gemüth ist von Natur zur Fröhlichkeit gestimmt, und er entzieht sich keinem wohlanständigen Scherze; und bei denen, welche derjenige, so sie vorbringt, nicht die Gabe zu bemänteln hat, thut er, als verstände er sie nicht. Ein kleines Lächeln, wobei ich ihn überraschte, haben mir seine Denkart hierin zu erkennen gegeben.

Der Kardinal Zelada.

Die vornehmste Pflicht eines Reisenden ist nicht bloß eine fruchtlose und müssige Neugier zu befriedigen, sondern die Menschen und die Gegenstände so zu schildern wie er sie sah, und seinen Zeitgenossen den Irrthum zu benehmen, über unbillige Meinungen, welche irgend eine feile Feder ihnen über gewisse

Personen beibrachte, die dem Zufalle ihrer Geburt nach bestimmt sind, in den Jahrbüchern der Geschichte aufgeführt zu werden. Vielleicht ist die Zeit nicht fern, daß ein neuer Tacitus die Geschichte des neuern Roms zu schreiben unternimmt. Der Kardinal Zelada, welchen die Pfeile der Verläumdung so sehr treffen, hat es nicht verdient, in so schwarzer Gestalt darin zu figuriren, als man Gefallen daran findet ihn vorzustellen. Man hatte mich aufs stärkste gegen diesen Kardinal eingenommen, und ich erwartete einen wüthenden, zu allen Verbrechen aufgelegten Mann an ihm zu finden. Ein so verhaßter Ruf schreckte mich. Ehe ich indeß über ihn urtheilte, wollte ich ihn selbst kennen lernen. Ich sah ihn, und fand in seinem Aeußern nichts, was zu dem Rufe der Grausamkeit, welchen seine Feinde ihm veranstaltet haben, beigetragen haben könnte; ich erkundigte mich also, woher die Meinung des großen Haufens über einen Mann, so wie er mir zu seyn schien, entstanden sey. Ich erfuhr eine Thatsache, die der Leser sich gern wird mittheilen lassen.

Man wird sich wahrscheinlich erinnern, was ich von den Konklaven gesagt habe. Wenn es nun darauf ankommt, Rom und dem katholischen Europa ein sichtbares Oberhaupt zu geben, so vereinigen sich alle Leidenschaften, denjenigen, dessen Festigkeit man fürchtet, oder dessen Schwäche bekannt ist, zu diesem einzigen Posten zu erheben, oder ihn davon auszuschließen. Das Konklave ist immer in verschiedne Faktionen vertheilt. Jede vergöttert ihr Idol,

dichtet ihm Tugenden an, erzählt und bringt Geschichten in Umlauf, welche ihm Liebe und Stimmen erwerben sollen. Ließe man es bei dieser Art zu lügen bewenden, so könnten sie sich mit den Vorurtheilen der Freundschaft entschuldigen. Aber schwarze Verläumdungen gegen die von einer andern Faktion ausbreiten, ihnen Laster andichten, wenn man in ihrem Betragen nur die der Menschheit anklebende Fehler sieht, mit der Leichtgläubigkeit des Pöbels sein Spiel treiben, und den Ruf eines Mannes auf immer zernichten, weil man seine Erhöhung fürchtet, das heißt die Büberei so weit getrieben, als sie sich nur treiben läßt. Daher ist das Sprüchwort entstanden: Wer einmal nicht Papst geworden ist, wird es nachher nimmermehr. So leitet der heilige Geist die Konklavisten bei ihren Wahlen!

Zelada stand auf der Wahl, den Ganganelli zu ersetzen. Es war nahe dabei, daß er gewählt wurde; und diese Wahl wäre glücklicher gewesen als die welche an deren statt geschah. Die entgegengesetzte Parthei war wüthend, daß die Schale anfieng sich zu Gunsten eines Mannes zu neigen, von dem man nicht hoffen konnte, ihn zu regieren, noch einzuschränken. Dies reizte einen Dichter, eine Oper, das Konklave betitelt, herauszugeben. Dies waren übertriebne Darstellungen der Auftritte, welche in dieser ehrwürdigen Versammlung vorfallen. Zelada hatte die Hauptrolle darin. Man hatte sorgfältig allerlei anstößige, aber unterhaltende Anekdoten darin angebracht. Sie wurden auf eine so neue als drolligte Art grup-

pirt, und die Schadenfreude des Publikums fand Nahrung; aber der Kardinal kam um seinen guten Nahmen, um die allgemeine Achtung, und die päpstliche Krone.

Zelada rächte sich; er rächte sich heldenmäßig, und forderte von dem neuen Papste nur die einzige Gnade, nämlich die Verzeihung des abscheulichen Verfassers der Satyre, die ihn zu Grunde gerichtet hatte. Er forderte dies mit solcher Wärme, legte ein solches Gewicht auf diese Verzeihung, daß Seine Heiligkeit es ihm nicht abschlagen konnte. Die Wohlthaten, welche er diesem Menschen erzeigte, erhöhten den Edelmuth seiner Handlung, und sicherten ihm einen ruhmwürdigern Triumph, als der war, den sein ihm vorgezogner Mitwerber genoß.

Böses ist leicht angerichtet, aber nicht so geschwind wieder gut gemacht; manches ist gar nicht wieder gut zu machen. Zelada's Feinde legten seine Handlung ganz unwürdig aus. Des Menschen Herz ist undurchdringlich; man kann seine Gedanken nur nach seinen Handlungen, welche das Resultat davon sind, beurtheilen. Wie darf man, wenn Zelada's Handlungen immer ehrlich, gut an sich selbst, und denen, auf welche sie sich bezogen, vortheilhaft waren, wie darf man ihm, bei der Satyre des Konklave, heuchlerische Absichten beimessen? Warum? weil eingeengte, lasterhafte Seelen nie das wahre Verdienst zu würdigen verstehen, und weil die Großmuth, mit allen daraus fließenden Gesinnungen, für sie nur ein Hirngespinnst, ein sinnleeres Wort ist.

Zu der Schilderung von Zelada's Karakter, dessen Lob dieser angeführte Zug enthält, muß ich noch hinzusetzen, daß er, seitdem der achtungswerthe Albani todt ist, der Beschützer der Künste geworden ist. Und in Behandlung der geistlichen Angelegenheiten kommt ihm kein andrer Kardinal gleich. Als Bibliothekar des Vatikans, und Direktor des Klementinischen Musäums, nimmt er diejenigen, welche diese köstlichen Sachen zu besehen kommen, höflich und mit Freundlichkeit auf.

Seitdem er Staatssekretair geworden ist, hat er sein Betragen gegen die Franzosen, welche er sonst zu lieben schien, verändert. Er vermeidet sie; und kann er das nicht, so begegnet er ihnen mit auffallender Kälte. Ich denke, diesen Maaßstab hat ihm die Politik vorgeschrieben; denn an den Höfen sind Staatsursachen immer die stärksten. Wäre die französische Revolution im entgegengesetzten Sinne bewirkt, so würde Rom, oder vielmehr das hochmüthige Volk, so darin herrscht, die Aufwiegler gut aufgenommen haben. Der Kardinal Zelada giebt und muß den Anregungen des Vatikans nachgeben. Obgleich er in mancher Absicht sehr ehrenwerth ist, so hat er doch die Seelenstärke, diese Energie nicht, welche das Wesen, das sie besitzt, zwingt, den Irrthum, unter welcher Gestalt er ihm auch erscheint, von sich zu weisen, um die Wahrheit an seine Stelle zu setzen. Zelada hat die Vorurtheile seines Standes, und hängt von seinen Bedienungen, die er hat und noch haben möchte, ab. Ohne eben den Despotismus zu lieben, würde er nicht

ungern die Stelle eines Despoten bekleiden, und wünschte die höchste Gewalt, nach welcher er strebt, mit der Mäßigung zu verbinden, welche der Grund seines Karakters ist.

Der Kardinal Herzan

Ist wirklich gut, menschenfreundlich, aufrichtiger als die mehresten seiner Kollegen sind, und ein ehrlicher Mann, in der vollen Bedeutung dieses Ausdrucks.

Er ist gleich unfähig zu helfen, oder zu schaden, und dient dem Kaiser mit der gewissenhaftesten Genauigkeit, so daß er sich bei den Depeschen, welche er dem römischen Hofe vorlegt, so wenig wie in den darauf ertheilten Antworten, Auslegungen zu machen erlaubt.

Herzan hat nichts von dem kalten und abschreckenden Stolze der Deutschen an sich; nichts von dem Hochmuthe, welcher die Wiener Gesandten sonst karakterisirt. Seine Sanftheit und Freundlichkeit geht so weit, daß sie der Affektation ähnlich werden. Er spricht viel, ist nicht zurückhaltend genug, und beeifert sich, Personen, die er am wenigsten kennt, mit Versprechungen zu überhäufen, die er oft nicht hält. Als ich ihm meinen ersten Besuch abstattete, erzeigte er mir die Ehre, mich bestimmt zu versichern, sein Pallast stände mir immer offen; indeß bin ich, so oft ich nachher gekommen bin, nicht eingelassen worden. Endlich als ich eingeladen wurde, gieng ich hin, und traf dort ein Original, von welchem ich mir vorgenommen habe zu sprechen.

Herzan hat den Kaiser Joseph II. und seinen Nachfolger Leopold sehr gut gekannt. Indeß waren dies die einzigen Gegenstände, worüber er sich nicht leicht mit Offenheit äußerte. Eine nähere und fortgesetzte Bekanntschaft hat mir aber doch allerliebste offenherzige Mittheilungen über Joseph, über den Fürsten Kaunitz, den damaligen Erzherzog Leopold, und selbst Marien Theresien verschafft. Erregt man sein Mißtrauen, so bricht er ab, spricht von Wien, von Rom, auch wohl allenfalls vom Wetter.

Dieser Kardinal, welcher nicht viel Einfluß auf den Gang der Angelegenheiten hat, war noch unbedeutender zu Kaiser Josephs Zeiten. Die Ursache davon ist ganz natürlich. Joseph war bei dem römischen Hofe gar nicht beliebt, und da die so sehr angehäuften Begebenheiten, die seine Regierung so unruhig machten, ihn anderwärts hinlenkten, so fürchtete man ihn nicht. Es war eine schwere Aufgabe, ihn vorzustellen, ohne ihn zu erniedrigen.

Man kann dem Herzan eine richtige Kenntniß der Zeiten, der Dinge und der Menschen nicht absprechen. Er weiß sehr gut, daß die Zeiten vorbei sind, wo die Priester imponirten. Ihm gefällt es in Rom; er fühlt, daß er, um dort mit Annehmlichkeit zu wohnen, den Titel Protektor beibehalten, und sich nach dem Thermometer der Regierung richten müsse. Er handelt demzufolge, und beträgt sich so, daß er nirgends anstößt. Auch hat er es sich zum Gesetze gemacht, die Befehle seines Herrn auszuführen, ohne hinzu noch hinweg zu thun. Seine mittelmäßigen Einkünfte zwingen ihn zu ei-

ner Wirthlichkeit, die nicht nach dem Geschmacke der Römer ist; aber er hat so viel Verstand, ihnen von dieser Seite nicht gefallen zu wollen. Gerader Sinn, ein durchgängig gutes Betragen, erheben ihn sehr über den gewöhnlichen Troß seiner Kollegen.

Der Wiener Hof hatte ihm aufgetragen, den Erzherzog Maximilian zu bewegen, in den geistlichen Stand zu treten, um das Kurfürstenthum Cöln zu erlangen, und er richtete diesen Auftrag sehr geschickt aus. Dieser Prinz ist Marien Theresiens, Königinn von Ungarn, jüngster Sohn; er wollte durchaus heirathen und ein Etablissement haben. Seine Mutter konnte seine Neigung nicht mit seinem Interesse verbinden, und verlangte, er sollte ersteres dem letztern aufopfern. Der Kardinal wußte, mit wem er es zu thun hatte, und nahm die den Umständen angemessene Sprache an. Er stellte dem Maximilian vor, daß wenn er sich weigerte, den geistlichen Stand anzunehmen, so müßte er erwarten, sehr gering apanagirt zu werden, und würde gezwungen seyn, einem über die höchste Gewalt eifersüchtig haltenden Bruder, der sehr abgeneigt wäre, ihm irgend einige politische Selbstständigkeit zuzugestehen, den Hof zu machen. Das Kurfürstenthum Cöln, welches ihm zugedacht sey, und dessen Innhaber sich seinem Ende nahe, erhöbe ihn zur Souverainität, mache ihn unabhängig, und stelle ihn jenem, wenigstens doch dem Großherzoge von Toskana, gleich. Er gab ihm dabei zu verstehen, daß, wenn er unabhängig seyn würde, er seinen Hang zum andern Ge-

schlechte befriedigen könne, ohne daß es jemand wagte, ihn zu stören, oder durch Klagen und Verweise zu beunruhigen.

Dem jungen Erzherzoge fiel dies Raisonnement auf, und er setzte nur schwache Einwürfe entgegen, welche der Kardinal bald hob. Er wiederholte seine Aufgabe, und stützte sich hauptsächlich auf die Unabhängigkeit deren er genießen würde, und auf die Achtung, welche der Kaiser Joseph ihm würde zu bezeigen gezwungen seyn, wegen der genauen Beziehungen, welche das Oberhaupt des Reichs mit den Kurfürsten, deren Stimmen den Ausschlag auf dem Reichstage geben, verbinden. Maximilian ergab sich, und so war jedermann zufrieden. Der Erfolg hat bewiesen, daß die Rathschläge des Kardinals sich auf die Erfahrung des Vergangnen, und Voraussicht der Zukunft gründeten.

Der Fürst Bathiani.

So heißt das Original, dessen ich im vorigen Artikel erwähnt habe. Er ist ein Fürst des deutschen Reichs, welches so uneigentlich das römische Reich genannt wird, aus einem der vornehmsten Häuser in Ungarn entsprossen, und setzt seine größte Ehre in der raisonnirten Analyse des Schachspiels. Wäre es möglich, die Idee des berühmten Verfassers des Zuschauers wirklich auszuführen, und diesen Menschen lebendig zu öffnen, so würde man in seinem Kopfe, wie in seinem Herzen, nichts anders als die Figuren des Schachspiels, vom Könige bis auf den Bauer, finden; er sieht

nur Schach, hört nur Schach, spricht nur von Schach; es ist sein Morgen-, sein Taggedanke, und sein Traum. Was andre Menschen in Bewegung setzt, ist ihm nichts. Vergebens bemühte ich mich, ihn einen Augenblick von seinen Lieblingskombinationen abzubringen; allein sein Vaterland, worüber ich ihn unterhalten wollte, ist ihm nichts. Statt aller Antwort zog er ein kleines Schachspiel, welches ganz meisterhaft gearbeitet war, aus seiner Tasche, zwang mich, es genau zu besehen, und sagte, er habe es in London von dem geschicktesten Künstler, dessen England sich rühmen könne, verfertigen lassen.

Gleich den alten edlen Rittern, welche über Berg und Thal streiften, um mit den berühmtesten Rittern eine Lanze zu brechen, hat sich Bathiani das überirdische Vergnügen gemacht, ganz Europa zu durchreisen, um die geschicktesten Schachspieler zu versuchen. Ich habe gehört, er habe vor, nach Asien zu reisen, wo es noch Abkömmlinge des Palamedes geben soll. Ich kann nicht sagen, ob er dieses ruhmwürdige Vorhaben ausgeführt hat.

Seine Reise nach Rom hatte ebenfalls keinen andern Beweggrund. Auch beobachtete er die drei ersten Monate hindurch das strengste Inkognito. Man hatte ihm gesagt, es gäbe in Rom berühmte Schachspieler; er forderte sie heraus, und unterlag. Es besserte ihn nicht, daß er ungeheure Summen verlor. Uebermäßig von sich eingenommen, und dabei ein mittelmäßiger Spieler, unterließ er nicht, wenn er von Schlauköpfen gereizt wurde, seine Du-

katen gegen Lobpreisungen umzusetzen, welche er dann so gierig einsog, als ob er sie verdient hätte.

Einst aß er bei seinem Bankier. Ein Abbe, der ihn nicht kannte, hatte den Einfall, eine Parthie Schach vorzuschlagen. Der Prinz nahm sie mit großem Vergnügen an. Schon hatte der Abbe fünf Parthien gewonnen, als er aus Unaufmerksamkeit Gefahr lief, die sechste zu verlieren. Da rief er: O wie ich so einfältig bin! Ich habe meiner Stärke zu viel zugetraut; ich habe es wie der Fürst Bathiani gemacht. Der Bankier, welcher dem Spiele zusahe, stand wie auf Dornen. Der Fürst ließ sichs nicht anfechten, und fragte den Abbe: warum sagen Sie, daß Sie Ihrer Stärke so viel zutrauen wie der Fürst Bathiani? — Weil ich von diesem Herrn viel, als von einem ziemlich guten Schachspieler habe sprechen hören; aber man sagt auch, er sey so sehr von sich eingenommen, daß er sich für den besten Spieler von der Welt hält, indeß man in Wien, wo er funfzig tausend Thaler verlohren hat, doch das Gegentheil weiß. — Das ist nicht so, Herr Abbe, nur vierzig tausend hat er verspielt. — Nun denn, so ist er nur vierzig tausendmal ein Narr. — Die Parthie war aus. Der Prinz bezahlte sie, und gieng ziemlich hastig fort. Der Abbe wollte nun gern wissen, wer der Mann gewesen war, und drang so lebhaft in den Bankier, es ihm zu sagen, daß dieser endlich gestand, es sey der Fürst Bathiani selbst. Das kann nicht seyn! rief der

Abbe. Lief aber doch, so eilig er konnte, dem Wagen nach, den er noch von fern auf dem spanischen Platze ansichtig wurde. Er holte ihn ein, sah den Fürsten aussteigen, und bedauerte jetzt sehr, daß er dieses Inkognito nicht besser benutzt hatte.

Der römische Adel

Ist nicht sehr zahlreich. Er hat nicht die mindeste Gemeinschaft mit dem Bürgerstande. Die Ursache, die ihn davon abhält, ist bekannt. Zu Rom, wie in den mehresten Städten Italiens, in Deutschland, Spanien und Portugall sind Mißheirathen nicht gebräuchlich, und nichts vermag die Linie zu überschreiten, welche der Hochmuth zur Scheidewand gesetzt hat. Das ist eine Krankheit des Verstandes, gegen welche es kein heilsameres Mittel als eine Revolution giebt. Diese zu bewirken, wird ein Wollen erfordert, welches bis jetzt das römische Volk noch nicht geäußert hat.

Der Adel theilt sich in zwei Klassen: den hohen und den niedern, welchen der übertriebne Hochmuth der Großen, den Kleinen zu nennen für gut findet. Die Scheidewand, welche den Adel von dem Bürgerstande trennt, ist nicht auffallender, als die, welche die großen und kleinen vornehmen Herren von einander scheidet. Sehr selten ist sie, selbst mit Hülfe großen Reichthums, zu überschreiten; indeß trägt es sich doch je zuweilen zu. Die hohe Klasse besteht aus den Fürsten des heiligen römischen Reiches; und der Prinz Doria ist wohl

der einzige, der diesen Titel, welchen viele sich anmaßen, mit Recht führt. Diese Prinzen halten zusammen, und lassen keinen andern Adlichen hinzu, obgleich es darunter Familien giebt, deren Ursprung sich bis in die ersten Jahrhunderte der römischen Republick verliert. Weniger selten sieht man die römischen Prinzen und Prinzessinnen sich mit neuen Familien einlassen, weil die Geldunterstützungen, welche diese ihnen leisten können, dazu beitragen, ihren Hochmuth zu kirren.

Dieser Absonderung kann man einen Theil der Langenweile zuschreiben, welche in den Assembleen herrscht, wo man wenig Frauenzimmer antrifft. In den zahlreichsten Gesellschaften sind nur einige wenige, und deshalb beeifert man sich besonders, die fremden Damen dazu einzuladen. Die Männer leben in dieser Rücksicht etwas ungezwungner untereinander, weil, um überall Eintritt zu haben, man nur des geistlichen Kostüme bedarf; und in Rom ist beinahe jedermann mit dem Priesterrocke oder der Kutte angethan.

Die Assembleen des Adels vom zweiten Range haben den nämlichen Uebelstand. Es sind im Verhältnisse der großen Anzahl Männer sehr wenig Damen zugegen; und diejenigen, welchen der Rang verstattet daselbst zu figuriren, suchen die bürgerliche Klasse sorgfältig davon zu entfernen.

Dieses Vorurtheil hemmt alles Vergnügen. Fremde verwundern sich und finden es langweilig, dreißig Männer gegen Ein Frauenzimmer zu sehen. Sobald einige sich sehen lassen, wer-

werden sie von den Prälaten umsumset, welche sie mit ihrem galantseynsollenden und höchst lächerlichen Geschwätze betäuben. Scheint ein Kardinal sich annähern zu wollen, so ziehen sich die Prälaten ehrerbiethig zurück; und wagen sie zu bleiben, so geschieht es bloß, um den Albernheiten, welche Seiner Eminenz entwischen, ihren Beifall zu geben, und sie zu wiederholen. Reizendes Schauspiel! Reizende Unterhaltung!

Der Kardinal Buoncompagno.

Ist ein Bruder des regierenden Prinzen von Piombino, eines der berühmtesten Häuser von Italien. Er spricht sehr gut französisch, und ein wenig englisch. Sein Kopf ist etwas überspannt, und er erzeugt nur schimärische Entwürfe. Nach seinem Willen müßte sich die römische Regierung auf den Fuß großer weltlicher Mächte einrichten. Da müßte eine Marine, ein vollständiger Militairetat, Artillerie, und insbesondre Finanzen seyn. Als ich in Rom war, machte er dem heiligen Vater oft Langeweile damit; da doch dieser keinen andern Entwurf hat, als seinen Neffen zu bereichern, womit es ihm so ganz leidlich gelingen soll.

Der Kardinal Buoncompagno hat viel Verstand und Feuer. Er drückt sich zierlich und richtig aus. Er sucht die Fremden auf, sieht sie gern bei sich, und unterhält sie so viel und so lange sie wollen. Frauenzimmer liebt er, und sogar ganz übermäßig. Man würde es ihm gern übersehen haben, hätte er gegen seine

Kollegen die nämliche Nachsicht bewiesen. Allein er ist von Natur intolerant; und ob er sich gleich alles erlaubt, so ist er nicht geneigt, andern das mindeste nachzusehen. Sein Karakter ist herrschsüchtig und rachsüchtig; und die Mittel, deren er sich zu seiner Rache bedient, haben der Verläumdung oft so ähnlich gesehen, daß man ihn von diesem Laster, dem häßlichsten von allen, angesteckt halten könnte. Er hat die Grille, lauter sehr schöne Menschen zu Bedienten zu haben, so daß man ihn deshalb wegen eines antiphysischen Geschmacks im Verdachte hat.

Was den Geschmack am Frauenzimmer betrifft, so gestehet er ihn ein. Er hat verschiedne Maitressen gehabt, und war unter andern sehr verliebt in die Baronesse Gavati. Im Sommer 1786 gieng er alle Nächte mit ihr zu Fuße spazieren, und begab sich mit ihr nach einem Lusthause außerhalb der Stadt. Er war damals funfzig Jahr alt, aber von gesunder und starker Leibesbeschaffenheit. Die Baronesse war hübsch, kokette, eitel und ehrgeizig. Ein mit dem Kardinale unzufriedner witziger Kopf kam hinter diese nächtlichen Spaziergänge. Er entschloß sich ihm aufzulauern; miethete einen Wagen, ließ zwei Laufer mit brennenden Fackeln vorausgehen, und folgte allenthalben der Spur des verliebten Paares, durchkreuzte alle Abwege, auf die sie sich schlugen, ihm auszuweichen und unbekannt zu bleiben. Dieser boshafte Einfall gab Stoff zum Lachen. Man glossirte darüber; aber die Liebenden gien-

gen nichts desto weniger spazieren, bis sich das Publikum unvermerkt daran gewöhnte.

Dieses Betragen, welches tadelnswürdig ist, weil es den Wohlstand verletzt, ist höchstens nur ein Schatten in der moralischen Schilderung dieser Eminenz. Buoncompagno ist hart, sein Herz falsch, sein Auge fließt von Thränen über, er scheint das Unheil, dessen verborgner Urheber er selbst ist, zu bejammern, wenn sein Herz voll Freude ist; und oft unterdrückt er nur mit Mühe das grausame Lächeln, welches sich auf seinen Lippen offenbart. Bologna und Rom haben sie wechselseitig Schlachtopfer in mehr als einer Art geliefert. Da er sehr oberflächlich ist, kann er nur denen, welche ihn flüchtig sehen, gelehrt zu seyn scheinen. Der Kardinal von Bernis kennt ihn sehr gut, schätzt ihn nach seinem Werthe und schilderte ihn, in meiner Gegenwart, der Prinzessinn della Santa Cruce mit den Worten: der Kardinal Buoncompagno ist ein Sch... dessen Muskeln von Eisen sind. Seine Züge werden von der Grausamkeit beseelt. Von allen die sich ihm nahen, können nur seine Speichellecker sich seiner Großmuth rühmen. Die Staatsökonomie ist ihm ein fremder Begriff, und wenn in seiner Gegenwart davon gesprochen wird, und man äußert den Wunsch, die Ländereien um Rom durch Kunstfleiß urbar gemacht zu sehen, so antwortet er mit Selbstgenügsamkeit: Dieser Erdstrich wird nichts erzeugen; dieses Klima ist unfruchtbar. Er sagte unter andern auch, Papiergeld könne allenthalben wirkliches Geld er-

setzen. »Ja, antwortete ich, wenn es Hypotheken hat, wenn das öffentliche Zutrauen es unterstützt, außerdem wird es nie dem Golde und Silber gleich seyn, dessen innerer Werth keiner Bürgschaft bedarf.« Bei dem nämlichen Diner hörte ich ihn auch sagen, kein Staat könne einen soliden Handel haben, dessen Souverain nicht selbst Negociant sey. Das ist ganz falsch. Da niemand dieser Materie gewachsen war, antwortete keiner, und Buoncompagno glaubte uns überzeugt zu haben. Ich schwieg, und ließ diesen mit dem Purpur bekleideten giftigen Wurm sich eines Sieges freuen, den er nur meiner tiefen Verachtung zuzuschreiben hatte.

Der Kardinal Acqua viva.

Der Unwissendste aller übrigen seines Standes welche in Rom leben. Mein Unglück wollte, daß ich bei der Tafel des Kardinals Bernis neben ihm zu sitzen kam, und also nothgedrungen mich in eine Unterredung mit ihm einlassen mußte, die ich gern vermieden hätte. Ein Deutscher erwähnte des Herzogs von Kurland, und führte einige der ihn bezeichnenden Ausschweifungen an. Acqua viva fragte sogleich, in welchem deutschen Kreise die Staaten dieses Fürsten lägen? Ich sagte ihm, daß sie nicht zu Deutschland, sondern zu Liefland gehörten. Er bewies mir durch Gründe, welche seiner werth waren, das könne und müsse so nicht seyn. Ein italienischer Prälat behauptete diese Meinung mit einer Wärme, welche der Deutsche

belächelte, und die mich zum Stillschweigen brachte. Jetzt war Voltaire der Gegenstand allgemeiner Unterhaltung, und als Jemand der Geschenke, welche ihm die Kaiserinn von Rußland gemacht, und der Briefe, welche sie ihm bei verschiednen Gelegenheiten geschrieben hatte, erwähnte, fiel der gelehrte Acqua viva dem Erzähler ins Wort, um zu fragen, seit wenn dieser Höllenbrand sich in Rußland aufhielte; ob die Kaiserinn ihn in ihren Pallast aufgenommen habe; und endlich, ob sichs wohl hoffen ließe, daß Gott nicht mehr von diesem Gottlosen werde angegriffen werden? Ich bedeutete ihm, daß Voltaire viel Jahre das Schloß Ferney bei Genf, aber auf französischem Grund und Boden belegen, bewohnt hätte, und also die ganze Zeit hindurch vier hundert Meilen von Rußland entfernt gewesen sey; sein Umgang mit Katharinen habe nur in Briefen bestanden; die Geschenke, welche er von ihr erhalten hätte, bestänben nur in Pelzwerk; daß dieser mit Recht berühmte Mann ein vollständiger Deist, nie aber ein Atheist gewesen sey; und endlich erfuhr er durch mich, daß er 1778 in Paris verstorben sey. Der Kardinal Bernis bemerkte, daß ich anfieng verdrüßlich zu werden, und war so gut, das Gespräch auf eine neuerlich entdekte antike Büste zu lenken. Ich ersuchte ihn ernstlich, mich nicht mehr mit diesem Automate zusammen zu bitten.

Indeß hatte ich noch, ehe ich mich davon machen konnte, die Unannehmlichkeit eines dritten Gesprächs, ganz so wie die erstern, auszuhalten. Es war von der Kanonisation des hei-

ligen Labre die Rede; und hier warf mir Acqua viva die Gleichgültigkeit vor, welche ich gegen einen Heiligen meines Vaterlandes zu bezeigen schien. Er fügte hinzu: es sey eine Ehre, welche in diesen Zeiten, wo die Gottlosigkeit mit aufgehabnem Haupte einherträte, mich rühren sollte. Wir können nie Vorbitter genug bei Gott haben, der über unsre Sünden billig zürnt!

Langeweile und Widerwillen waren bei mir aufs höchste gestiegen. Dieses Diner hat einen so widrigen Eindruck bei mir zurückgelassen, daß, wo ich auch nachher eingeladen wurde, ich mich immer in den Speisesaale ganz ängstlich umzusehen pflegte, ob Acqua viva auch da sey, damit ich mich in diesem Falle so weit als möglich von dem seltsam dummen Menschen entfernt halten könne.

Der Kardinal Carrara.

Dieser Kardinal hatte in Rom den Ruf eines gelehrten und eines ehrlichen Mannes. An seine Ehrlichkeit glaube ich, ohne sie zu bestätigen, weil ich in keiner besondern Verbindung mit ihm gewesen bin; ich halte mich an die öffentliche Meinung, und will ihn nicht Lügen strafen. Was seine Gelehrsamkeit betrifft, mag der Leser aus Folgendem selbst urtheilen.

Als ich ihn bei dem venetianischen Gesandten traf, wurde von dem berühmten Saussure gesprochen, der so viel nützliche Streifereien in den Schweizergebirgen gemacht hat, und mu-

thig genug gewesen ist, den Montblanc zu wiederholtenmalen zu besteigen. Seine Eminenz meinten, das sey etwas sehr alltägliches; auch er habe die Alpen erstiegen. Ich machte ihm die Bemerkung, daß zwischen der Höhe der Alpen und den Apenninen ein Unterschied von 1800 Toisen sey. Haben Sie diese Höhe ausgemessen? fragte er. — Nein; ich nicht. Aber de Lúc, Saussure, und verschiedne andre Naturkundigen haben es gethan, und ihre Beobachtungen weichen nur sehr gering von einander ab. — Gut! aber haben sie nicht irren können? Jetzt wollte ich ihm den Gebrauch des Barometers bei solchen Ausmessungen erklären. Er zuckte die Achseln. Die Elektricität kam nun an die Reihe, und man sprach von den Beobachtungen des Saussure und Tremblay, als sie ihren Cerf-volant über die Berge steigen ließen. »Ah! sagte Carrara, Aristoteles wußte mehr als diese neuern Physiker, alle zusammengenommen.«

Ich traf ihn einst in einer Kapelle, wo man den Papst erwartete. Man unterhielt sich von dem Könige von Schweden, daß er so wenig Geld aufgehen ließe. »Er läßt noch zu viel darauf gehen, sagte ich, für einen Souverain, der nur 19 bis 20 Millionen Einkünfte hat.« »Seine Staaten sind also nicht einmal so groß wie Toskana?« sagte Carrara. — Sie sind selbst größer als Frankreich. — Das ist unmöglich. Ein so großes Königreich sollte seinem Besitzer nicht mehr einbringen? Worin bestehen denn des Kardinals Carrara Kenntnisse? Er versteht die kanonischen Rechte; ist

mit den geistlichen Gebräuchen bekannt; die Geschichte der Koncilien und Konklaven ist ihm geläufig. — Ah so!!!

Der Kardinal Busca

Ist groß, wohlgewachsen, und seine Bildung ist seelenvoll und angenehm; dabei ist er weder anmaßend, noch pedantisch, noch geziert; so ist Busca von Seiten des Physischen. Er ist weder Theologe, noch Kasuist, noch Kanonist; auch hat er nicht jene gründliche Kenntnisse des Alterthums, worauf einige seiner Kollegen so stolz sind. Man kann ihn weder gelehrt noch unwissend nennen. Er ist bloß Weltmann, und hat mehr brauchbare Kenntnisse in dieser Hinsicht, als alle seine Kollegen zusammengenommen. Seine Gespräche sind munter und doch auch solide zugleich. Auf seinen Reisen in Frankreich, Deutschland, und dem östreichischen Flandern, wo er als Nuncius lebte, hat er sich besonders gebildet. Allenthalben ist er geachtet und geliebt worden. Als er von seiner Nunciatur zurückkam, wurde er Statthalter von Rom; und da versuchte er, in dieser von aller Polizeiordnung entblößten Stadt eine Obhutswache einzuführen, welche den Einwohnern ihre Personen und ihr Eigenthum sicherte. Weil aber Ordnung und Wohlanständigkeit hier beinahe unbekannte Dinge sind, und seine erste Sorge dahin gieng, den Gesetzen wieder ihre Kraft zu geben; so brachte er alle Kardinäle, die fremden Minister, und den Papst selbst, dessen

Schonung des Adels ungemein weit gehet, gegen sich auf. Busca mußte den rühmlichen Entwurf, Gutes zu wirken, aufgeben, und ließ sich dann nur noch seine Vergnügungen angelegen seyn. Ihn mit einem einzigen Pinselstriche zu entwerfen, kann man ihn wie den Herkules zwischen Tugend und Laster wankend vorstellen. Ich hörte ihn sagen, das einzige, was Rom ihm zu verdanken haben wolle, sey der Gebrauch des gefrornen Punsches. Dieses Getränk ist aber auch in der That vortreflich.

Der Kardinal Pallotta.

Ist würdig einst den päpstlichen Stuhl zu besteigen. Er kennt die Menschen und die Dinge, und hat die Kenntnisse des Jahrhunderts. Er besitzt den Geist der Ordnung und Analytik, und hat sich mit den Werken des Locke, Leibnitz, Wolf, Malebranche, Bomar und Condillac, und aller solcher Verfasser genährt, welche die Begriffe, die er seiner ersten Erziehung verdankte, berichtigen. Ich habe Niemanden richtiger über Lavaters Werk von Physiognomik urtheilen, noch richtiger die Schönheiten desselben von den Irrthümern und Thorheiten, wovon es wimmelt, absondern hören, als ihn.

Der Kardinal Pallotta liebt die Wissenschaften und Künste, und versteht sich darauf. Seine Ordnungsliebe wirkt auf sein häußliches Leben. Kein Haus in Rom ist besser eingerichtet als das seinige. In keinem herrscht ein besserer Geschmack im Ameublement. Seine immer beschäftigten Bedienten sind höflich und

bescheiden. Die Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit dieses Kardinals sind bekannt; so wie es seine Wohlthätigkeit ist. Die Güte seines Herzens schadet nicht seiner Festigkeit, welche die Grundlage seines Karakters ist. Seine Freimüthigkeit wird durch keine Betrachtung beschränkt. Frägt ihn der Papst um seine Meinung, so stützt Pallotta die seinige auf Vernunft, und kann durch sie nur überredet oder davon abgelenkt werden. Seine Art zu erörtern ist lebhaft, aber ohne Bitterkeit. Palotti ist Großschatzmeister gewesen; und nie ist eine so richtige Berechnung der Staatseinkünfte abgelegt worden als von ihm. Ich werde dessen ausführlicher erwähnen, wenn ich von den Finanzen handle. Er hatte große Reformen in diesem Theile der Staatswirthschaft vor; allein das Rauben gehört so innig zum Systeme der Regierung, daß er sich genöthigt gesehen hat, es zu dulden, jedoch ohne Theilnahme. Die mit den großen Aemtern bekleideten Kardinäle und Prälaten pflegen diese nicht gern aufzugeben, bis sie sich von dem Eigenthume des Volks gemästet haben. Die Unterbeamten thun desgleichen; und so gegründet die Klagen darüber auch seyn mögen, finden sie doch kein Gehör. Sie gelangen selten an den Papst, weil sie erst die Reihe bei denen durchgehen müssen, welche dabei interessirt sind, sie zu unterdrücken, oder anders vorzustellen. Und sind sie denn endlich durch alle Hindernisse hindurch gedrungen, so darf der Papst nicht recht sprechen, weil er sich vor einer Tasse Chocolade a la Jesuite fürchtet.

Trotz allen diesen Hindernissen hat der Kardinal Pallotta dem Staate wichtige Dienste geleistet, indem er die Abgründe, welche die Regierung sich selbst dadurch gräbt, daß sie jede Art des Mißbrauchs anwachsen laßt, ins hellste Licht gesetzt hat. Auch die Künste haben ihm viel zu verdanken. Seit einer Reihe von Jahrhunderten, daß man die Gegenden um Rom aufgräbt, um Monumente, Medaillen und antike Münzen zu finden, hatte man vernachlässigt, den Ort, die Breite und Tiefe der aufgegrabenen Stellen anzugeben. Daraus entstand, daß die mehresten, die aufs Gerathewohl unternommen wurden, nichts hervorgebracht haben. Diese Ausgaben weniger fruchtlos zu machen, hat Pallotta um ein Gesetz angesucht, welches verpflichtet, einen Stein zu setzen, welcher die Anzeige des Orts, die Länge, Breite und Tiefe der aufgegrabnen Stelle genau enthält; so muß auch die Zeit, der Nahme des Papstes, und des Großschatzmeisters, unter welchem es geschehen, angegeben seyn. Ueberdem läßt jetzt die apostolische Kammer auf ihre Kosten nachgraben; und durch dieses Mittel kann sie ihre Kunstmusäen mit geringen Kosten bereichern, und sich noch durch den Verkauf des Ueberflüssigen wegen der Kosten schadlos halten. Der Verkauf der Materialien von den alten Gebäuden ist auch ein Einkommen. Da aber dies nur in der Gegend von Rom, und in einem Umfange von fünf bis sechs Meilen Statt haben kann, so kann auf dieses Einkommen nicht so gewiß zur Befrei-

tung der Kosten zum regelmäßigen Ausgraben gerechnet werden.

Der Kardinal Orsini.

Der Ruf dieses Kardinals gab mir den Wunsch ein, ihn genau kennen zu lernen. Ich wollte wissen, ob er selbigen verdiente, und ich bin davon überzeugt worden. Er weiß viel, ist aber so zurückhaltend als klug, und hat sich oft entzogen, seine Meinung über streitige Sachen zu sagen. Sein Wahlspruch hieß: andre Zeiten, andre Sitten! und von diesem Begriffe ist er nie abgewichen. Bei dieser Zurückhaltung und Klugheit hat er einen feinen, geschmeidigen Verstand, ist biegsam und einschmeichelnd; kurz, er ist so, wie ein Priester oder ein Hofmann seyn müßte, dessen Glück noch zu machen steht. Er verwünscht die Person des Papstes, aber er liebt die päbstliche Regierung, nicht nur aus persönlichem Interesse, sondern mit aus Liebe gegen den geistlichen Despotismus. Die Jahrhunderte, in welchen die Souveraine vor den Päpsten zitterten, stehen bei ihm in großer Achtung; und wenn er an ein goldnes Zeitalter glaubt, so ist es ihm gewiß das Pontifikat des Papstes Gregorius VII., seines Lieblingshelden. Alexander, Cäsar, Mark Aurel, der sich so unablässig mit dem Glücke seiner Völker beschäftigte; Friedrich der Einzige, dem Preussen seine Berühmtheit verdankt, so viele in verschiedner Art berühmte Männer sind ihm gegen den Papst Gregorius nur vorübergehende Schatten-

bilder. Er ist in der geistlichen Geschichte sehr bewandert, versteht die Politik seines Hofes gründlich, ist mit allen Ränken und Schleichwegen sehr bekannt, welche die Geistlichkeit zu allen Zeiten, zur Erhaltung ihrer unrechtmäßigen Anmaßungen, die sie in Rechte umgeändert hat, anwendete, und läßt sichs von Amtswegen angelegen seyn, sie zu vertheidigen, und ihre Rechte in Schutz zu nehmen.

Ich stellte Orsini's Empfindlichkeit auf die Probe, um zu erfahren, welcher Art sie sey; und darum unterhielt ich ihn unablässig in der günstigen Vorstellung, welche er daher von mir gefaßt hatte, weil ich mit ihm nur von den Päpsten sprach, welche sich durch ihren Eifer um die Vergrößerung des heiligen Stuhls hervorgethan haben. Als ich Alexander III. nannte, kamen ihm die Thränen in die Augen. Das System des römischen Hofes ist in seinen Augen das Meisterwerk menschlicher Vernunft. Alles, was je Menschen nützliches oder sinnreiches erfanden, oder vervollkommneten, ist ihm nichts gegen die römische Regierung. Ich habe zuweilen versucht, ihn an die Begebenheiten der ersten Jahrhunderte der Kirche zu erinnern, wo die Pastores durch ihre Einfachheit, ihre evangelische Armuth, und ihre ächte Demuth, sich wirklich über den gewöhnlichen Menschen erhoben. Mein Bemühen war vergeblich. Er wollte sich nur derer erinnern, welche sich die Umstände zu nutze zu machen verstanden, um Pipin und Karl dem Großen Diplome zu entreißen, welchen sie eine, den Absichten dieser Fürsten nicht entsprechende Ausdehnung ge-

geben haben; und das sind die einzigen, welchen er den Nahmen großer Männer zugesteht.

Man hält den Orsini für einen Andächtigen. Er ist es nicht mehr als ich es bin; aber er ist ein Scheinheiliger, und die Römer sind ja mit dem Anscheine der Andacht schon zufrieden. Er scheint überzeugt zu seyn, daß, wenn sich der Papst auf den Besitz eines Theils von Italien einschränkte, er mit den andern Fürsten dieses Landes einen Föderationsvergleich eingehen könnte, dessen Resultat eine Republik seyn würde, welche unendlich weit alle, die bis jetzt bestanden haben, und insonderheit diejenige, die man nicht ablässt die römische zu nennen, übertreffen müßte. Nach seinem Grundsatze sind alle Fürsten, welche die oberste Gewalt des heiligen Stuhls nicht anerkennen wollen, Usurpatoren und Tyrannen, die man ausrotten sollte.

Bei der Entwickelung dieses Systems zeigt Orsini seine wortreiche Eloqnenz. Er verliert sich in Raisonnements ohne Ende, und stützt sich auf Autoritäten, welche er von andern Italienern aufraft, die aus Vorurtheil und Nothwendigkeit eine der Jahrhunderte der Unwissenheit würdige Meinung angenommen haben. Er wird übrigens für einen ehrlichen Mann gehalten; indeß, wenn seine Gewalt so groß wäre, als sein Wille stark ist, so würde er die Zeiten wieder herbeiführen, wo Religionskriege die Erde mit Blut tränkten. Kann irgend etwas seine Fehler verdunkeln, so ist es die Achtung, welche er dem Verdienste, wo er es auch antreffen mag, zu erweisen nicht unterläßt.

Der Kardinal Borromeo.

Ist ein Sohn der berühmten Gräfinn Borromeo, welche von den Grillo's aus Genua abstammt, deren Stamm erloschen ist. Einige bei ihrem Geschlechte seltne Talente, und verschiedne Unbesonnenheiten haben dieser Dame einen Platz unter den berühmten Frauen verschafft. Ihr Briefwechsel mit verschiednen Souverainen, vornehmlich aber mit Gelehrten, haben ihr einen Ruf zuwegegebracht, welchen sie zum Theil verdient. Der berühmte Valisneri reisete nach Mayland, lediglich um sich mit ihr über Naturgeschichte zu unterhalten.

Als Borromeo von Mayland abreisete, um die Nunciatur in Wien zu übernehmen, sagte seine Mutter, die ihn sehr richtig beurtheilte, zu ihm: So reise dann, weil Du es gern willst; aber ich sehe voraus, daß Du Dich nicht bessern und Dich allenthalben als ein wahrer Pfaffe betragen wirst.« Er hat diesen Ausspruch nur zu sehr gerechtfertigt. Bei vielem Verstande, Kenntnissen und Reichthume, hat er sich dennoch keine Achtung von rechtlichen Leuten verschaffen können. Sein Geiz hat ihm nicht verstattet einzusehen, daß man an einem geldfeilen Hofe aussäen muß, wenn man einsammeln will. Er war es, der sich, als Maria Theresia gewisse Freiheiten abschaffen wollte, welche die Geistlichkeit ihren Vorfahren entrissen hatte, diesem Entwurfe widersetzte. Sein gesunder Verstand reichte nicht so weit, um einzusehen, daß diese Vorrechte unbillig waren, die die Last der Auflagen dem Volke allein zu

tragen auflegten, und daß die Monarchinn keinen bessern Gebrauch von ihrer Gewalt machen konnte, als diese Freigebungen aufzuheben. Maria Theresia bot der Geistlichkeit Schadloshaltung an; Borromeo schlug sie aus, und verlohr alles. Die Auflage wurde ihm und Rom zum Trotze festgesetzt; aber dem Volke nutzte das nichts, weil der Prälat, der es bei dem Throne hätte vertreten sollen, nur einen Widerstand entgegensetzte, der, so bald er vergeblich ist, lächerlich und oft schädlich wird.

Die Angelegenheit wegen der Zufluchtsörter gelang ihm nicht besser. Die aufrichtige, aber blinde Frömmigkeit der Souverainen und der Völker hatte den größten Verbrechern ein Mittel verliehen, sich den, ihren Vergehungen gebührenden Strafen zu entziehen. Kirchen und Klöster wurden ihnen ein sichrer Zufluchtsort. Sobald sie nur die Schwelle derselben betreten hatten, waren sie vor allen Angriffen sicher. Die Kaiserinn-Königinn hatte, ungeachtet ihrer Frömmigkeit, den ernstlichen Willen, diesen Mißbrauch abzustellen. Borromeo lärmte dagegen, und wurde nicht gehört. Die Minister, welche diese Reform angerathen hatten, waren unzufrieden mit ihm. Er bemerkte es, und rächte sich niederträchtiger Weise, indem er sie der Kaiserin, welche in Absicht der Sitten sehr streng war, verdächtig machte. Die Folge dieses für einen Geistlichen so schlechten Betragens war, daß einige in Ungnade fielen. Auch war die Freude allgemein, als er nach Rom zurückberufen wurde. Dort erwarteten ihn neue Händel. Seine antiphysischen

Rei=

Neigungen waren bekannt; aber man wußte nicht, daß sie stark genug wären, seinen Geiz zu überwiegen. Indeß trieb ihn die Leidenschaft, welche er gegen einen seiner Bedienten, den Sohn eines Zimmermanns gefaßt hatte, so weit, sich um diesen neuen Antinous sorgsam zu bekümmern; er ließ ihn auf seine Kosten erziehen, und verhalf ihm zur Ehre der Prälatur. Ganz Rom redete davon, und man feierte den Sieg, welchen die Ueppigkeit über den Geiz davon getragen hatte, auf eine des Corypheen würdige Weise.

Die Vorurtheile, davon er vollgepfropft ist, sollten ihn vor den Ausschweifungen, welchen er sich ergiebt, bewahren; aber er thut nichts desto weniger, wozu seine Leidenschaften ihn antreiben, ohne die Folgen seiner Handlungen zu bedenken. Wenn ihm widersprochen wird, so ist sein Unwille darüber unbegränzt; auch ist er so rachsüchtig, daß er sich jedes Mittels bedient, seine Rache gewiß zu machen. Dem Viskonti hat er es nie verziehen, daß er ihm in der Nunciatur in Wien gefolgt ist, und weniger verzeiht er es ihm noch, daß dieser dort beliebt wurde. Seinen Intriguen hatte Viskonti es zu verdanken, daß er bei dem letzten Konklave ausgeschlossen wurde.

Der Kardinal Archinto.

Archinto ist auch ein Mayländer, auch eben so geizig als sein Landsmann Borromeo; aber er hat weder seinen Verstand, noch seine Talente. Er ist so unwissend als hochmüthig;

in diesem letztern übertrift er alle Vorstellung. Er ist übertrieben andächtig, und stößt sich so leicht an etwas, daß es unmöglich ist, irgend ein Gespräch in seiner Gegenwart zu führen. Die unbedeutendsten Ausdrücke beleidigen sein Ohr, weil sein verschrobener Verstand sie stets unrecht auslegt. Seine Aussprache ist fehlerhaft, seine Gespräche gemein, und seine Gestus lächerlich. Eine geistreiche Frau hat gesagt, man stürbe an der Dummheit; ich weiß nicht, ob das ganz richtig ist; aber gewiß ist es, Archinto lebt davon, athmet sie ein, und giebt sie unaufhörlich wieder von sich. Er ist ein physisches und moralisches Nichts, und ich habe seiner nur so erwähnt, wie man ein seltnes Thier seiner Häßlichkeit wegen anführt. Ich möchte ihn beinahe als einen Beweis anführen, wie die Natur zuweilen Abweichungen macht; und diese unförmliche Masse nennt man Eminenz.

Joseph Pamphylius Doria.

Es hatte ihm in der Meinung des Publikums geschadet, daß sein jüngerer Bruder die Nunciatur in Frankreich erhalten hatte. Man hat sich nicht nach der Ursache dieses Vorzuges erkundigt, und hat Pamphylen so schnell als unbillig beurtheilt. So ist das römische Publikum! Wer nur Tugenden, Talente und Kenntnisse hat, kann nicht durch den Geist der Intrigue, dieser Seele der hiesigen Regierung, vordringen. Man hat es sogar Pamphylen nicht angerechnet, daß er die Superiorität seines

Bruders laut anerkannt hat. Allein dieser Kardinal, welchen der Ehrgeiz nicht plagt, und der die Eitelkeit und Ansprüche nur aus den Thorheiten kennt, zu welchen sie seine Kollegen verleiten, macht sich wenig daraus, was von ihm geurtheilt wird. Er hält sich ruhig in seinem Pallaste, und lebt nach seiner Art. Seine Gallerien, seine Bibliothek sind seine Welt; und die Zeit, welche er darin zubringt, ist nicht verlohren. Die Malerei ist seine vornehmste Liebschaft. Als ich ihn einst bey dem Ritter von Azara traf, besahen wir zusammen die Gemäldesammlung dieses Ministers; und der Kardinal Pamphyl ließ sich in so interessante Beschreibungen ein, daß ich sie mit unendlichem Vergnügen anhörte. Die klaren und präzisen Antworten, welche er mir auf meine Fragen gab, setzten mich in Erstaunen. Ich konnte es ihm nicht verschweigen.

Wie ist es möglich, sagte ich einige Tage nachher zu dem Kardinal Bernis, daß der Kardinal Doria für einfältig gehalten werden kann. Das macht, antwortete er mir, weil diese Eminenz keines den Römern wohlgefälliges Laster an sich hat, und weil seine Rechtschaffenheit sie ärgert. Pamphyl ist gut, sanft, großmüthig, aufrichtig, und findet nur Geschmack an Mahlerei und den schönen Wissenschaften: wie können Ränkeschmiede, Spieler Ehrgeizige, und Schelme einen solchen Mann achten! Seine anscheinende Unbedeutsamkeit setzt ihn ihrem Hasse nicht aus; und das ists eben, was er wünscht.«

Die Zusammenkunft.

Die nordischen Souveraine, welche nicht katholisch sind, besuchen selten das Kapitol. Als Gustaf III. sich entschloß, nach Rom zu reisen, um die daselbst befindlichen Denkmäler und Seltenheiten zu bewundern, nahm er sich vor, keine unbemerkt zu lassen. Ein Papst ist in dem, was man übereingekommen ist die christliche Welt zu nennen, ein Unicum. Gustaf wollte Pius VI. sehen; und Pius VI, dem die freiwillige Verehrung schmeichelte, welche ein ketzerischer König der Hauptstadt seiner Staaten beweisen wollte, wünschte ebenfalls seinen Besuch zu erhalten. Da aber die Verschiedenheit der Religionen gar keine unmittelbare Beziehungen zwischen dem sichtbaren Oberhaupte der katholischen Kirche, und einem lutherischen Könige statt finden läßt, so mußten, um den Anschein zu retten, einige Maaßregeln genommen, und eine Zusammenkunft veranstaltet werden, bei welcher kein Ceremoniel Platz fände. Nach vielen geheimen Verabredungen war ein Ausweg gefunden, und Tag und Stunde, wo beide Potentaten sich im Klementinischen Musäum treffen sollten, wurde festgesetzt. Gustaf stellte sich zuerst ein; und nachdem ihm der Papst so viel Zeit gelassen hatte, sich von dem gewöhnlichen Erstaunen derer, welche diesen Ort zuerst zu sehen bekommen, zu erholen, erschien auch er, im Gefolge so vieler Kardinäle, als der König Begleiter bei sich hatte. Beide bezeigten gleiches Verlangen, sich einander zu nähern. Da dieses erste Gespräch öffentlich war,

so will ich den wesentlichen Innhalt davon anführen.

Pius VI.

Der Herr Graf von Haga, dem sein Geschmack für die Künste, die er in seinem Lande immer beschützte, nach Italien geführt hat, wollte die Stadt, die ihr Geburtsort war, mit seiner Gegenwart beehren.

Gustaf.

Die Meisterwerke, welche sie enthält, sind es werth, bewundert zu werden. Allein, obschon sie mit in den Plan meiner Reise gehörten, so war dennoch meine Hauptabsicht, als ich hierher kam, persönlich einen Papst kennen zu lernen, welcher die dreifache Krone durch seine Tugenden ehrt.

Pius VI.

Höflichkeit ist unzertrennlich vom wahren Verdienste; das meintge besteht bloß in guten Absichten. Sie aber, Herr Graf, haben von Ihrer ersten Kindheit an, Beweise dessen gegeben, was sie einst seyn würden. Und diese Erwartungen haben Sie aufs vollständigste erfüllt.

Gustaf.

Die Umstände sind mir zu Hülfe gekommen; ich habe sie nur benutzt.

Pius VI.

Man hat mich versichert, daß Sie bei den wichtigsten Angelegenheiten nie aufgehört haben, einen beschirmenden Blick auf die Künste zu werfen. Nachdem Sie Ihr Königreich wiedergebohren haben, wollen Sie es auch verschönern.

Gustaf.

Ich habe meine Absichten in dieser Hinsicht nicht ganz ausführen können. Es gehört Zeit dazu, die Künste unter einem Himmelstriche einheimisch zu machen, von dem man sagen könnte:

La nature marâtre en ces âpres climats,
Ne produit au lieu d'or, que du fer, des soldats,

Als Gustaf schnell umher geblickt hatte, sagte er: ich werde hier köstliche Stücke gewahr, welche ich in Kupfer gestochen gesehen habe.

Pius VI.

Weil der Herr Graf dieses Musäum nach Ihrem Geschmacke finden, wird Er mir erlauben, Ihn herum zu führen; ich will bei Ihm das Amt eines Cicerone versehen.

Die beiden Souveraine setzten ihr Gespräch, aber leise, fort. Der Papst führte den König durch alle Säle, und erklärte ihm, was werth war erklärt zu werden, wie ein Antiquarius gethan haben würde. Und die Prälaten verrichteten bei den Herren von Gustafs Gefolge das nehmliche Amt.

Der König von Schweden war mit dieser Zusammenkunft so sehr zufrieden, daß er einem französischen Maler auftrug, sie durch seine Kunst zu verewigen. Der Papst erfuhr es, und bat sich eine Kopie davon aus; und so erhielt der Künstler von jedem dieser Souveraine hundert und funfzig Louisd'or zugeschickt. Das Gemälde war ungefähr neun bis zehn Fuß breit, und sechs Fuß hoch. Es stellte den großen

Saal des Musäums mit der Ansicht der Figuren, die ihn schmücken, vor. Der Künstler hat den Moment gewählt, indem sich die beiden Souveraine gewahr werden, und auf einander zugehen. Ihr Gefolge ist zugegen; und die Anordnung ist so gut, daß die Menge der Nebendinge der Hauptwirkung nicht schadet.

Man wird es nicht sonderbar finden, daß ich die Aufmerksamkeit des Lesers einen Augenblick bey dem Künstler verweilen lasse, welchem Gustaf in Rom die Ausführung eines Stückes auftrug, das ihm die Rückerinnerung eines angenehmen Augenblicks gewähren sollte. Er ist ein Franzose, und heißt Gagneroux. Sein Geburtsort war Dijon in Bourgogne. Die Stände dieser ehemaligen Provinz bemerkten aufkeimendes Talent bei ihm, schickten ihn nach Rom, wo er studiren sollte, und erhielten ihn dort verschiedne Jahre hindurch. Gagneroux wählte sich Geschichtsmalerei, und er hat sich in dieser Gattung einen Nahmen gemacht, welchem seine letzte Arbeit das Siegel aufdrücken wird. Diese ist die Vorstellung der Schlacht bei Senef, in dem Augenblicke, wo der große Conde Gefahr läuft, von den Spaniern gefangen zu werden, von seinem Sohne aber, der ihm ein Pferd bringt, gerettet wird. Dieses Stück hat den Kennern die größte Befriedigung gewährt. Die Figuren sind richtig gezeichnet, die Verhältnisse genau beobachtet; aber das Kolorit ist ein wenig zu frisch; das ists, was die Italiener französische Manier nennen. Gagneroux hat noch drei andre Gemälde für den König von Schweden gemacht.

Das Sujet des letzten ist ein sterbender Oedip, welcher seine Kinder den Göttern empfiehlt.

Der Prinz und die Prinzessinn Rezzonico.

Der Prinz ist ein Neffe Klemens XIII. Er bekleidet das Amt eines Senators, und wohnt als ein solcher auf dem Kapitol. Es hat viele gewundert, daß die Priester den Senat auf eine einzige Person ohne Autorität einzuschränken sich unterstanden haben. Mich aber, wenn noch etwas mich verwundern kann, wunderts, daß sie nicht auch noch die Benennung Senator abgeschafft haben, um bei dem Volke den Begriff der Gewalt derjenigen, welche so viele Nationen überwunden haben, in Erinnerung zu bringen. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, zu untersuchen, welches die Berufspflichten dieser einzig gewordnen Bedienung sind, und was für Vorrechte ihr Besitzer durch sie genießt. Wird sie durch den Tod desselben erledigt, so erhält sie gewöhnlich der Neffe des regierenden Papstes, der die Expektanz dazu hat.

Der gegenwärtige Innhaber, der Prinz Rezzonico, ist ein sehr liebenswürdiger Mann, von sanftem, wohlwollendem Herzen, und der die schönsten Eigenschaften in sich vereinigt. Seine Gespräche sind so angenehm als lehrreich. In seinem Pallaste werden Fremde mit einnehmender Aufmerksamkeit aufgenommen. Bei ihm bemerkt man nichts von jenem steifen Hoch-

muthe, den man sonst den römischen Großen zum Vorwurfe macht.

Das wird aber reichlich durch den Karakter der Prinzessinn, seiner Gemahlinn, ersetzt. Sie ist aus dem Hause Buoncompagno, und ist die Schwester des Kardinals dieses Nahmens. Sie ist riesenmäßig groß; ihre Gesichtszüge, der Ton ihrer Stimme, ihre Gebärden, alles an ihr scheint einen Irrthum der Natur anzuzeigen. Allein ihre Inkonsequenzen übertreffen alle Vorstellung. Sie spricht viel, wählt ihre Ausdrücke gar nicht, scheint keine Wohlanständigkeit zu kennen, oder thut, als ob sie selbige verachtete. Nachdem sie einst den Kardinal Quarantini viel angesehen hatte, redete sie ihn mit folgenden süßen Worten an: »Mein Herr Kardinal, alle Welt sagt, daß Sie ein großer ..... sind. In der That, nachdem ich Sie genau untersucht habe, finde ich, daß Ihr Ansehen Ihrem Rufe entspricht.« »Ich sehe Sie nie gern, sagte sie zu dem Prälaten Branciforti, weil sie falsch aussehen.« Das war freilich sehr richtig, sollte aber nicht gesagt worden seyn.

Diese Prinzessinn, welche ihre meiste Zeit unter Prälaten zubringt, verabscheut sie sehr, und läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, sie davon zu überzeugen, und durch angestellte Vergleiche ihnen die Verachtung merken zu lassen, welche sie ihnen geweiht hat.

Sie hatte sechszehn Prälaten bei sich zur Mittagstafel, unter welchen sich auch Borgia befand. »Ach, sagte sie, als sie ihn ansichtig wurde, den Prälaten Borgia sehe ich stets

gern, weil er unter seinen Mitbrüdern der einzige ist, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen kann. Das hatte seine völlige Richtigkeit, es war aber sehr unschicklich es zu sagen.

Ich gestehe, daß mich der Ruf dieser Dame von ihr entfernte. Ich hatte keine Lust, mein Theil von ihrem Spaße mit hinzunehmen, und ich besorgte, sie möchte meine Geduld auf zuharte Proben setzen. Indeß mußte ich dem Gebrauche nachgeben, und mich ihr vorstellen lassen. Doch habe ich nur in Andern zu leiden gehabt; mein gutes Glück wollte, daß ich nicht das Ziel ihrer Epigramme wurde.

So gut wurde es nicht einem gewissen Markis aus der Lombardei, einem Manne von Verstande, und Lieblinge der Prinzessinn Borghese. Die Prinzessinn Rezzonico konnte ihn nicht ausstehen, und ließ keine Gelegenheit vorbei, ihm unangenehme, anzügliche und unartige Dinge zu sagen. »Sie gefallen mir nicht, sagte sie ihm einst an der Tafel ihres Bruders, des Kardinals; die Neigung, welche die Prinzessinn Borghese auf Sie geworfen hat, bildet Ihnen ein, Sie haben Verdienste. Sie sollten indeß doch wissen, daß diese Frau nicht als Muster dienen kann, und ihre Wahl nie durch den Gegenstand gerechtfertigt worden ist.«

Bringt jemand etwas nicht ganz gescheutes vor, so unterläßt sie nie, ihre männliche Stimme zu erheben, und zu sagen: »diese Reden sind eines römischen Prälaten würdig.» Die geringste Ungeschicklichkeit ist dem nehmlichen Tadel ausgesetzt. Wenn sie ihren Wiederwillen in ziemlich plumpen Schmä-

hungen ausgelassen hat, so endet sie damit, daß sie denjenigen, der ihren Eifer so erregt hat, mit den römischen Prälaten vergleicht.

Ob es gleich wahr ist, daß die in den höchsten Würden stehenden Geistlichen nicht immer die gelehrtesten, und bei Manchem Dummheit und Unwissenheit zusammen anzutreffen ist, auch dazu wohl noch der ärgste Hochmuth; so ist es doch nicht wahr, daß alle, ohne Ausnahme, in diese Klasse gehören. Ich sage noch mehr, es giebt wenige, welchen der Umgang mit der großen Welt nicht, die Klugheit beigebracht hätte zur rechten Zeit zu schweigen, wenn die Unterredung einen zu hohen Flug für sie genommen hat. Der einzige Fall, worinn sie wirklich unerträglich sind, ist, wenn sie sichs herausnehmen, über fremde Nationen zu urtheilen, von denen sie weiter keine Nachricht haben, als aus lügenhaften Erzählungen, welche durch die dichte Binde des Vorurtheils unterstützt werden. Allein, was hilft alles Wissen, wenn es, so wie bei der Prinzessinn Rezzonico, von einem so plumpen, mißfälligen, schneidenden, oft anstößigen Tone begleitet wird, um sich verhaßt zu machen? Ob gleich Pius VI. durch Ausbrüche von Zorn, welche bis zum Aberwitze gehen, berühmt ist, so kommt er doch der Nichte Klemens XIII. noch nicht gleich.

Die getäuschte hohe Einbildung.

Rom wimmelt von Leuten, welche auf Unkosten der Fremden leben. Sie sind immer auf der Lauer; so bald einer ankommt, reden sie

ihn höflich an, beeifern sich, ihn zu führen, folgen ihm überall, wo die Neugier ihn hinführt, und betrügen ihn dann zum Beschlusse. Wer in Rom gewesen ist, verläßt es nicht, ohne irgend etwas, das seinen Geschmack an Kunstsachen beweisen soll, gekauft zu haben. Und eben über die Art, dergleichen zu kaufen, ist es nöthig, die Reisenden zu belehren, um sie vor den Schlingen zu bewahren, welche ihnen so listig gelegt sind.

Jeder Reisende muß sich vorstellen, daß die Theorie der Künste nicht den gründlichen Kenner bildet. Für ungeübte Augen ist es nicht leicht, die Kopien von den Originalen, die wirklichen Alterthümer von den Abbildungen zu unterscheiden. Man irrt, wenn man das Lesen klassischer Werke, ehe man nach Italien reiset, für zureichend hält, um allein mit den Handelsleuten in diesem Fache fertig werden zu können. Wer sich das einbildet, wird durch den Erfolg bestraft. Man muß, um nicht betrogen zu werden, viel gesehen, und unter der Anweisung unterrichteter Personen, welche bei dem Einkaufe der Dinge, die man sich anschaffen will, gar nicht interessirt sind, viel verglichen haben.

Will man sich ein Antiquitätenkabinet einrichten, oder sich eine Gemäldesammlung anschaffen, so muß man sich nothwendig Bekanntschaft mit den besten Künstlern, und den gelehrtesten Alterthumskundigen verschaffen. Ist man empfohlen, so ist das ganz leicht. Der Zugang zu den Kabinetten, den Musäen, Gallerien und Pallästen steht einem frei. Man hört

sprechen, man lauscht; und so bildet sich die Beurtheilung. Man erfährt, ohne darnach zu fragen, welcher Kaufmann am besten versehen ist, und welche im Handel die ehrlichsten sind. Man trift kluge Kenner, weche sich eine Ehre daraus machen, die Fremden bei ihrem Einkaufe allenthalben hin zu begleiten, wenn dieser nur so klug ist, nicht mehr als diese davon verstehen zu wollen. Der Eigendünkel ist eine Klippe, woran die Halbkenner zu scheitern pflegen; und in diesem Falle haben die Römer eine Schadenfreude, wenn sie die Fremden, Krusten statt der Meisterstücke, welche sie gekauft zu haben sich einbilden, mitnehmen sehen. Doch hier statt der Vorschriften ein Beispiel.

Der Graf Frieß war der älste Sohn eines Wiener Bankiers, welcher bei der Erziehung seines Sohnes nichts versäumt hatte. Er starb, und hinterließ seinem Sohne ein Vermögen von vielen Millionen Gulden. Dieser kam nun mit dem zwiefachen Vorsatze nach Italien, die Meisterwerke, welche es enthält, zu bewundern, und sich selbst bewundern zu lassen. Er hatte eine interessante Figur, und alle die Annehmlichkeiten, welche die Natur giebt, und die Erziehung entwickelt, und rechnete auf den glänzendsten Erfolg. Zu stolz auf die Halbkenntnisse, welche er sich erworben hatte, würde er sich geschämt haben, sich einem Führer anzuvertrauen, und er kündigte sich sogleich bei seiner Ankunft in Rom als einen gründlichen Kenner an. Man prüfte ihn, und in wenigen Stunden hatte man den Maaß-

staab seiner Kenntnisse richtig ausgefunden. Von der Zeit an wurden ihm Schlingen gelegt, und der stolze Dünkel des jungen Mannes sprengte spornstreichs hinein.

Verschiedne Schlauköpfe stellten sich ihm an den Oertern, welche er zu besuchen pflegte, in den Weg, und gingen ihm bis in die Häuser, welchen er empfohlen war, nach. Man gab ihm Anlaß zu sprechen, hörte ihn an, und spielte den vor Bewunderung Hingerissenen. Welch Wunder, den jungen Herrn anzuhören! ihn an Kenntnissen diejenigen, welche sich lange auf diese Gattung Studium gelegt hatten, übertreffen zu sehen! Eigenliebe ist allen Altern eigen. Ihr Zauber wirkte schnell auf Frieß, welcher ganz treuherzig die Lobsprüche, womit er überschüttet wurde, zu verdienen glaubte. Er sah in sich eines der von der Natur privilegirten Wesen, und glaubte, Deutschland würde es sich zur Ehre rechnen, ihn unter die großen Männer, welche es hervorgebracht hatte, aufzunehmen.

Als der Graf Frieß auf den Punkt gebracht war, auf welchem seine guten Freunde ihn zu sehen wünschten, wiesen sie ihm prächtige Gemälde, Gemmen, Büsten, Medaillen von vollendeter Arbeit, so köstlich als es nur wenige giebt, an; allein es war schwürig, sie zu sehen zu bekommen, sehr schwürig; und schwüriger noch, sie sich zu verschaffen. Der Eigenthümer, ein reicher oder sonderbarer Mann, hatte sich immer noch nicht entschließen können sie zu verkaufen, was ihm auch dafür war geboten worden. Indeß wolle man versuchen,

und während diese große Angelegenheit zu Stande gebracht würde, hofte man sie dem Herrn Grafen zeigen zu können. Der Herr Graf nahm das mit vieler Erkenntlichkeit an, wurde geheimnißvoll ins Kabinet eingeführt, bewunderte, wollte alles kaufen, und nahm es als besondre Vergünstigung auf, daß man ihm erlaubte, Kopien, welche wirkliche Kenner verworfen hatten, aufs theuerste zu bezahlen.

Dieses listige Verfahren, welches oft wiederhohlt wurde, gab ganz Rom etwas zu lachen, welches sich auf Kosten des jungen Deutschen lustig zu machen um so weniger ein Bedenken trug, weil der Eigendünkel nicht sein einziger Fehler war. Als Frieß durch ein Diplom, welches nicht schwer zu erhalten ist, Reichsgraf geworden war, hatte er vergessen, daß sein Vater nur Bankier, und niemals etwas anders als dies gewesen war. Das wußten die Römer, und in solchen Fällen haben sie ein unvergleichliches Gedächtniß. So oft Frieß von seinem Adel, von seinen Vorfahren sprach, wurde gelächelt; und den Tag darauf fand dann immer der neugebackne Reichsgraf Gelegenheit, einige tausend Gulden anzubringen. Beide Fehler sind den Römern so auffallend gewesen, daß, wenn sie jetzt einen eingebildeten Menschen beschreiben wollen, sie zu sagen pflegen: das ist ein andrer Graf Frieß.»

Pickler, ein berühmter Künstler, machte sich ohne Bedenken die Thorheit des jungen Frieß zu nutze. Er verkaufte ihm für zwei und siebenzig Louisd'or eine den Gott Luna

vorstellende Gemme. Diese sehr gut nach der Antike nachgeahmte Arbeit war ungefähr den dritten Theil der Summe werth. Frieß, welcher eben seine guten Freunde nicht bei sich hatte, forderte ein Certifikat von dem Künstler, welches ihm in folgenden Ausdrücken gegeben wurde:

»Ich Endesunterschriebener bekenne, dem Herrn Grafen von Frieß eine Gemme, welche den alten ägyptischen Gott Luna vorstellt, verkauft zu haben. Die Arbeit ist graeco-latine.«

»Pickler.«

Frieß bemerkte nicht die Unregelmäßigkeit des Certificats. Er zeigte es allenthalben, las es, wiederholte die Ausdrücke, und hielt sich für den Besitzer eines Unikums.

Nach einem kurzen Aufenthalte in der Stadt mit den sieben Bergen, und nachdem er ungeheure Summen verschwendet hatte, reisete er so stolz nach seinem Vaterlande zurück, so stolz, wie der Esel welcher Reliquien trug. Da er bald nachher starb, hatte er nicht Zeit, seinen Irrthum und seine zu hohe Meinung von sich einzusehen, und zurückzunehmen.

Es war nöthig, Reisenden das Beispiel dieses jungen Mannes vorzuhalten, aus welchem sie abnehmen können, wie gefährlich es sey, sich dem ersten dem besten Unbekannten zu überlassen; und auch, daß ein Mann wie Pickler, die Thorheit eines Fremden so benutzt, sich zwei und siebenzig Louisd'or für eine Sache geben zu lassen, die höchstens fünf und

zwan-

zwanzig werth war, mußte in einem Werke angeführt werden, welches bestimmt ist, die Sitten und Gebräuche der verschiednen italienischen Staaten zu schildern.

Der Toskanische Gesandte.

Als Leopold Großherzog von Toskana war, bediente er sich der an den auswärtigen Höfen residirenden kaiserlichen Gesandten, seine geringen Angelegenheiten bey denselben zu versehen. Rom und Neapel waren die einzigen Höfe, wohin er sich entschloß Gesandte zu senden.

Der Abbe Giannt verrichtete in Rom das Amt eines Residenten. Er war der Bruder eines Günstlings, von welchem ich bei Toskana Gelegenheit haben werde zu sprechen.

Gianni's Bildung, seine Kleidung, Hausrath, Equipage, seine Manieren, alles an ihm hatte das Gepräge des Souverains welchem er angehörte.

Es ist bekannt, daß Leopold gerecht war, und daß sich die Toskanesen unter seiner Regierung nicht unglücklich schätzen konnten. Allein vielleicht weiß man nicht, daß, indeß er sich mit der Wohlfahrt des platten Landes beschäftigte, er die Geduld der Städter auf harte Proben setzte. Seine Minister, so wie die Stadtobrigkeiten, waren mit Arbeiten überhäuft, und ihre Gehalte waren sehr mittelmäßig. Man muß indeß gestehen, daß dieser Fürst nur von Andern forderte, was er selbst that. Er gab das Beispiel der Einfachheit und Frugalität. Seine häuslichen Ausgaben waren so richtig berechnet, daß der Unterschied, ein

Jahr ins andre gerechnet nicht sechstausend Livres betrug. Er herrschte mehr wie der Superior eines geistlichen Ordens, als wie ein Souverain. Seine, den Luxus betreffenden Gesetze erstreckten sich über alle Klassen seiner Unterthanen, und seine Art, auf ihr Wohlseyn ein Augenmerk zu haben, wurde ihnen durch den beständigen Zwang, worin sie gehalten wurden, lästig. Er unterhielt Kundschafter, welche ihm um geringen Sold sehr treu dienten, um zu erfahren, was in dem Innern der Häuser vorgieng. Durch sie erfuhr er alle Kleinigkeiten; das war ihm in seinen müßigen Stunden ein Zeitvertreib, und des Abends wiederhohlte er seiner Gemahlinn, welche eine musterhafte Gattinn, Mutter und Fürstinn war, was den Tag über vorgefallen war.

Die Toskanesen wußten recht gut, welcher Mittel ihr Herr sich bediente, alle ihre Handlungen, und beinahe ihre Gedanken zu erforschen; auch sahen sie, so wie Malebranche allenthalben Gott sah, Leopolden überall, oder waren seiner wenigstens, selbst in den Armen ihrer Geliebten, eingedenk.

Gianni war eingeweiht in diesen Maximen, und befolgte sie so regelmäßig, daß er sich dadurch von allen andern Diplomatikern unterschied. Er schränkte sich nicht nur auf die strengste Aufsicht seines Hauswesens ein, sondern brauchte auch allenthalben sein Gesicht und und Gehör zu diesem Zwecke. Er sah alles auf allen Seiten neugierig an, und in Gesellschaften war er ganz Ohr; man wußte gewiß, daß in der nächsten Depesche alles genau berichtet werden würde.

Obgleich sein Posten ihm wenig einbrachte, besorgte er dennoch, denselben einzubüßen; und um zu vermeiden, was er als ein Unglück betrachtete, beeiferte er sich, der unersättlichen Neugierde seines Herrn durch jegliches Mittel, welches in seiner Gewalt stand, Nahrung zu verschaffen. Man hat mir gesagt, daß er in den Jahren 1786 und 1787 in beständiger Angst gewesen sey. Die Streitigkeiten, welche zwischen Rom und Florenz über die Hirtenbriefe des Bischofes von Pistoja entstanden waren, ließen ihn einen Bruch und diesem zu Folge seinen Rappel besorgen.

In ganz Rom gab es keinen so beschäftigten Gesandten, als Gianni, obgleich er weder Feten anzuordnen, noch Dinees noch Assemblees zu geben hatte. Freilich mußte er seine Depeschen selbst abfertigen. Da es ihm an Mitteln fehlte, einen Sekretär zu halten, und er seinem Gedächtnisse nicht trauen durfte, so notirte er unaufhörlich, was er mit einrücken wollte. Daß sie mit Vergnügen gelesen würden, mußten sie viel Neues enthalten; die Erzählungen mußten weitläuftig und umständlich seyn. Dieses bewerkstelligen zu können, mußte der arme Gesandte unablässig auf den Beinen seyn, und bald hier, bald dorthin wandern, bis er vollauf eingesammelt hatte. Welchein Gewerbe!

Gianni ist sehr geziert in seinen Manieren, sehr gezirkelt in seinen Reden, und ein wahres Bild des Zwanges. Er spricht seine Mutterspracheſehr gut, verstehet auch französisch; hat sich aber ein geheimnißvolles Wesen angewöhnt, welches ihn in Gesellschaften unerträg-

lich macht. Frägt man ihn um Nachrichten von Toskana, so antwortet er nicht. Spricht man vom Ackerbau, vom Klima, von der Beschaffenheit der Steine und des Erdreichs, kurz, von dem, was sein Vaterland erzeugt, so steht er an; und endlich drängen sich die Worte: Ich weiß es nicht, beinahe unwillkürlich, aus seinen nur halb geöffneten Lippen. Die gleichgültigsten Sachen sind für ihn die wichtigsten Angelegenheiten. Selbst alles Zutrauens unfähig, sucht er andrer Leute Zutrauen zu gewinnen. Er hat die angenehme Gewohnheit, ins Ohr zu reden, und meist nur um einen guten Tag und eine gute Nacht zu wünschen, oder vom Wetter zu sprechen. Er scheint immer zu fürchten, daß er belauscht oder errathen werde. Kurz, man kann aus diesem Menschen, der einem allenthalben aufstößt, nichts herausbringen. Seine Kollegen haben ihre Lust mit ihm; andre bedauern ihn. Allein der Kardinal von Bernis und der Ritter von Azara haben wahres Mitleiden mit ihm, und liefern ihm auch Materialien zu seinen wichtigen Berichten.

Wahrscheinlich ist die Zurückhaltung, die man ihm anfänglich auferlegt hat, bei ihm zur Gewohnheit geworden. Hier ist ein Beweis davon. Einst wurde in seiner Gegenwart von der Großherzoginn gesprochen, und man war ungewiß über ihr Alter. Der erste beste Kalender hätte dienen können, die Meinungen hierüber zu berichtigen; Niemand hatte eben einen bei sich. Gianni wurde ersucht, die Sache zu entscheiden; er lehnte es ab, und nichts konnte ihn bewegen, das Alter dieser Dame zu

sagen, von welcher mit der ihren persönlichen Eigenschaften gebührenden Achtung war gesprochen worden.

Die Engelsburg.

Ist die römische Bastille, die Höhle, worin der kirchliche Despotismus seine so gefürchtete Donner schmiedete, deren Schärfe endlich die Zeit abgestumpft hat. Ich werde diese Feste nur unter der Ansicht, welche sie von Natur darbietetet, vorstellen. Die Päpste haben einen verdeckten Gang anlegen lassen, der von dem Vatikan nach der Engelsburg führt; durch diesen dachten sie den Volksaufständen, welche eine willkührliche, harte und raubgierige Regierung erregen kann, aus dem Wege zu gehen.

Dieses unter der Benennung Schloß bekannte Staatsgefängniß ist in einem sehr schlechten Zustande, welcher die Nachlässigkeit der Regierung hinreichend bekräftigt, wenn man, nachdem man den Kirchenstaat durchreiset ist, sich noch über die innere Fehlerhaftigkeit, welche alle Triebfedern lähmt, täuschen könnte.

Auf halb verfallnen Wällen sieht man Kanonen, welche mehr zu seiner gänzlichen Zugrunderichtung, als zu seiner Vertheidigung dienen würden. Es sind deren auf den Treppen jeglichen Stockwerkes befindlich. Nicht weit davon sind Kugeln aufgethürmt, welche mit dem Geschütze nicht gleichförmiges Kaliber haben, und die erst ausgesucht werden müßten, wenn sie zu den vorhandnen Kanonen passen sollten.

Wozu nun also die ganze Vertheidigungs-

anstalt, wenn der Ueberfall unverhofft wäre? Dem römischen Volke zu imponiren, welches der lange Schlummer träge gemacht hat, sich drei oder vier Tage lang gegen dasselbe zu vertheidigen, wenn es seine Ketten abzuschütteln wagte, dem Papste und seinen Kardinälen Zeit zur Flucht zu gewähren — die einzige Zuflucht der Tyrannen, welchen die Natur männlichen Muth versagt hat. Es wäre für regelmäßige Truppen das Werk einiger Stunden, sich des Zufluchtsortes Bonifacius VIII. zu bemächtigen, welcher in der Folge sein Gefängniß wurde.

Ich habe das Zeughaus besehen, oder doch den Ort, den man mit diesem Nahmen belegt. Der unbedeutendste deutsche Fürst würde sich desselben schämen. Ich habe ungefähr zwei tausend fünf hundert verrostete Flinten und Gewehre, welche schwer und in dem schlechtesten Zustande waren, darin gesehen. Exercirte Truppen würden sich ihrer schwerlich bedienen können.

Das Interessanteste in diesem Schlosse ist die Aussicht, welche bewunderswürdig ist, und die einen vergessen läßt, wie viel Stufen man ersteigen mußte, um auf die Esplanade des Thurms zu kommen. Rom liegt ganz in der Gestalt des halben Mondes, dessen eingebogene Extremitäten sich an das Schloß anschließen. Das ist wieder eine Aehnlichkeit mehr mit den mahometanischen Mächten.

Man hat mir Zimmer gezeigt, woselbst grausame Päpste unglückliche Kardinäle eingekerkert hatten, deren ganzes Verbrechen darin

bestand, daß sie den Vornehmsten unter ihres Gleichen mißfielen. Ich habe die sogenannte Rathsstube gesehen, wo sie verhört wurden, und aus welcher sie nur entlassen wurden, um erdrosselt zu werden.

Ein Saal heißt die Schatzkammer, wo man die päpstlichen Kleinodien und die vier dreifachen Kronen sieht; diese bescheidne Zierde, welche denjenigen recht wohl ansteht, die sich Nachfolger Petrus des Fischers nennen. Auch hat man mir das Gemach gezeigt, worin Sixtur V. lange Zeit hindurch die Gelder aufbewahrte, welche er zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben des heiligen Stuhls niedergelegt hatte. Es ist durchaus leer. Der Papst Rezzonico hat sich eines guten Theils ihres Innhaltes bemächtigt; und Pius VI. verschlang das Uebrige, als er Papst wurde. Ich bin in dem Zimmer gewesen, worinn der Kardinal Caraffa erdrosselt worden ist. Auch habe ich das gesehen, wo der Jesuiten-General Pater Ricci bis an sein Ende eingesperrt gesessen hat.

Indeß ich meine Neugierde über alles zu befriedigen suchte, was dieses ehedem ehrwürdige Schloß in sich faßt, und welches zu allen Zeiten nur dazu diente, den Völkern die Tyrannei des europäischen Lama zu verdecken, saß Cagliostro, der zu berühmte Cagliostro darinn gefangen. Eine aus den Mitgliedern des Tribunals der Inquisition bestehende Kommission leitete seinen Prozeß ein, und begann seine Martern mit unaufhörlichen Verhören, von welchen man sich einen Begriff machen kann, wenn man eine allgemeine Kenntniß

der thörichten Grausamkeit dieser Tigerherzen hat.

Diese Sache gab Stoff zum allgemeinen Gespräche. Rom wiederhallte von diesem Nahmen, so wie in Paris geschehen war; allein der Ausgang sollte für den, welcher der Gegenstand der Aufmerksamkeit war, trauriger ausfallen. Ich kann mir nicht enthalten, einige Umstände der Muthmaßungen anzuführen, zu welchen dieser ungerechte Prozeß den Römern Anlaß gab.

Verschiedne Personen, welche dafür angesehen sind, daß sie die Geheimnisse des heiligen Stuhls wissen, wollen behaupten, Cagliostro sey mit sehr feindseligen Absichten nach Rom gekommen. Man sagte, seine Verweisung aus Frankreich sey nur ein Vorwand, dessen man sich bedient habe, um ein durch die Polignacs, Vaudreuil, die französischen Prinzen, und insonderheit den Grafen von Artois, angesponnenes Komplot zu bemänteln. Man schrieb dieser Zusammengesellung von Blutigeln den Entwurf zu, Rom während der Karnevalslustbarkeiten zu plündern. Der Tag, sagte man, sey auf die Fastnacht festgesetzt gewesen. Aber wenn man auch diese sehr zu bezweifelnde Thatsache als wahr annimmt, was verhört man den Cagliostro denn vor einer Kommission der Inquisition? Das gehörte vor die gewöhnlichen Gerichtsbarkeiten; und Cagliostro sollte öffentlich verhört worden seyn, daß sein Verbrechen laut bekannt würde.

Eine andre, eben so in Achtung stehende Sage ist, obgleich wahrscheinlicher, doch eben

so unbewiesen, Cagliostro sey auf Ansuchen der Marien Antoinetten, damaligen Königinn von Frankreich, verhaftet worden. Man hielt dafür, dieser Mann habe zu vielen Antheil an der berühmten Geschichte des nur zu berühmten Halsbandes gehabt, als daß sie nicht hätte besorgen sollen, ihre Schande könne durch neue, nicht unter der Aufsicht des Bastilleurs stehende Memoiren, dem Volke bekannt werden, welches schon zu geneigt war, sie zu verurtheilen. Dieser Gedanke, obschon er gegründeter zu seyn scheint als der erste, scheint mir indeß doch noch leichtsinnig und gewagt zu seyn. Ohne irgend etwas über den Karakter dieser Fürstinn sagen zu wollen, ohne etwas für oder wider sie in dieser Beschuldigung anzunehmen, dünkt mich doch, daß, da sie die Wahl des Verbrechens hatte, sie das, was am leichtesten auszuführen war, gewählt haben würde. War Cagliostro in der Bastille, so hatte sie ihn, so zu sagen, in Händen. Es war leicht, ihn da auf die Seite zu schaffen, dagegen sehr ungewiß, ob er auch eben nach Rom gehen würde, wo er auch nicht gerades Weges hingekommen ist; und es mußte gefährlich scheinen, ihn so von fern abzureichen, ihn so langsamen, stets abgezirkelten Formalitäten zu überlassen, wobei nothwendig viele Leute das Geheimniß erfahren mußten. So handeln die Fürsten nicht, wenn sie ihre Mitschuldigen, oder ihre Feinde los seyn wollen.

Dem sey wie ihm wolle, Cagliostro's Prozeß in Rom ist ein Mißbrauch der Gewalt, welcher jeden Menschen, der noch nicht ganz

unter dem Joche der Tyrannei abgestumpft ist, empören muß. Verachtung der Gesetze, Verletzung des Gast- und Völkerrechtes, das war der Verhaftbefehl des Papstes, der von seinen Helfershelfern nur zu pünktlich ausgeführt wurde.

Ich bin weit entfernt, Cagliostro zu schäzzen; denn ich habe ihn jederzeit als einen Marktschreier betrachtet, welcher seinen Wohlstand auf den Aberglauben eines Haufens von Thoren, welche er geschickt zu verführen wußte, berechnet hatte. Auch habe ich ihn für den Agenten gewisser Personen gehalten, die er ebenfalls hintergieng. Allein, was er auch in Frankreich und in andern Ländern unternommen hat; welches auch sein Betragen und seine Entwürfe gewesen seyn mögen, so hatte man in Rom immer nicht das Recht, ihn einzukerkern, und weniger noch, ihn über Thatsachen zu verurtheilen, welche weder diese Stadt, noch irgend einen Theil des Kirchenstaates angehen.

Dieses in seiner Form, wie in seiner Veranlassung so verhaßte Verfahren ist außerordentlich behandelt worden; und, was es ebenfalls nicht weniger ist, man hat sich erlaubt, die Frau des Gefangnen zu verführen, damit sie in einer Angelegenheit wider ihn aussage, welche, ich kann es nicht oft genug sagen, den Römern nicht bekannt genug gewesen seyn kann, und noch weniger vor ihren Richterstuhl gehört. Erbettelte und erdichtete Aussagen, mehr als bloß verdächtige Zeugen, welche gegen alles rechtliche Verfahren zugelassen und abgehört wurden, ungerechter Urtheilsspruch,

das war das Schicksal, dem Cagliostro entgegengieng, als er nach Rom flüchtete. Das ist das Werk der Priester. Warum aber haben sie hierbei alle Gesetze mit Füßen getreten? Welche übertriebne Kühnheit oder Schwäche kann sie verleitet haben, alle Aktenstücke dieses ungeheuern Prozesses drucken zu lassen? Man lese in der Geschichte, und sehe die Willfährigkeit Klemens VI. für Frankreich, in der entsetzlichen Geschichte mit den Tempelherren, und dann urtheile man, was der römische Hof gewesen ist, und noch ist, wenn es sein Interesse erfordert, einer Macht, welche er nicht unterdrücken kann, zu schonen oder zu dienen.

Cagliostro wurde Meinungen und Verbrechen wegen, zum Tode verurtheilt, welche er nicht in dem Lande derer begangen hatte, welche sich zu seinen Richtern aufwarfen. Seine Strafe gieng in eine weit schrecklichere über. Der Papst hat ihn verurtheilt, sein Leben in einem Gefängnisse zu beschließen. Dieses Gefängniß ist eine Art von sehr tiefer Grube, dessen Thüre zugemauert ist, und nur durch ein Zugloch Luft erhält, welches einmal des Tages geöffnet, und wodurch dem Gefangnen das Essen herunter gelassen wird. Nie sind Worte des Trostes in diesen Aufenthalt des Jammers gedrungen. Man bekümmert sich nicht um die Gesundheitsumstände derer, die darin gefangen sitzen, und man erfährt nur dadurch, daß sie gestorben sind, wenn der Korb, der ihre schlechte Nahrung enthält, die ihre Quaal verlängert, herauf gezogen wird. Kommt der Korb einige Tage hintereinander unberührt wieder

herauf, so schließt man daraus, daß ihre Leiden ein Ende genommen haben. Dann gehet man herein, schaft die Leiche hinweg, und begräbt sie. Diese Gefängnisse sind unterhalb des Thurms. Wahrscheinlich haben die Mönche und Klosterleute dieses Beispiel evangelischer Sanftmuth zum Muster genommen, als sie Strafen einführten, welche sie das Angstwasser und das Brod der Trübsal nennen. Der Ort selbst, wo die unglücklichen Schlachtopfer, welche dazu verurtheilt waren, aufbehalten wurden, war bei ihnen unter der Benennung des in pace bekannt.

Das Kapitol

Ist nicht mehr der Tempel, dessen Nahmen es nur noch führt; denn das heutige Kapitol dient nicht mehr dazu, den Triumph der Helden zu feiern. Eine betrügerische Horde, unter Anführung eines stolzen Priesters, so unmenschlich, als feig und blutdürstig, hat nur Bannflüche zu schleudern und Scheiterhaufen anzuzünden verstanden. Diese Horde, welche den Thron ihrer vormaligen Herren einnahm, dessen Sturz sie beschleunigte, diese Horde hat, zum Unheil der Welt, die Unbiegsamkeit der alten Römer angenommen; wie sie, wollte sie die Völker unterwerfen; wie ihnen, ist es ihr gelungen, und wie jener Ruhm erlosch, erlosch auch der ihrige.

Das neuere Kapitol ist ein in drei Hauptgebäude abgetheilter Pavillon; den Mittelpunkt nimmt der Senator, welcher hier seinen Ge-

richtshof hält, ein. Die beiden Seitenflügel dienen zu Gallerien, und enthalten köstliche Stücke, die ich nicht beschreiben werde, weil das schon in Werken, welche dieser Art von Bemerkungen besonders geweihet sind, geschehen ist.

Die Ansicht so vieler Denkmäler, welche die Größe des römischen Reiches bekräftigen, führen den Geist auf das zurück, was dieses Volk von Königen in den schönen Tagen seiner Freiheit war. Wie kommt es, daß ein Gedränge von Vorstellungen den Fremden bei dem Anblicke dieser Gegenstände, so zu sagen, bestürmet, und hingegen die Römer, welche unabläßig geschäftig sind, die Größe ihrer Vorfahren herauszustreichen, und über die mehr oder minder große Aehnlichkeit der sie vorstellenden Abbildungen zu streiten, wie kommt es, daß sie beinahe niemals der Thaten, wodurch jene so berühmt wurden, erwähnen? Sie streiten sich um die genaue Kenntniß ihrer körperlichen Verhältnisse, und versäumen darüber, sich nach ihrem Genie, ihren Tugenden und Lastern zu erkundigen. Ihre Tapferkeit, ihre Vaterlandsliebe, ihre Seelenstärke, sind alles verlohrne Eigenschaften für die verdummten Abkömmlinge des Brutus, der Scipionen, der Paul Emile, und der Katonen.

Als ich die Stufen stieg, welche auf den Platz des Kapitols führen, dachte ich an die Geistesgegenwart des Scipio Afrikanus. Als er vor dem römischen Volke, der Entwendung des öffentlichen Schatzes von einem Tribun, welcher über den Ruhm, den er sich erwor-

ben hatte, eifersüchtig war, angeklagt wurde, und er sowohl seiner selbst als auch des Volks wegen aufgebracht war, daß er diesem niederträchtigen Angeber antworten sollte, sagte er: »An eben diesem Tage, zu der und der Stunde, besiegte ich Eure Feinde. Römer, folgt mir aufs Kapitol, den Jahrstag meines Sieges zu feiern!« Als er so gesprochen hatte, gieng er nach dem Tempel; das Volk folgte ihm, und seine beschämten Feinde waren gezwungen, sich in das Zurufen des Volkes zu mischen. Wo ist unter allen denen, welche die Asche der Helden mit Füßen treten, wo ist der, welcher fähig wäre, solche Größe zu fühlen? fragte ich mich selbst. Wer könnte sie nachahmen? Was für einen dem Vaterlande geleisteten Dienst könnte er anführen, die leichteste Beschuldigung zurückzuweisen? Nirgend ist er anzutreffen. Er athmet die nämliche Luft ein, ist eben so organisirt, hat die nämlichen sinnlichen Eindrücke; aber seine Seele .... sie ist fürs Große todt. ....

Kaum hatte ich so gedacht, so fiel mir die Statue des Mark Aurel in die Augen. Ob ich es mir gleich zum Gesetze gemacht habe, gar keines der Monumente des Alterthums zu beschreiben, so glaube ich doch, in einem Werke, welches, seiner Bestimmung nach, die Sitten und Regierungen des neuern Italiens schildern soll; so glaube ich doch, sage ich, die Gedanken des Lesers einige Minuten auf die Statue des größten und großmüthigsten Sterblichen festhalten zu müssen. Mark Aurel hatte den

erhabnen Vorsatz, dem römischen Volke seine alten Gesetze und seine Freiheit wiederzugeben; alle seine Handlungen zweckten dahin ab, es auf eine gänzliche Umkehrung — Wiedergeburt möchte man sagen — vorzubereiten, als der Tod seine Entwürfe vereitelte, und die Römer in die Dienstbarkeit zurückfielen. Schon oft hatte ich Gemälde und Büsten, welche diesen großen Mann vorstellten, gesehen; allein keine rührte mich so, als die Statue zu Pferde auf dem Platze des Kapitols, weil in keiner so kenntlich als in dieser, das erhabne Wohlwollen, welches ihn auszeichnete, ausgedrückt ist. Ich gieng täglich wieder hin, sie zu betrachten, und dem Helden, dessen Züge sie mir darstellte, eine Verehrung darzubringen, welche so rein war, wie sein Herz es gewesen ist. Ich glaubte das Erz werde beseelt, ich glaubte aus seinem Munde die Worte zu vernehmen, welche nie ein andrer Herrscher je auszusprechen die Größe hatte: »Ihr Völker, seid frei; hänget künftig nicht mehr von dem Eigensinne eines einzelnen Menschen ab; gehorcht den Gesetzen; nur sie haben euch zu befehlen. Ich will nicht mehr Euer Gebieter seyn. Ich bin nur Euer Vater, und der Vater aller Völker, welche mein Reich in sich faßt. Dieser Nahme ist meinem Herzen werther, als die unbeschränkte Herrschaft der ganzen Welt.«

Neben dem Kapitol ist das Kloster Ara coeli erbauet. Dies erinnerte mich an ein Gespräch zwischen dem Mark Aurel und einem Ordensgeistlichen, wovon Voltaire der Verfasser ist.

Dieser Scherz enthält große Wahrheiten; und täglich drücken sich die Mönche, die Prälaten, die Kardinäle und der Papst selbst, wie der Franziskaner aus. Wenn indeß Voltaire in Rom gewesen wäre, würde er selbst in diesem Kloster Männer von entschiednen Verdiensten angetroffen haben, welche das Andenken dieses großen Kaisers verehren, und die Philosophie kennen und ausüben. Er würde sich gewundert haben, bei diesen Zenobiten einen Philosophen anzutreffen, welcher die Fehler der geistlichen Regierung kennt, und über die Thorheit der klösterlichen Einrichtungen seufzt, seine Gedanken nicht verhehlt, und demohngeachtet unabläßig in den wichtigsten Angelegenheiten gebraucht wird. Diese Schilderung ist kein Ideal. Ich habe diesen Geistlichen gekannt, habe ihn geliebt, liebe ihn noch, und sein Andenken wird mir stets theuer seyn. Allein dieser, in allen Ländern seltne Mann, seltner aber noch bei den Kuttenträgern, ist nicht mit dem Purpur geschmückt. Das härne Gewand deckt ihn, ein unförmlicher Sack dient ihm zur Kleidung. Er lebt in seinem Kloster, und ist nie aus Italien gekommen. Seine Kenntniße hat er sich selbst zu verdanken; er hat alle Narrheiten seiner Mitbrüder verschlucken müssen, und ihnen seine Superiorität sorgfältig verborgen gehalten, um ihnen ein Verbrechen mehr zu ersparen. So ist der Demant, den ich im Miste fand. Ich bin es seiner persönlichen Sicherheit schuldig, seinen Nahmen zu verschweigen. Einst wird er beßer bekannt werden.

Die päpstliche Behutsamkeit.

Es sind verschiedne Bullen vorhanden, durch welche die Päpste abgehalten werden, die Provinzen der päpstlichen Herrschaft zu zergliedern. Diese Beschränkung ist sehr nothwendig; ohne sie würde der römische Hof schon nicht mehr das Viertheil der Staaten, worüber er herrscht, besitzen.

Alle Päpste sind nicht in gleichem Maaße von der Wuth des Nepotismus, oder der Sucht die Ihrigen zu bereichern, befallen gewesen. Es hat einige gegeben, welche die Größe und den Wohlstand des heiligen Stuhls der strafwürdigen Bereicherung ihrer Angehörigen vorgezogen haben. Diesen sind die Bullen zu verdanken, ohne welche Klemens XIII. und Pius VI. ihren Neffen große Fürstenthümer würden gegeben haben. Durch das Beispiel ihrer Vorfahren belehrt, haben sie alles was in ihren Kräften stand, angewendet, ihren weniger gewissenhaften Nachfolgern das Recht der Veräußerung zu benehmen.

Ohngeachtet dieser klugen Vorsicht haben doch einige Päpste gesucht, dem Verbote auszuweichen; und sie glaubten sich auf folgende Weise dabei benehmen zu müssen. Bei der gänzlichen Unmöglichkeit, ihren Verwandten vom heiligen Stuhle abhängige Herrschaften zuwenden zu können, haben sie sich über die unermeßlichen Güter hergemacht, welche römische Fürsten und Abkömmlinge der Verwandten von den Päpsten, ihren Vorfahren, besessen haben. Sie sind auf ihren Befehl verfolgt

worden. Man hat Zänkereien, Streitigkeiten, und noch verhaßtere Prozesse gegen sie angezettelt, und es ist ihnen gelungen, sie eines Theiles ihrer Besitzungen zu berauben.

Da aber diese nämlichen Besitzungen vom heiligen Stuhle herrührten, und es unmöglich war, sie aufs neue davon abzulösen, so hat man sich entschlossen, diese Güter auf Erblehn auszuthun, das nur mit dem letzten Abkömmlinge der Familie, welche damit begnadigt werden sollte, erlischt. Die Oberlehnsherrschaft ist dem heiligen Stuhle darüber verblieben. Allein die einträgliche Domaine gehört einem andern Herrn mit dem Bedinge an, daß er der päpstlichen Kammer den Lehnszins abtrage. Dieser Lehnszins, welchen die Römer mit dem Nahmen Canon bezeichnen, wird von der Kammer festgesetzt. Der Großschatzmeister, welcher den Vorsitz in derselben hat, und die andern Mitglieder sind zu sehr dabei interessirt, sich das Wohlwollen Seiner Heiligkeit zu erhalten, als daß sie diese Schuldleistung, die nur der Form wegen da ist, nicht aufs niedrigste anschlagen sollten. Diese Willfährigkeit wird durch Geschenke, und mit der Aussicht auf baldige Beförderung belohnt.

Will man wissen, wie weit sich die brüderliche Liebe der apostolischen Kammer erstreckt, so darf man nur einige ihrer Kontrakte durchsehen. Man wird Güter, welche fünf bis sechs tausend Thaler reinen Gewinnst eintragen, zu hundert, ja sogar nur zu funfzig Thaler angeschlagen finden. Oft geschieht es auch, daß nach einer gewissen Zeit gar nicht weiter bezahlt

wird. Ich werde sogleich erklären, wie man es erlangt, gar nichts mehr schuldig zu seyn. Vor diesem zwischen der Kammer und dem Belehnten gemachten Kontrakte, gehen Eide voraus, wie ich sie bei der Untersuchung der Landstraßen angegeben habe. Man schwört, auf die dem heiligen Stuhle vortheilhafteste Weise zu kontrahiren, und dessen Einkünfte zu vermehren. Man schwört, daß die gegenwärtige Abtretung die Wiederherstellung der in schlechten Umständen sich befindenden Grundstücke, welche die Kammer nicht zu übernehmen im Stande sey, zur Absicht habe. Diese Eide werden durch die Eide der zur Inspektion dieser Güter abgeschickten Kommissarien unterstützt. Sie schwören auf ihr Gewissen, daß die Angabe der Akten die lautre und unverstellte Wahrheit enthalte. So muß es denn nach diesen Verträgen scheinen, als ob diejenigen, welche diese Güter übernehmen, aus bloßer Großmuth gegen den heiligen Stuhl verführen, dessen Nuzzen sie ihrem eigenen vorzögen, und daß sie, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, als dessen Wohlthäter anzusehen sind. Nun, da es aber doch nicht wahrscheinlich ist, daß ein Hausvater, um die apostolische Kammer zu bereichern, bei frohem Muthe seine Familie zu Grunde richten werde, und kein Rückhalt in diesen, von Habsucht geschmiedeten, und mit Betrug angefüllten Akten angegeben ist, so sind sie ganz natürlich seine Ausweichung des den Päpsten in Absicht der Veräußerung aufgelegten Zwanges.

Ehe ich den Beweis führe, will ich anmer-

ken, daß die bei Verfertigung dieser Verträge gebrauchte Vorsicht sie für jegliche Reklamation im Falle der Läsion sichert, und daß die Zeit diesen Akten die Siegel aufdrückt, welche den Familien der Päpste Besitzungen zusichert, die jene für sie usurpirt haben. Nicht genug, den Staat geplündert zu haben, um einige Individuen zu bereichern, so ist der jährlich zu entrichtende Lehnszins auch noch eine Last, die man abwerfen muß. Kaum sind einige Jahre verstrichen, so stellt der Lehnsträger der Kammer vor, und thut durch Certifikate dar, daß die Vorschüsse, welche er zur Verbesserung der Lehnsgüter gemacht hat, nicht den Erfolg gehabt haben, den man sich davon versprach; daß der Handel über seine Kräfte drückend für ihn sey. Die immer gerechte, immer wohlthuende Kammer überhebt ihn sodann des Lehnszinses; er wird freier Besitzer des Gutes, und überträgt es seinem Erben, mit dem einzigen Vorbehalte, daß es bei Erlöschung des Stammes dem heiligen Stuhle wieder anheimfalle. So wird in den päpstlichen Familien eine Einrichtung getroffen, welche ihnen den üppigsten Genuß zusichert, und sie zugleich vor dem Untergange bewahrt, welchen ihnen ihre schwelgerische Verschwendung zuziehen könnte.

Nun zu dem Beweise, welchen wir von der Glaubwürdigkeit und Ehrlichkeit der Päpste zu geben haben. Ein neueres Beispiel reicht ihn mir dar, und ich bediene mich desselben, um mich in den Augen derer meiner Leser zu reinigen, welche glauben möchten, ich schildere mit zu grellen Farben.

Auf meiner Reise nach Italien hatte ich das schöne Haus in Fraskati gesehen. Es gehörte damals der apostolischen Kammer. Die portugiesischen Jesuiten hatten es einige Jahre inne gehabt. Im J. 1787 ließ ihnen Pius VI., welcher seine Absichten hatte, sagen, sie möchten es in Zeit von einem Monate räumen. Er setzte hinzu, die Königinn von Portugall habe öffentlich bekannt gemacht, daß die Exjesuiten in ihr Vaterland zurückkommen könnten; denn er zweifelte nicht, daß sie diese Erlaubniß eifrigst benutzen würden. Wenn sie indeß den Aufenthalt in Italien vorzögen, so stände es ihnen frei, sich in seinen Staaten niederzulassen, wenn nur jeder sich da aufhielte, wo es seinen Fähigkeiten am angemessensten sey.

Es mußte gehorcht werden. Fraskati wurde geräumt. Dieses prächtige Haus, mit unermeßlichen Ländereien umgeben, welche, so schlecht ihr Anbau auch betrieben wurde, dennoch baare vier tausend Thaler einbrachten, wurde von der päpstlichen Kammer für jährliche funfzig Thaler verpachtet. Die Erbpacht fand zu Gunsten des Prinzen Neffen, Herzogs von Braschi Onesti, Statt, dem es gegenwärtig gehört.

Wir wollen aufhören uns zu verwundern, wenn, ungeachtet der jetzigen Armuth der apostolischen Kammer, und der beträchtlichen Ausfälle, welche die Fortschritte der Philosophie der päpstlichen Einnahme veranlassen, die Päpste dennoch Mittel finden, ihre Angehörigen zu versorgen, und ihren Wohlstand zu gründen. Diese unaufhörlichen Usurpationen der Güter, welche

ihnen zu ganz andern Zwecken anvertrauet sind, oder welche sie sich durch List und Gewalt zugeeignet haben, sind die Quelle der unermeßlichen Reichthümer, durch welche sich die päpstlichen Familien vor dem übrigen Adel auszeichnen; sie sind ein sehr auffallender Abstich mit der ärmlichen Mittelmäßigkeit desselben, und dem allgemeinen Elende des Volkes. In dieser Rücksicht ist es leicht einzusehen, aus welchen Beweggründen so viele Hausväter ihre Kinder in den geistlichen Orden aufnehmen lassen. Die entfernte Aussicht, ihre Nachkommenschaft in einen Glücksstand zu versetzen, macht sie jeder andern Versorgung abgeneigt. Die Einfältigen sehen nicht ein, daß diese Reichthümer, welche ihnen in die Augen stechen, einst in des Volkes Hände, welchen sie entwunden sind, übergehen werden, und daß den Besitzern nur die Schande bleiben wird, Tyrannen angehört zu haben.

Die Wohlhabenheit des Hauses Borgheſe hat ebenfalls keinen andern Ursprung; aber es hat noch durch die unermeßliche Erbschaft des Kardinals Cafarello, des Lieblings Papst Pauls V., einen Zuwachs bekommen. Da diese Eminenz keine nahe Verwandten hatte, glaubte er die Neffen seines Wohlthäters dafür annehmen zu müssen. Die Borgheſen bekamen die Erbschaft mit dem Bedinge, daß sie jedem, der Kardinal würde, und seine Verwandtschaft mit Cafarello beweisen könne, ein Jahrgeld von vier oder sechs tausend Thalern aussetzen sollten.

Der schlecht ausgeführte Auftrag.

Der Kardinal Buoncompagno hatte in Bologna ein Frauenzimmer aus dem Hause Pepoli sehr geliebt, und hatte sie dann an den Grafen Mezzacappa, seinen Verwandten, verheirathet, mit dem sie in Neapel lebte. Ihr Briefwechsel war sehr eifrig unterhalten worden, und beide wünschten sehnlichst, sich wieder zu sehen. Der Kardinal wagte es nicht, diese Ausflucht ohne Vorwand zu unternehmen. Der Gott der Liebenden aber half ihnen nach Wunsche. Das gute Vernehmen, welches lange zwischen Rom und Neapel geherrscht hatte, war häufig unterbrochen worden, und es brach endlich ein offenbarer Streit aus. Der verliebte Kardinal benutzte diesen Umstand, drang in den Papst, in Unterhandlungen zu treten, und suchte um die Erlaubniß an, an der Aussöhnung, dessen Nothwendigkeit er übertrieb, arbeiten zu dürfen. Pius VI. war mit dem Diensteifer des Kardinals ungemein zufrieden, und ertheilte sie ihm mit Vergnügen. Buoncompagno reisete im December 1787 nach Neapel ab. Diese in so rauher Jahrszeit unternommne Reise gab zu vielen Vermuthungen Anlaß. Das Geheimniß kam heraus, und man erfuhr, daß der Kardinal nach Neapel gereist sey, von wannen er, wie es hieß, mit Rosen und Myrthen gekränzt zurückkommen würde.

Doch gieng diese Weissagung nur halb in Erfüllung. Buoncompagno sah seine Geliebte wieder, fand sie sehr gut für sich gesinnt, und

knüpfte einen vertrauten Umgang wieder an, welchen ihm die lange Abwesenheit noch wünschenswerther gemacht hatte. Was die Unterhandlungen betraf, welche seiner Reise zum Vorwande hatten dienen müssen, so glaubte er, sie wie seine Liebesangelegenheit behandeln zu können. Er erschien bei Hofe, sah die Minister, und schlug einen Weg zum Vergleiche vor; und da er alles für ausgemacht und angenommen achtete, bat er um besondre Audienz bei dem Könige. Ferdinand, welchen seine Minister gut vorbereitet hatten, gestattete sie ihm, und hörte ihn so lange an, als er nur sprechen wollte. Nachdem er die ganze listige Politik des römischen Hofes ausgekramt hatte, glaubte er Rathschläge und Drohungen einmischen zu können: »Euer Majestät müssen jetzt überzeugt seyn, sagte er, daß Ihre Folgsamkeit gegen das Begehren des heiligen Stuhls der einzige Weg ist, sich unendlich viele Unannehmlichkeiten zu ersparen, und sich einen treuen Bundesgenossen für jeglichen Fall zu erwerben.« »Mein Herr Kardinal, sagte der König von Neapel dagegen, mein Herr Kardinal, ich habe Sie so lange angehört als es Ihnen beliebte; nun hören Sie auch mich an. Ich habe nicht besorgt, dem Könige von Spanien, meinem Vater, zu mißfallen, als ich die Rechte meines Reiches aufrecht zu halten hatte; können Sie glauben, daß ich bange seyn sollte, sie gegen die Eingriffe und Vorstellungen Ihres Herrn zu schützen? Nein! nichts weniger; nichts in der Welt kann mich bewegen, den

Forderungen Pius VI. nachzugeben, weil sie mir sehr unbillig vorkommen.«

Diese mit Festigkeit gegebne Antwort brachte den Kardinal außer Fassung, der bald darauf wieder nach Rom reisete. Man belustigte sich auf Kosten des Unterhändlers, der sich das aber nicht anfechten ließ. Seine geheime Absicht hatte er erreicht, und der Erfolg seines Auftrages lag ihm nicht sonderlich am Herzen.

Der Prälat Ruffo.

Ist Großschatzmeister, und, als solcher, auch Präsident der apostolischen Kammer; er ist eine zu bedeutende Person, um seiner in diesem Werke nicht zu erwähnen. Ruffo ist ein Neapolitaner, und ein Neffe des Kardinals dieses Nahmens, welcher das erste Werkzeug zu Pius VI. Glücke war. Obgleich der junge Angelo Braschi durch ultramontanische Gefälligkeiten die Protektion, womit diese Eminenz ihn beehrte, erwiedert hatte, so muß man doch zu seinem Lobe sagen, daß er demjenigen, der ihm den Weg zum Throne gebahnt hatte, immer dankbar zugethan blieb. Sobald er Papst geworden war, überschüttete er den nächsten Verwandten seines Beschützers mit Wohlthaten, und gab ihm den sehr einträglichen Posten eines Großschatzmeisters. Ich habe schon sonst wo angemerkt, daß dieser Posten nur verlassen wird, um sich mit dem Kardinalspurpur bekleiden zu lassen.

Ruffo ist ein verständiger Mann. Er ist gegen alles, was in Rom Wissenschaft heißt,

sehr gleichgültig, und hat nur die Kenntnisse zu erwerben getrachtet, welche erfordert werden, um ein angenehmer Gesellschafter zu seyn. Gegen Fremde ist er höflich, freundlich gegen jedermann, er verspricht viel, und hält wenig; aber dieser Fehler ist in Rom so gewöhnlich, daß es wie Verabredung ist, ihn nicht mehr zu bemerken.

Unangesehen der Verbindlichkeiten, welche Pius VI. Ruffo's Oheim schuldig war, hätte ihn der Karakter dieses Prälaten schon bewegen müssen, ihm die Stelle zu geben, die er besitzt. Er ist in aller nur ersinnlichen Absicht gefällig gegen den heiligen Vater. Nicht nur widersetzt er sich nicht dem wiederholten Ausstellen der Obligationen, welche der heilige Vater in Umlauf bringt, um sich neue Kapitalien zu verschaffen, sondern er trägt auch dazu bei, sie in Umlauf zu bringen; so sehr ist er dem Interesse des Hauses Braschi ergeben. Seine Geschmeidigkeit hat sich am stärksten bei den Erbverpachtungen gezeigt, welcher ich in den vorhergehenden Kapiteln erwähnt habe. Kein Großschatzmeister hat noch so viel Eifer, den Staat zu plündern, gezeigt, und keiner hat noch die Prinzen Neffen so schnell reich zu machen verstanden, als dieser. Er allein ist an der Veräußerung von Fraskati Schuld. Nun denn, wenn dieser Prälat todt seyn wird, so würde ich mich nicht wundern, wenn ein erlognes Epitaphium die Nachkommen täuschte, und ihnen sagte, Ruffo habe fest auf die Rechte des heiligen Stuhls gehalten, und sie gegen die Eingriffe der Mächtigen des Jahrhunderts ge-

schützt. Um sich nicht durch die den Verstorbnen zugetheilten Lobsprüche täuschen zu lassen, deren Familien noch im Ansehen stehen, ist es das sicherste, gerade den Gegensatz der angerühmten Tugenden anzunehmen.

Es ist vorauszusetzen, daß Ruffo's Willfährigkeit seinem persönlichen Interesse nicht schade. Sein Ruf ist in dieser Absicht gemacht; und in einer Stadt, wo die Raubsucht zur Mode geworden ist, wird er als ein Muster in dieser Gattung betrachtet. Das ist stark, aber es ist wahr.

Als ich in Rom war, machte Ruffo der Signora Lepri sehr emsig den Hof; sie ist eine Verwandtinn derjenigen, welche durch den anstößigen Prozeß berühmt geworden ist, wodurch Pius VI. Raubgier so an den hellen Tag kam. Ruffo hat seinen Liebeshandel nicht anständiger als Kardinal Buoncompagno betrieben. Dies Liebesverständniß ist auch durch satyrische Verse gefeiert worden. Der florentinische Zeitungsschreiber hat sich über diese Personen sehr lustig gemacht; worüber ihm das Schreiben auf lange Zeit untersagt wurde. Die Regierung hat gegen diesen Mann eine in Rom unerhörte, oder wenigstens seit zwei Jahrhunderten ungewöhnliche Strenge gebraucht.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich eines Zuges der Gerechtigkeitsliebe Sixtus V. Ein Dichter hatte eine Satyre über Personen vom hohen Range gemacht, welche sich bei dem Papste darüber beschwerten. Er ließ den Verfasser kommen, und befragte ihn, weshalb er sich einen so starken Ausfall erlaubt hätte?

Nachdem er Verschiednes zu seiner Rechtfertigung angeführt hatte, wobei sich der heilige Vater des Lächelns nicht enthielt, fragte er ihn, warum er den Nahmen einer Frau mit darin verflochten hätte, deren Tugend allgemein bekannt sey? Habt Ihr euch über sie zu beklagen? — Nein, heiligster Vater. — Warum sie denn also durch Verläumdungen beschimpfen? — Das macht, weil ihr Nahme mir zu einem Reime, der mir eben fehlte, verhalf. — Nun Herr Poet, so wollen wir doch hören, ob auch ich reimen kann. Hört:

Sie verdienen, Signor Marere,
Zu rudern auf einer Galeere.

Marere war der Nahme des Dichters. Diese gegen ihn ausgesprochne Sentenz fand Statt. Der Papst antwortete auf alle Bitten, welche für ihn eingelegt wurden, nur damit: Es hat sich einmal gereimt; das geschieht zu selten, als daß diese Begebenheit nicht Epoche machen sollte. Dies Beispiel hielt die Herren Satyrenschreiber in Schranken; sie erlaubten sich jetzt nur noch Pasquinaden, welche selten untersucht worden sind, so anzüglich sie auch gewesen seyn mogten; denn sie enthalten Wahrheiten, und überdem bleiben die Verfasser im Inkognito. Der florentinische Zeitungsschreiber muß die Unverschämtheit hoch getrieben haben, um sich eine lange und ungebräuchliche Ahndung zuzuziehen.

Der Auditor Taruffi.

Wenn die mannigfaltigsten Kenntnisse in den schweren Wissenschaften, so wie in denen, welche den Reiz der Gesellschaft ausmachen; wenn die Vereinigung der Tugenden und der liebenswürdigsten Eigenschaften in Rom zureichenden Anspruch auf Glück gäben, so müßte der Abt Taruffi den höchsten Gipfel der Ehre erreicht haben. Er ist nicht mehr; allein ich bin es der Wahrheit und Freundschaft schuldig, ihn darzustellen, wie er in seinem Leben war, welches seine Anhänglichkeit an Visconti verkürzte, und was er ohne diese Anhänglichkeit gewesen seyn würde, welches mehr gepriesen als nachgeahmt wurde, lobenswürdiger als verdient war.

Ich habe diesen seltnen Mann in Warschau kennen gelernt. Ihm verdanke ich die umständliche Kenntniß von Polen, von denen, welche es regieren, denen, welche es verrathen und zerfleischen, kurz, die Kenntniß von allem was die Litteratur, die Alterthümer und die Wissenschaften, welche in diesem Lande betrieben werden, angeht. Ich hatte ein lebhaftes Vergnügen, Taruffi in Rom wieder zu finden, und von da an verband uns eine Freundschaft, welche nur der Tod auflösen konnte, und deren Andenken mir noch theuer ist.

Ich wiederhole nicht, was ich in dem Kapitel von Visconti sagen zu müssen glaubte; aber ich muß sagen, Taruffi war ihm bis ins Grab ergeben. Ich muß anführen, daß verschiedne Kardinäle, welche die Talente des Auditors

einsahen, ihm sehr vortheilhafte Anerbietungen machten, wenn er in ihre Dienste treten wollte. Er wies sie alle ab, und glaubte nicht, sich ein Verdienst bei Visconti daraus machen zu müssen, welcher es nur dadurch erfuhr, als er nach Taruffi's Tode dessen Papiere durchsahe. Dieser Kardinal hat es selbst erzählt; und nur da erst hat er die ganze Größe seines Verlustes eingesehen. Nun hatte er ausgemachte Beweise der Anerbietungen in Händen, welche seine Feinde dem Taruffi gemacht hatten, um dem Erfolge der Nunciaturen in Polen und Wien Hindernisse in den Weg zu legen. Auch hätte es keinem so gelingen können, als diesem wahrhaft schätzbaren Manne, weil Niemand so wie er, die Leichtigkeit zu arbeiten mit der noch schwerern Kunst verband, die Herzen der Menschen zu ergründen, ohne sich selbst zu kompromittiren. Als einem gründlichen Menschenkenner waren ihm zwei Unterredungen hinreichend, den Menschen, den zu kennen ihm wichtig war, zu ergründen. Nie ließ er sich in Ansehung der Fehler und Gebrechen der Regierung täuschen, in deren Diensten er stand. Mit Schmerz bemerkte er die krummen, ungleichen, ungewissen Wege, welche sie einschlug; und er brachte den Visconti dahin, daß dieser sich im Auslande mehr nach der Zeit als nach den verjährten Grundsätzen des römischen Hofes richten mußte. Seinen Freunden gestand er, wie leid es ihm sey, sich in einen Wirbel begeben zu haben, dessen Pflichten mit der Wahrhaftigkeit seines Karakters zu sehr abstächen. Er beklagte sich, daß er Vorrechte zu verfechten hätte, welche

den gesünden Verstand empören, und auf Grundlagen fortarbeiten müßte, deren Falschheit am Tage läge. Der geheime Wunsch seines Herzens war das friedliche Leben eines Gelehrten, welchem die Natur Genie und Geschmack, welcher seltner noch als das Genie ist, verliehen hat. Er zog die Unabhängigkeit allem andern vor, ohne je der Freiheit genossen zu haben. Aber es fehlte ihm an Glücksgütern; und das neuere Rom ist nicht gewohnt, dem Manne, der nur Verdienste hat, entgegen zu kommen.

Ungeachtet der mühevollen Laufbahn, welche Taruffi durchlaufen hatte; ohngeachtet des Erfolgs von den Nunciaturen des Kardinals Visconti; ungeachtet der wichtigen Dienste, welche er dem heiligen Stuhle geleistet hatte, und die dem Papste recht gut bekannt waren, schmachtete mein Freund in einer Abhängigkeit, welche er verwünschte, und starb als unbedeutender Auditor.

Wie kam es? Weil ihm das einzige Talent fehlte, welches zu Ehrenstellen führt. Was in Rom Talent heißt, ist lediglich Schmeichelei, Heuchelsinn, Betrug, und alles was damit in Verbindung steht. Taruffi konnte sich nicht entschließen, alle Beschimpfungen zu dulden und sie wie Wasser zu verschlucken; er rief nicht mit zerknirschter Stimme: ich leide um Gottes willen. Ich habe Prälaten gekannt, welche in dem Rufe besondrer Rechtschaffenheit und Menschenkenntniß standen, und welche gleichwohl die treflichen Eigenschaften des Prinzen Neffen Braschi Onesti lobpriesen. Andre

hörte ich die Annehmlichkeiten seiner Physiognomie herausstreichen. Ich habe ja diesen Nessen geschildert; das mag genug seyn.

Und solchen Männern gelingt es. Der zu offenherzige Taruffi vermochte nicht, sie nachzuahmen. Seine schöne Seele verachtete es, sich der dummen Brut, unter der er lebte, gleichzustellen. Sein fester, vielleicht etwas strenger Karakter hätte einem Friedrich, konnte aber keinem Pius VI. gefallen. So verderbt der französische Hof auch in den letzten Jahren seiner politischen Existenz seyn mochte, so bin ich doch versichert, Taruffi hätte eine gute Aufnahme an demselben gefunden. Paris hätte ihn zu schätzen gewußt; und in dieser Hinsicht hat Paris mehr als einmal das Urtheil des Hofes geleitet.

Taruffi hatte es nicht dabei bewenden lassen, daß er die kleinlichen und oft falschen Maaßregeln mißbilligte, welcher der römische Hof sich bei den Mächten bediente, um die Binde des Aberglaubens, die ihm so nützlich war, wieder zu befestigen. Er hatte auch nie abgelassen anzuzeigen, wie sein Gang, um zum Zwecke zu gelangen, eingerichtet werden müsse; aber das war die Prophetinn Cassandra unter den Trojanern. Als Pius VI. den ruhmwürdigen Entwurf, nach Deutschland zu reisen, bekannt machte, und die Personen, die ihn dahin begleiten sollten, ernannt waren, sah Taruffi den Erfolg dieses Unternehmens voraus, und sagte ihn auch vorher.

Solch ein Mann war es, dessen Werth Rom nicht Sinn genug hatte einzusehen, und

der

der, wäre es ihm gelungen, seinen Patron auf den päpstlichen Stuhl zu erheben, demselben eine Selbstständigkeit wiedergegeben hätte, welche er durch tägliche Thorheit und Trägheit endlich ganz einbüßen muß.

Die Herzoginn Bracciano.

Diese Dame lebte noch als ich das erstemal in Rom war. So alt sie war, hatte sie dennoch alle die Lebhaftigkeit und den Geist behalten, wodurch sie sich von den andern Personen ihres Standes auszeichnete. Aehnlichkeit des Karakters und der Geistesbildung mit dem achtungswerthen Taruffi haben mich bestimmt, ihr diese Stelle neben ihm anzuweisen. Sie hatte viel gelesen, und besaß unendlich viele, in Rom, besonders bei Personen ihres Geschlechtes, sehr seltne Kenntnisse, wodurch sie billigerweise berühmt geworden ist. Da sie von Natur scharfsinnig war, und ihr Alter und ihre Erfahrungen ihr Urtheilsvermögen gereift hatten, so erkannte sie sogleich den Grad der Verdienste, den ein jeder besaß. Sie verstand jeden, der ihr nahe kam, zu würdigen; und das Maaß von Verstand, welches sie ihm zuschrieb, war immer richtig dasjenige, welches er von der Natur erhalten hatte.

Als der Kardinal Archinto den Kardinalshut erhielt, stattete er einen Besuch bei ihr ab; sie sah ihn das erstemal. Nach einer viertelstündigen Unterredung gieng er, und die Herzoginn sagte: »der neue Kardinal ist sehr dumm! Wir haben deren so viel von der Art,

daß sich der heilige Vater immer die Mühe hätte ersparen können, die Anzahl derselben zu vermehren. Wenn Archinto meinem Rathe folgt, so wird er nie aus seinem Pallaste gehen.«

Als diese Herzoginn den spanischen Gesandten, Ritter Azara, zum erstenmale sah, sagte sie lebhaft: »Dieser Mann kennt genau den römischen Hof. Er hat so viel Verstand und gesunde Vernunft, daß er sich die Angelegenheiten bald nach seinem Sinne lenken wird. Nach seinem Wohlgefallen wird er Regen und Sonnenschein werden lassen; hier ist Niemand, der ihm gewachsen wäre.«

Indeß ganz Rom, welches getäuscht durch die Versprechungen des Kardinals Buoncompagno, die er in Absicht auf Neapel dem Papste gemacht hatte, in ein voreiliges Lob dieser Eminenz ausbrach, wurde die Herzoginn nicht müde zu sagen, dieser Mensch sey nur ein betitelter Scharlatan, ein mittelmäßiges, oberflächliches Wesen, dessen ganzes Verdienst nur darin bestände, Personen etwas weiß zu machen, welche einfältiger noch als er selbst wären.

Als Benedikt XIV. starb, weinte sie und sagte: »Wir haben keinen einzigen Mann, der ihn ersetzen könnte; keinen einzigen, bei dem man nicht den Verlust Roms in seinem ganzen Umfange zu fühlen veranlaßt würde. O mein Vaterland!«

Sobald Rezzonico gewählt war, sagte sie: »Diese Sünde fehlte uns noch. Klemens XIII. ist indeß ein leidlich guter Mann; aber er ist weder mit den jetzigen Zeiten, noch mit den

auswärtigen Höfen, noch mit seinen Neffen, noch mit sich selbst bekannt. Gott stehe uns bei!«

Sie wartete nicht, bis die Streitigkeiten mit Portugall sehr hoch gestiegen waren, um folgendes Urtheil zu fällen: »Carvallo's (damaligen ersten Ministers in Portugall) Karakter ist unsern neuern Machiavellisten nicht bekannt genug; sie werden daran scheitern. Die Nachrichten, welche ich über diesen Mann eingezogen habe, sind mir genug, um vorherzusagen, daß er nichts lieber wünscht, als uns und unsern ganzen Kram los zu werden.

Nachher als Klemens XIII. durch seine Schuld den Einfluß auf Portugall verloren hatte, war er so ungeschickt, sich mit den Fürsten aus dem Hause Bourbon zu erzürnen. Durch seine eigne Versehen aufgebracht, deren Umfang und Wichtigkeit er nicht einmal einsah, schien er geneigt, den Bannstrahl gegen den Herzog von Parma zu schleudern. Die Herzoginn hörte es mit so vielem Verdrusse als Indignation, und sagte: »Dieser Andächtler von Rezzonico hat also beschlossen, sein Drama auf die Katastrophe des letzten Akts zu bringen?« Endlich starb Rezzonico. Er war ihr ihres Vaterlandes wegen lieb, dessen moralische Existenz sie gern verlängert hätte.

Man will sagen, daß sie, ehe Ganganelli ernannt war, über die Reihe Kardinäle die Musterung gehalten, und dann bei Ganganelli stillgestanden habe; von dem sie sagte: »Wird dieser Papst, und bleibt leben, so kann er wiedererhalten was sein Vorgänger verloren hat.«

Sobald er erwählt war, sprach man in Rom von nichts, als von der Angelegenheit der Jesuiten. Jeder stellte Vermuthungen an, je nachdem die gesegneten Väter ihm mehr oder minder Interesse einflößten. Die Herzoginn Bracciano behauptete, daß die gänzliche Aufhebung dieses stolzen und kriechenden Ordens gewiß geschehen werde. Sie wettete mit dem Prälaten Livizzani um dreißig Zechinen; dieser behauptete das Gegentheil; er sah die Jesuiten sich nach ihrem Falle wieder erheben, und zum wenigsten die Ehre der Apotheose verdienen. Es wurde ein Jahr zur Ausmachung des für die christliche Welt so erheblichen Prozesses angesetzt. Da die Zeit verflossen, und die berühmte Bulle noch nicht aus dem Gehirne des neuern Jupiters gebohren war, erkannte die Herzoginn sich selbst schuldig. Sie ließ Arnauds, Pascals, Nicole's, Busembaums und viele andre jansenistische Schriften kaufen, welche alle zu Ende des vorigen, und in den ersten zwanzig Jahren dieses Jahrhunderts so berühmt waren, und jetzt vergessen sind, und schickte sie Livizzani mit einem Billette folgendes Innhaltes:

»In Prozessen geht es nach der Form. Der Form nach habe ich verloren. Weit entfernt zu appelliren, erkenne ich mich straffällig, und schicke an Monsignor Livizzani für dreißig Zechinen Bücher, dessen überdachtes Lesen Ihm den Ausgang des verzögerten Entschlusses Seiner Heiligkeit im Voraus bekannt machen wird.«

Dieser Scherz belustigte die Römer. Bald

nachher erschien die Bulle, und rechtfertigte die Vorausſage der Herzoginn.

Als Pius VI. zum päpſtlichen Throne gelangte, brachte man ihr eiligſt die Nachricht davon: »Wer eine ſchöne Figur hat, kann ſich jetzt über dieſe Wahl freuen, ſagte ſie. Dieſer Papſt wird plumpe Mißgriffe thun, und ſeine Regierung wird die der Plünderungen ſeyn.« Als ſie den im Konſiſtorium gefaßten Entſchluß vernahm, dem Kaiſer Joſeph einen Beſuch abſtatten zu wollen, rief ſie: »Nun iſt Rom verlohren! Dieſer Gliedermann wird nicht eine Stunde da geweſen ſeyn, ſo wird man ſein richtiges Maaß anzugeben wiſſen. Er muß ganz den Kopf verlohren haben. Man muß in der That nicht recht klug ſeyn, um mit dem Fürſten Kaunitz über Theologie ſprechen zu wollen; dieſem Miniſter wird es nicht ſchwer fallen, Pius VI. zu zeigen, was ein Papſt zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts gilt.«

Betrachtungen über einige den Italienern ſehr nachtheilige Vorurtheile.

Um die gar zu flüchtige Aufmerkſamkeit der Römer zu feſſeln, muß man mit ihnen von Malerei, Bildhauerkunſt, Alterthümern und Medaillen ſprechen. Dieſe Materie iſt ihnen die einzige, der Anhörung würdige. Was nur Wiſſenſchaft iſt, ſo nützlich ſie übrigens auch ſeyn mag, iſt nicht mit den Künſten zu vergleichen. Alles bei ihnen, alles in ihnen bezieht ſich auf dieſe Art die Sachen einzuſehen, und

ich möchte beinahe glauben, daß dieses Nationalvorurtheil sie abhält zu fühlen, wie schwer die Ketten sind, woran sie schleppen.

Ich will versuchen, diese Halbvermuthung zu rechtfertigen, dadurch, daß ich dem Leser eine Unterredung mittheile, welche in meiner Gegenwart bei einer sehr geachteten Dame gehalten wurde, deren Haus der Sammelplatz vieler vornehmen Personen war. In solchen Assembleen, welche von denen, die ich vorher beschrieben habe, sehr verschieden sind, entwickelt sich mehrentheils der Nationalgeist ganz ungezwungen, weil die Etikette daraus verbannt ist, und weil jedermann, welcher Zutritt hat, sich in die Unterredung mischen kann.

Nachdem festgesetzt wurde, daß die Kultur der Künste (unter dieser Benennung verstehen die Römer die Malerei, Bildhauerkunst, und alles was zum Luxus und zur Annehmlichkeit des Lebens gehört) die einzige dem Menschen wahrhaft ersprießliche ist, so wollte man beweisen, daß Europa sie nicht würde kennen gelernt haben, wenn nicht Rom, oder vielmehr der heilige Stuhl, sie beschützt hätte. Dieser Behauptung, welche so falsch in ihren Principien als in der Folgerung ist, wurde von Niemand widersprochen. Mein Schweigen galt ihnen für Zustimmung, und man fuhr fort. Man bewies sehr umständlich, da der durch die Kirche den Künsten angediehene Schutz eine Wirkung der päpstlichen Gewalt sey, so griffe auch alles, was diese Macht angriffe, sey es in ihrem Einflusse, oder in ihren Besitzungen, zugleich auch die Künste an, welche nur ver-

mittelst der über die Künstler verschütteten Wohlthaten blühen könnten. Also müsse man schließen, daß gewisse Neuerer, welche es gewagt haben, sich gegen Roms Gewalt aufzulehnen, eben so strafwürdig sind, als ob sie mit einer Horde Barbaren einbrächen, um die römischen Musäen und Bildergallerien zu zerstören, und die Erzeugnisse des Genie's mit Feuer und Schwerdt zu verheeren.

Kaum war dieses Raisonnement heraus, so rief der Kardinal Gregorius Negroni: »Jeder, der es wage gegen den heiligen Stuhl zu schreiben, müsse wie ein Wahnsinniger betrachtet werden, welcher in seiner Tollheit die Straßen durchstriche, unsre Meisterstücke umstieße, zerbräche, mit den Füßen zerstampfte, und bis auf die Façaden unsrer Pallästе und Kirchen zerstörte.« Der Prälat Branciforti, welcher gebilligt hatte was Negroni sagte, glaubte hinzufügen zu müssen: »Ich setze einen Satz fest; wer wagt es, ihn zu bestreiten? Könnte man den Gerichtshof der Grausamkeit beschuldigen, welcher den Frevler zum Feuer verdammte, dessen unheilige Hände sich an heilige und verehrte Denkmäler vergriffen hätte?» Die Anwendung war nicht schwer zu finden. Auch wurde der Satz des Prälaten keinesweges bestritten; aber es wunderte mich doch zu finden, daß Weltliche, Kardinäle und Prälaten von sehr schlaffer Moral dem Besseßnen, welcher eben gesprochen hatte, ihren Beifall gaben.

Zwei Tage nachher hatte ich noch mehr Anlaß zur Verwunderung. Ich war Zeuge, — denn nie war ich etwas mehr, wenn Abge-

schmacktheiten aller Art den Stoff zur Unterredung gaben; — ich war also Zeuge, eines eben so heftigen, aber verfänglichern Ausfalles gegen die philosophischen Werke; und zwar kam dieser von zwei klugen Männern her, welche es sich zur Ehre anrechneten, irreligiös zu scheinen. Ich hatte alle Mühe, Argumente, welche in dem Munde dieser Herren so sehr am unrechten Orte waren, nicht zu bestreiten. Aber da ich überzeugt war, daß ich Niemand bekehren, und daß ich mir ganz vergebens Feinde machen und Widerspruch zuziehen würde, so begnügte ich mich damit, zu sagen, daß wenn Konstantin nicht der Begierde nachgegeben hätte, eine Stadt zu erbauen, welche seinen Nahmen führte, so würde Rom wahrscheinlich in seinem ehemaligen Glanze fort bestanden haben; und da die Kaiser reicher gewesen wären, als die Päpste, würden sie noch sorgfältiger darauf gesehen haben, diese Hauptstadt zu verschönern. Ich hätte zugleich die Ursache der Abneigung Konstantins gegen den Aufenthalt in Rom anführen können; allein die Schonung, welche man denen schuldig ist, bei welchen man Zutritt hat, erlaubte mir nicht, dies weiter zu treiben. Die Erörterung wurde verlängert, und ich vertiefte mich aufs neue in meinen Reflexionen.

Obgleich sie nicht zum Vortheile der Römer ausfielen, schienen dennoch einige ihrer Dilemmen nicht ganz von vernünftigen Gründen entblößt zu seyn; und Vorurtheil bei Seite, glaube ich nicht, daß die theokratische Regierung der Aufnahme der Künste ganz ungünstig

gewesen sey. Vielleicht haben sie mehr dazu beigetragen als weltliche Mächte gethan haben würden. In erblichen Staaten dauren die Regierungen gemeinhin lange, und alle Fürsten haben nicht gleichmäßig guten Willen, oder auch nicht das Vermögen, ihre Hauptstadt beständig zu verschönern. Kriege, Landplagen, oder andre Umstände setzen ihren besten Absichten zu diesem Zwecke oft Hindernisse entgegen. Rom hingegen hat Nutzen von der häufigen Veränderung seiner Regenten gehabt. Ihre Eitelkeit ist ihm zur Ehre gediehen, und man hat gesehen, daß Päpste, welche dem Nepotismus am stärksten ergeben waren, ihre Sorge zwischen der Verschönerung der Hauptstadt, und der Bereicherung ihrer Familie getheilet haben.

Wenn man aber zugiebt, daß die Regierung der Päpste die Künste nach Europa gezogen haben, welche durch den Verfall des abendländischen Reiches in Abnahme gerathen waren; woher die Reichthümer, deren sich die Bischöfe von Rom bedienten, ihrem Untergange vorzubeugen, und ihnen eine ewige Dauer zu verschaffen? Und noch mehr, was hat die Kultur der Künste zum Glücke der neuern Römer beigetragen? Sind sie jetzt glücklicher, als sie es zur Zeit der Kaiser, und in jenen fernen Jahrhunderten waren, wo ihre Republik der ganzen bekannten Welt Gesetze vorschrieb? Und die Römer die sich beeifern, den Fremden die Denkmäler bewundern zu lassen, welche beweisen, was sie ehedem gewesen sind, gleichen vollkommen gewissen Mönchen, welche, wenn sie

die Schätze ihres Klosters vorgezeigt haben, in ihr mageres Refektorium gehen, um einen elenden Brocken zu verzehren.

Außerdem hat die Liebe zu den Künsten die Römer nur in dem natürlichen Hange aller Italiener zu einem wollüstigen Leben bestärkt. Der Geschmack einzig und allein am Schönen, hat alle Energie in ihnen erstickt, hat wesentliche Tugenden durch den abgeschmacktesten Aberglauben bei ihnen ersetzt, und hat sie endlich politisch und moralisch unbedeutsam gemacht.

Gewiß waren es ähnliche Betrachtungen, welche den J. J. Rousseau bewogen, daß er gegen die Wissenschaften, welchen er doch selbst oblag, ein hartes Urtheil fällte. Er hatte seinen Standpunkt zwischen sorglosen rohen Völkern und der prunkhaften Armuth gesitteter Völker genommen; da zog er das Schicksal der Ersteren vor, und rühmte ihre Glückseligkeit, die er doch für sich selbst nicht gewählt haben würde.

Aber Rousseau hatte nicht bemerken wollen, daß diese in Rom so gepriesenen Künste den Römern beinahe nur ein Gegenstand der Zurückerinnerung sind. Sie werden zwar von Allen bewundert, aber nur von Wenigen wirklich betrieben. Man muß nicht unbemerkt lassen, daß dieser Geschmack bei ihnen zum thörichten Hange ausgeartet ist, und daß sie mehr Werth auf eine Statue eines ihrer großen Männer als auf den Geist, von welchem er beseelt wurde, legen. Warum? Weil das Vorurtheil sie beherrscht, daß sie in dem ewigen höllischen Schwefelpfuhle brennen müßten, wenn

sie die Werke dieser Heiden und Philosophen lesen sollten, welche, ihrer Meinung nach, durch das Studium der Weltweisheit eben so gottlos geworden sind. Seltsame Wirkung eines Aberglaubens, der nur erst mit der theokratischen Regierungsform selbst ein Ende nehmen wird!

Das Erstaunen.

Es ist bekannt, daß in Rom, der Wiege der christlichen Religion, die Theater sogar von den Geistlichen aller Orden besucht werden. Eben so bekannt ist es, daß die sittlichsten Schauspiele mit unzüchtigen Tänzen untermischt sind, und daß die ausdrucksvollsten Gebärden am meisten Beifall erhalten. Da die geistliche Regierung sich vor der weltlichen durch einen sittsamern Anstand auszeichnen wollte, so ist der bei allen europäischen Höfen abgestellte Gebrauch, Weiberrollen durch Jünglinge vorstellen zu lassen, beibehalten worden. Er ist hier sogar zum Gesetze geworden; und dieses wird um so eher beobachtet, da die Römer die Knaben den vollkommensten Schauspielerinnen in der Kunst, die Leidenschaften zu erregen, vorziehen. Ich bin Zeuge der wahnsinnigen Entzückungen gewesen, von welchen sich ernsthafte Prälaten und Kardinäle, deren scheinbare Strenge mir aufgefallen war, sich hinreißen ließen, wenn diese Menschen auf der Bühne erschienen. Da habe ich, wie in Paris, und schamloser noch, die skandalösen Geschichten und Anekdoten dieser Histrionen angehört; und in wenigen Stunden wußte ich die

Nahmen ihrer begünstigten Liebhaber, und derer, die um ihre Liebe buhlten, und endlich auch die Nahmen derjenigen, von welchen sie zur Befriedigung ihrer Neigungen und ihrer Eitelkeit gebraucht wurden. Diese Neigung ist allgemein bekannt und wird allgemein eingestanden. Sie wird die adliche Sünde, die artige Sünde genannt; und wenn jemand sich gegen den Verdacht, sie zu begehen, vertheidigt, so ist das so schwach, mit so vernachlässigtem Tone, daß man wohl sieht, es würde ihn verdrießen, wenn man ihm aufs Wort glaubte. Diese neuern Antinous richten, gleich unsern Theaterheldinnen, viele Personen zu Grunde; und gewiß sind sie in Absicht des Eigennutzes um nichts gewissenhafter. Diese Ereignisse, welche in Rom so alltäglich als bekannt sind, können Lucians Argument zu widerlegen dienen, welcher den Vorzug, den die Griechen, dieser Art zu lieben, gaben, dadurch zu rechtfertigen meinte, daß diese Knaben noch nicht listig genug wären, sich des Vermögens ihrer Liebhaber zu bemächtigen, wie die Weiber thun, deren Bekanntschaft gefährlicher ist.

Wenn ein Fremder das Zutrauen der Römer gewonnen hat, so zwingen sie sich in seiner Gegenwart nicht mehr, und sprechen von dergleichen Liebeshändeln so frei, und mit solchem Interesse, wie es in Frankreich von den Theatermädchen geschieht. Sie verschaffen ihm Zutritt zu den Toiletten dieser Amphybien; und da sieht man denn, wie weit die Sittenverderbniß bei ihnen geht.

Ich bin von der kleinen Anzahl der Eingeweihten gewesen; die Toilettenmysterien dieser Idole sind mir enthüllt worden. Was mich aber in das größte Erstaunen versetzte, war zu sehen, daß sich eine Dame im Ernste mit der Toilette eines jungen Kastraten, den sie anbetete, beschäftigte. Er war der zweite Sänger der Oper della Valle. Obschon sie ihn auf italienische Manier liebte, — das sagt alles — hinderte sie ihn doch nicht, die Verehrung einer Menge Anbeter, die ihn umgab, anzunehmen. Dieser Musiko sollte eine Weiberrolle spielen; und es schien in der That, als ob die Natur, da sie ihn bildete, ihn dazu bestimmt hätte. Seine Schönheit, seine Reize, der süße Ton seiner Stimme, alles trug dazu bei, den Zauber zu verstärken. Vor seiner prächtigen Toilette sitzend, minaudirte er, lächelte er, und ließ von Zeit zu Zeit einige bezaubernde Töne entfallen, welche sogleich von seinen Liebhabern aufgefaßt wurden. Alle, und unter diesen, Prälaten vom besten Tone, welche in der Gesellschaft einer Achtung genossen, die gegen ihre gegenwärtige Beschäftigung gewaltig abstach, alle durchgehends, strengten sich durch die eifrigste Bedienung an, auch nur einen Blick aufzuhaschen. Aufmerksam auf die Bedürfnisse des Idols, reichte ihm der eine eine Blume, der andre einen Diamant; andre wieder Stücke, welche zum Aufputze des Geschlechtes so er vorstellen sollte, gehörten. Unter diesen Anbetern befanden sich zwei Männer von vierzig Jahren, und sie waren es eben nicht, die am wenigsten darbrachten; denn ich muß sagen, daß dieser

glänzende Putz weder der Gebietherinn des Hauses noch dem jungen Antinous das geringste kostete.

Ich stand da, sah, hörte, begriff, und glaubte immer noch, es sey ein Traum, von einer regellosen Phantasie erzeugt. Die Dienste, welche diese bischöflichen Dummköpfe dem jungen Ganymed zu leisten sich beeiferten, waren mit solchen Ehrfurchtsäußerungen begleitet, als wenn die Kirchenbedienten einen Prälaten kleiden. Jeder suchte seinen Nebenbuhler zu übertreffen, um einen Blick zu verdienen und aufzuhaschen; und die, welche ihn erhalten hatten, waren stolz darauf. Was den jungen Menschen betrifft, so hätte sich die ausgelernteste Kokette nicht geschickter benehmen können.

Als ich von da weggieng, theilte ich zweien meiner Freunde, die sich schon lange in Rom niedergelassen hatten, mein Erstaunen mit. Sie lachten darüber, und versicherten mich, daß dieser Gebrauch allgemein sey, und daß die Kastraten die Anbetungen der Liebhaber mit andern jungen Leuten theilten, welche ihre Figur und ihre Talente aufs Theater gebracht hatten, obgleich sie nicht die Operation der Konservatorien ausgestanden hatten.

Hat man einigen dieser Toilettenauftritten beigewohnt, trift dann eben diese Männer in Gesellschaften an, und hört sie gegen die Laster des Jahrhunderts, gegen die Philosophen, welche das Volk aufklären, losziehen; oder man sieht sie an den Altären mit einer Andacht knien, und ihr priesterliches Amt mit einer Salbung verrichten; wenn man sich dabei vor-

stellt, daß sie sich das Recht anmaßen, die Gottheit vorzustellen, so wünscht man sich, voller Unwillen, des Rufs hundert Zungen, um der Welt, welche sie mit ihren Lastern beflekken, insonderheit mit ihrer Heuchelei, den Irrthum zu benehmen.

Als Voltaire von der Sittenlosigkeit des neuern Roms sprach, wußte er nicht, wie weit sie sich erstreckte, weil nur wenige Menschen sich durch sich selbst davon überführen können; und weil diejenigen, welchen sie bekannt geworden ist, geglaubt haben, den Schleier nicht ganz zerreißen zu müssen.

Ich würde nicht versucht haben, diesen Schleier aufzuheben, legte das Interesse meines neuen Vaterlandes es mir nicht zur Pflicht auf. Es giebt immer noch Franzosen, welche, als sie die republikanische Regierungform annahmen, innerlich über das seufzten, was sie den Umsturz der Religion nannten. Andre eben so Unwissende, aber Eifrigere, glauben Gott zu dienen, wenn sie sich der Sache der Priester annehmen, deren politische Existenz mit der neuen Verfassung nicht bestehen kann. Wir wollen versuchen, den Schleier zu zerreißen, worinn diese Lügenapostel ihre Augen gehüllt haben; wir wollen ihnen ein deutliches und wahres Gemälde von der Auffführung der Priester vor Augen halten, von den ersten Zeiten, welche sie mit Enthusiasmus die schönen Jahrhunderte der Kirche nennen, bis auf die Regierung Pius VI.

So lange die christliche Religion nicht die Religion des Staates war, waren ihre Bischöfe

demüthig und arm. Ihre Lehre war einfach, wie ihr äußerer Aufzug. Einige, den ersten Hirten dargebotene Gaben, zum Bedürfniß ihrer Heerden, verschaften ihnen Mittel, die Anhänger Christi zu vermehren; und darauf nannten sie sich Christen. Sie hießen in den beiden ersten Jahrhunderten bald Galiläer, bald Nazarener. Rom, das seit der Regierung des Kaisers August bis auf Konstantin, der so unrecht der Große heißt — man müßte denn den Beinahmen Böſewicht hinzusetzen wollen. — Rom, das der Tyrannei, welche ehrsüchtige, grausame und geizige Despoten wechselsweise über dasselbe ausübten, ausgesetzt war, war nur noch ein schwaches Abbild dessen, was es sonst gewesen ist. Seine Pracht blendete noch; allein seine innere Schwäche ließ schon voraussehen, welches Schicksal es erwartete. Die ersten römischen Bischöfe hatten durch die Strenge ihrer Sitten einen Einfluß bekommen, den ihre Nachfolger benutzten. Da sie keinen Rang über die Bischöfe aus den Provinzen hatten, so ist der Vorsitz, den sie in den Kirchenversammlungen erhielten, der Ehrfurcht für die Hauptstadt des Reichs zuzuschreiben. Diejenigen unter ihnen, welche nach der ersten Gewalt strebten, scheiterten mit ihrem Entwurfe, bis zu dem Zeitpunkte, wo sie durch innere Kriege, welche die verschiednen Konkurrenten gegen einander erregten, so zu sagen, gezwungen wurden, sich in den Streit zu mischen. Die Erkenntlichkeit dieser zu Kaisern erhöhten Kannibalen schränkte sich nicht bloß auf Geschenke ein. Sie verliehen ihnen einträgli-

che Domainen, und gesellten sie sich gleichsam in der Ehre, welche ihnen erzeigt wurde, bei. Tugend und Armuth gehen Einen Weg, sagt ein alter Kronikenschreiber, aber Einfachheit und Reichthum können nicht in einem Hause wohnen. Die römischen Bischöfe wurden bald mit der Pracht bekannt. Sie erhielten Zutritt zu ihren Souverainen, und maßten sich bald das Recht an, deren Betragen zu censiren, ihren Absichten zu widersprechen, wenn diese dahin abzielten, die erste Ordnung der Dinge bei einer, ihrer alleinigen Aufsicht untergebnen Geistlichkeit wieder herzustellen. Sie dehnten ihre geistliche Jurisdiktion über ihre Mitbrüder aus, deren Anzahl nach Maßgabe der Fortschritte des Christenthums zugenommen hatte. Sobald diese Faktion gefährlich werden zu wollen schien, versuchte die Regierung sie zu zerstören; und das, was gemeinhin die Verfolgung genannt wird, begann. Ob sie gleich zu keiner Zeit, weder so grausam noch so heftig gewesen ist, wie geistliche Schriftsteller für gut gefunden haben es zu melden; obgleich sie ihrer Sekte zum Vortheile die Nachwelt belogen haben, so ist es indeß sehr wahr, daß der, dem unwissenden großen Haufen von verehrten Männern eingehauchte Fanatismus Märtyrer erzeugt hat.

Die theokratische Brut hat sich jederzeit bestrebt, die Gemüther des Volks gegen die Regierungen aufzuwiegeln. Das wußte der feine, betrügerische, heuchlerische Konstantin wohl, und benutzte es. Als er seine Mitwerber ermordet hatte, und nun allein auf dem

Kaiserthrone saß, so fürchtete er die Menschen, die ihn heraufgeholfen hatten. Da er sie in dem Augenblicke, wo er ihre Religion angenommen hatte, nicht vernichten konnte, so glaubte er wenigstens ihren Einfluß dadurch zu vermindern, daß er dem römischen Bischofe einen ihm an Würde gleichen Kollegen setzte. Rom, von seinem Bischofe aufgewiegelt, empörte sich; und Konstantin bestrafte es damit, daß er seinen Kaisersitz nach Konstantinopel verlegte. Diese Verlegung, und die Ernennung eines Bischofes, veranlaßten das Schisma.

Die römischen Bischöfe, mit der Patriarchenwürde bekleidet, waren nun ernstlich darauf bedacht, das Joch der Abhängigkeit abzuschütteln. Damit das Volk sie bei ihrem Entwurfe unterstützte, gewöhnten sie es allmählig, die Andachtsübungen als ihre einzige und höchste Pflicht, und das Entsagen irdischer Güter als einen Paß zum Himmel zu betrachten. Sie ließen die Jugend, deren Bildung sie übernommen hatten, in der größten Unwissenheit alles dessen, was nicht auf die von ihnen erdachte Glaubenslehren Bezug hatte. Die Unwissenheit pflanzte sich fort, und der Abberglaube errichtete sein Reich. Bald wurden den Märtyrern, den Einsiedlern Altäre errichtet, und diese mit Geschenken aller Art überschüttet.

Die Wiederherstellung eines Theils des abendländischen Kaiserthums war den Patriarchen, die nun Päpste geworden waren, lästig. Allein die Uneinigkeiten, welche sie unter den Souverainen erregten, die Einfälle und Fortschritte der Barbaren veranlaßten, daß sie ih-

re Macht wieder erhielten, welche sie unter den Königen von Italien einbüßten und wieder gewannen.

Nach langen Unruhen, als die Päpste gleich unzufrieden mit den griechischen Kaisern und den Königen in Italien waren, unterhandelten sie hintereinander mit Pipin und Karl dem Großen, den sie auch zum Kaiser krönten. Zur Belohnung dieser Treulosigkeit bekamen sie die einträglichen Domainen, Rom und das Exarchat von Ravenna. Die Schwäche der Kinder dieses Fürsten machte die Päpste sehr mächtig; und nun gaben sie denjenigen Befehle, um deren Beistand sie sich sonst beworben hatten.

Aus den Ueberbleibseln des so oft zerstörten römischen Reiches, welches eine Zeitlang mit dem östlichen Frankreich vereinigt war, bildeten sich nun Königreiche und Herrschaften; allein die, welche sich ihrer bemächtigten, konnten es nur bewerkstelligen, wenn sie die Geistlichkeit mit in ihr Interesse zogen. Diese mit Reichthümern beladene Geistlichkeit gewöhnte sich bald, die Kronen als ihr Eigenthum anzusehen, deren Gebrauch sie den Meistbiethenden zugestanden, und welche sie zurücknahmen, um sie einem andern zu übertragen, sobald derjenige, der sie erstanden hatte, merken ließ, er wolle das Joch abschütteln.

Alle Jahrhunderte haben die Streitigkeiten zwischen dem Scepter und dem Rauchfasse empfunden. Alle Geschichtschreiber haben der Nachkommenschaft die Schilderung der einheimischen Kriege, welche durch diese Streitigkeiten veranlaßt wurden, hinterlassen; und man hat

mit so viel Abscheu als Erstaunen den Hof der Päpste so sittenlos wie Heliogabalus Hof gesehen, und wie er Bannstrahlen gegen Fürsten schleuderte, deren Verbrechen in irgend einer persönlichen Unregelmäßigkeit bestanden. Man hat die Päpste innerliche Unruhen anzetteln, und achtungswerthe Fürsten von ihren Thronen verjagen sehen, und dann, wie sie ihrer Gewalt über leichtgläubige Gemüther mißbrauchten, um sie zu zwingen, nach den Morgenländern zu gehen, um dort im Nahmen des Gottes des Friedens Ströme Menschenbluts zu vergießen.

Es fehlte den christlichen Priestern nur noch die Macht, öffentlichen Menschen Opfer zu bringen. Allein diese Macht, die ihnen war abgeschlagen worden, hinderte sie deswegen nicht, ihre Schlachtopfer zu fassen, indem sie die Aerme ihrer Anhänger bewafneten. Schwerdt, Feuer und Gift waren in ihren Händen Werkzeuge einer um so verabscheuungswürdigern Rache, da sie gleichmäßig das Opfer und den Opfernden hinrichteten.

Nicht damit zufrieden, ihre Gewalt auf lächerliche Fabeln gegründet zu haben, strebten sie darnach, solche durch den gerichtlichen Mord zu erhalten. Das Morgenroth eines schönern Tages fieng an über einen geringen Theil des unterjochten Europa's aufzudämmern; da versuchten sie, ihn durch die Flamme des Scheiterhaufens zu ersticken. Die Inquisition, diese höllische Erfindung, dieser letzte Grad menschlicher Bösartigkeit, schien ihnen die beste Art, das Volk unter dem Joche des Aberglaubens

fest zu halten. Sie führten sie ein, und die Flammen verzehrten Unglückliche, welche die Marterbank schon halb zermalmet hatte; und der Gesang der Hymnen unterdrückte das Angstgeschrei der Verzweiflung.

Und was waren die Folgen dieser Barbarei? Der Abfall eines Theils von Europa, die Fortpflanzung des Lichtes, und die beinahe gänzliche Vernichtung der päpstlichen Gewalt.

Vor der Revolution in Frankreich geschahen die Reformen, welche der Neuerer Joseph II. in seinen weitläuftigen Staaten einzuführen versucht hatte. Pius VI., welchen die Bemühungen dieses Fürsten, die Toleranz einzuführen, nicht vergebens geängstigt hatten, sah seine Besorgnisse durch die Dekrete der konstituirenden Nationalversammlung realisirt. Weil es ihm nun nicht gelungen war, das Licht unter einem Scheffel zu verbergen, so wollte er doch nun den Haß ausstreuen, und der Rachsucht derjenigen dienen, welche eine neue Ordnung der Dinge zwang, sich aus ihrem Vaterlande zu verbannen, oder in die Klasse der Bürger zu treten. Es ist viel von Entwürfen zu Gegenrevolutionen gesprochen; diesen oft falschen, oft übertriebenen Gerüchten ist Glauben beigemessen, und man hat strenge Maaßregeln ergriffen, sie zu unterdrücken. Aber nicht in Frankreich sind diese wirklich geschmiedeten Komplotte entstanden; sondern in Rom, im Schooße des Konsistoriums, in den Höhlen dieser neuen Polyphemen, werden die Waffen der Rebellen geschmiedet. Von da aus gehen immerfort die blutdürstigen Befehle, und von da her kom-

men auch die, welche die Stadt Avignon in alle Greuel eines bürgerlichen Krieges stürzte. Dort auch sind die Empörungen zu Usez, Nimes, Montauban, Montpellier u. s. w. abgeredet worden. Dort sind es die in der schmutzigsten Wollust versunkenen Menschen, welche es wagen, im Nahmen einer Religion, die sie nur mit dem Munde ausüben, der großmüthigen Nation die Ketten, welche sie zerbrochen hat, wieder anlegen zu wollen. In jener Stadt, bei der Feier der empörendsten Orgien, maschinirt die Geistlichkeit unsern Untergang. Französisches Gold kommt nun nicht ferner in die Hände dieser Gierigen; es nährt nicht mehr ihre unverschämte Ueppigkeit; das Licht dringt allenthalben durch, sein Einfluß pflanzt sich fort; es dünkt sie also nothwendig und dringend, den Strom, der bald das Schifflein des heiligen Stuhls in den Abgrund reißen wird, zurückzutreiben. Das zu bewirken, muß man Franzosen gegen ihr Vaterland bewaffnen; und von allen erdenkbaren Mitteln ist das sicherste, so däucht es ihnen, die Wiederherstellung eines Gottesdienstes, der so alt wie die Monarchie selbst ist.

Dieser Gottesdienst, welcher schon so unsäglichen Uebeln zum Vorwande dienen mußte, wird aufhören das Feldgeschrei zu seyn, sobald man nur erst die Aufführung derer, welche ihn einsetzten, entschleiert haben wird. Dadurch, daß man den Papst und seine Hofschranzen, seine Prälaten und seine Mönche bekannt macht, hoft man die Reste eines den europäi-

schen Nationen so unglückbringenden Vorurtheils zu zerstören.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Die Gelehrten.

Ich ward bald nach meiner Ankunft in Rom der Signora Maria Pezzelli vorgestellt. Bei ihr ist eine Assemblee von Gelehrten. Diese schon bejahrte Frau erinnerte mich an die achtungswürdige Madonna von Tencin. Allein, welch ein großer Unterschied unter diesen beiden Personen! Maria Pezzelli's Aehnlichkeit mit dieser liebenswürdigen Französinn besteht nur darinn, daß zu gewissen Stunden diejenigen zu ihr kommen, welche in Rom Gelehrte, sonst aber allenthalben Pedanten heißen würden!

Die Natur begabte die Maria Pezzelli mit allem, was sie den Wissenschaften und Künsten hätte werth machen können. Da sie aber nur von Pedanten Anweisungen bekam, so hat sie nur disputiren statt untersuchen und auseinandersetzen gelernt, und hat nicht gesunden Verstand genug, um einzusehen, daß die Unwissenheit hundertmal erträglicher, als eine geschmacklose und ungewisse Gelehrsamkeit ist. Das Studium der todten Sprachen und der Alterthumskunde hat ihr einen zurückschreckengen Starrsinn gegeben, welcher jede angenehme Vorstellung entfernt, und dem Urtheile der Fremden über sie den Ausschlag giebt.

Sie ist alle Abend von ihrem gelehrten Hofe umgeben. Sie sitzt in der Tiefe eines großen Zimmers, so geziert, so gedrechselt und steif auf ihrem Stuhle, wo sie den Vorsitz über die Versammlung hat, welche von beiden Seiten in zweien Reihen, wie zu einer Kirchenceremonie angeschickt, da stehn. Hier ist nun alles abgewogen, steif und gezirkelt. Man hört lange frostige Abhandlungen; die anziehendsten Gegenstände bekommen einen schlaferregenden Anstrich, welcher Verstand und Sinne einnimmt. Wie sehr vermißte ich die Gesellschaft der liebenswürdigen Französinnen, welche zwar weniger, aber angenehmer gelehrt sind, weil sie jeder Sache eine Annehmlichkeit verleihen, welche den Werth derselben erhöht.

Als ich der hochgelahrten Sitzung das erstemal beiwohnte, gieng der ganze Abend damit hin, daß über eine Gemme, welche der Prinz Herzog gekauft hatte, gesprochen wurde. Die Gelehrsamkeit offenbarte sich in Explosionen, mit der nichts verglichen werden kann. Die technischen Ausdrücke gingen wie ein Lauffeuer umher. Man führte Homer, Sophokles, Euripides, Demosthenes, Aeschines, und alle Autoren aus dem schönen Zeitalter der Griechen an. Wohl sprüheten einige Fünklein aus dem gränzenlosen Chaos auf, aber sie fielen auf nichts, und verschwanden; sie hatten überdem keinen Bezug auf das Hauptsujet.

Nachdem diese Materie in einem Strome von so übelangebrachter als lächerlicher Eloquenz ersäuft war, würdigten die Gelehrten, sich mit den amerikanischen Angelegenheiten ab-

zugeben. Die vereinigten Staaten kamen an die Musterung. Und die Mißgriffe über Zeit, Oerter nnd Begebenheiten dehnten sich durch die ganze übrige Unterredung, deren lange Dauer meine Geduld gewaltig auf die Probe setzte.

Diese geographische und historische Abwesenheit verwunderte mich nicht so, wie sie es gethan haben würde, wäre mir nicht schon die Unwissenheit der Römer in allem, was nicht unmittelbar zur Alterthumskunde und zu den Künsten gehört, voraus bekannt gewesen.

Ich war eines Abends bei einer Unterredung zugegen, deren Gegenstand Genf, die Schweiz, und besonders die protestantischen Kantons waren. Ich hörte die schätzbaren Bewohner dieser Länder verläumden, weil sie nicht Messe lesen hören, und keine Alterthümer kaufen. Die Geduld vergieng mir. Da ich in diesen Gegenden gewesen war, übernahm ich es, die Begriffe dieser Herren zu berichtigen. Ich belehrte sie über Genf, wie klein sein Territorium sey, wie thätig seine Einwohner, wie blühend ihr Handel, der alles beseele, und ihre so interessante Geschichte für Menschen, welche Freiheit und Glück lieben. Jetzt kam es an die Schweiz, dessen starke und bäurische Bewohner, durch den Druck der Tyrannen empört, den Kampf in den Thermopylen erneuerten, aber glücklicher als die Spartaner über ihre Feinde siegten, ohne wie diese dabei umzukommen. Ich schilderte sie in ihren natürlichen Farben, erwähnte der Einigkeit der Kantons, die nur in Absicht der Religion

getheilt, aber durch die Bande der Brüderschaft auf ewig verbunden sind. Diese den Römern vorgehaltene, so energische Schilderungen brachte ihre Begriffe in Unordnung, Verwirrung in ihre Reden; sie konnten Thatsachen nicht läugnen, und wußten Folgerungen, welche aus der Natur der Sache selbst hergenommen waren, nichts entgegen zu setzen. Vielleicht wird jetzt einer oder der andre von ihnen sich über die Sitten und Gebräuche der Ausländer zu belehren suchen, daß sie selbige nicht mehr für Kinderfresser halten; und ich werde zu dieser moralischen Revolution beigetragen haben.

Die Erzeugnisse dieser Literatoren entsprechen vollkommen ihren Gesprächen. Sie schreiben rein, aber geschmacklos. Ihr Styl ist unnatürlich, steif, geziert; und das bewundern sie. Die Armuth der Ideen wird bei ihnen durch eine Ueberschwemmung von Ausdrücken ersetzt, welche das Ohr kützeln, und für Geist und Herz nichts sagen. Ihre lateinischen und italienischen Gedichte sind von der mittelmäßigsten Gattung. Sie kommen weder dem Tasso noch dem Ariost bei, und sind weit entfernt, die Schönheiten des Metastasio und des Abbe Pavini zu erreichen. Die Prälaten Stay und Borgia sind die einzigen, welche in der That Gelehrsamkeit und gründliche Kenntnisse besizzen. Nur wenige Litteratoren verdienen unter der Menge ihrer Mitbrüder ausgezeichnet zu werden. Mit Vergnügen nehme ich den Abbe Arteaga aus; er ist der Verfasser einer Geschichte der Theater, worin viele merkwürdige Un-

tersuchungen gut dargestellt sind. Seine Schreibart ist gut, und seine Kenntniß der Geschichte, der Künste und Alterthümer ist ein Verdienst mehr bei ihm. Der Abbe Kunig hat italienisch und lateinisch über verschiedne Gegenstände geschrieben; man liest ihn mit Vergnügen. Der Abbe Serassi hat einige gute Abhandlungen, und gute Gedichte herausgegeben.

Beinahe alle römische Litteratoren können in die Klasse derer Skribenten gebracht werden, welche Voltaire die Trödler der Litteratur nennt. Sie wenden die guten Werke um, stikken sie aus, und nehmen einige Brocken heraus, womit sie dann ihre unreifen Kompilationen durchnähen. Der Genesende, welcher noch an Schlaflosigkeit kränkelt, kann sich mit Hülfe derselben zu einem an Schlafsucht gränzenden Schlummer verhelfen.

Ungeachtet der Langenweile, welche diese Herren mir machten, bin ich doch in ihren Assembleen gewesen, um urtheilen zu können, ob die Gelehrsamkeit bei ihnen die Talente ersezze. Sie besteht darin: Sie wissen sehr genau, wo Hannibal sein Lager aufschlug, und den Ort, wo er um ein Auge kam, anzugeben. Sie zeigen sehr richtig die Stelle an, wo einer der Brüder Gracchus erschlagen wurde; auch wissen sie, wo die Rednertribune stand, und wo Kamillus gefochten hat. Im Falle der Noth können sie auch von dem Raume, den er durchlaufen hat, Rechenschaft ablegen. Sie können Homers, Virgils und Juvenals Verse zergliedern; sie wissen unbezweifelt die Gebärden des Cicero, als er die Rede pro lege Manilia

hielt, zu beschreiben. Sie wissen .... was sie nie hätten wissen sollen, und wissen nicht, worüber man sich nothwendig belehren muß.

So ist der gegenwärtige Zustand der Litteratur bei den Römern. Dies ist das Werk der Theokratie. Auf diese Unwissenheit in allen nützlichen Wissenschaften hat sie ihr Reich gegründet. Sie glaubt dadurch, daß sie dieselbe fortpflanzt, den Lauf der Zeit zu hemmen. Ihre vorsichtigen Vorkehrungen zeugen von ihrer Bangigkeit. Sie wird sie nicht umsonst gehabt haben, diese Bangigkeit, und ihr gänzlicher Umsturz wird durch das Uebertriebene ihrer Vorkehrungen erzeugt werden.

Eine sonderbare Anekdote.

Da ich sehr gern meinen Aufenthalt in Rom auf jede Weise benutzen, und alles Seltne genau wollte kennen lernen, gieng ich ins Kapuzinerkloster, wo einige Gemälde von Guido Reni und Lanfranchi, so wie auch einige seltne Medaillen sind.

Nachdem ich die Kirche dieser Geistlichen besehen hatte, wollte ich auch das Innere ihres Klosters kennen lernen. Ich habe schon gesagt, daß in Rom diese Mönche weit gelehrter und unendlich gebildeter als an irgend einem andern Orte sind. Sie nehmen die Fremden gut auf, und beeifern sich, ihre Fragen zu beantworten.

Der General des Ordens war ein Deutscher, nahm mich treuherzig auf, und bot mir ein Frühstück an. Das wunderte mich, weil es sonst in Rom nicht gebräuchlich ist, des Morgens etwas vorzusetzen. Ich beantwortete die-

se Höflichkeit so gut ich konnte, und versprach meinen Besuch zu wiederholen. Die guten Patres sagten mir, ihre Kirche, so wie auch das Kloster, sey auf Befehl und Kosten des Kardinals Barberini, eines Bruders Urbans VIII. erbauet, der so wie er, das Skapulier und den Ordenshabit getragen hatte.

Bei meinem zweiten Besuche fiel mir die Gesichtsbildung eines Paters auf; er war schon sehr alt, und schien mir gar keine Aehnlichkeit mit europäischen Nationen zu haben.

Ich fragte diesen Mann aus, und nachdem ich ihm eine sehr einfache Frage verschiednemal hatte wiederholen müssen, sagte er mir, er sey ein Persianer und jetzt ein und neunzig Jahre alt. Diese Antwort spornte meine Neugierde. Weil sich dieser Greis aber mühsam ausdrückte, nahm ich mir vor, um alles, was ihn betraf, genauer zu erfahren, mich an seine Mitbrüder zu wenden. Ich hörte Folgendes.

Die Kapuziner haben ein Hospitium in Ispahan; es heißt Mission. Allein die Geistlichen, welche dahin geschickt werden, beschäftigen sich wenig mit der Arbeit in des Herrn Weinberge. Der Begriff einer Dreieinigkeit scheint den Mahometanern so widersinnig, daß sich nur selten einige finden, welche die katholische Religion, deren Basis dieses Geheimniß ist, annehmen. Auch ist die Regierung gegen diese Art von Verführung nicht auf ihrer Hut.

Handlungsinteresse hat den Sophi von Persien vermocht, den katholischen Gottesdienst zu gestatten. Die Christen gehen in diese Kirche, nicht sowohl den Pflichten ihrer Religion obzu-

liegen, als Erleichterung für ihre Krankheiten zu finden; denn diese Geistliche hatten Arznei und Chirurgie gelernt. Darum wurden sie von den Eingebohrnen des Landes geachtet; und diese tragen zur Erhaltung einer Existenz bei, welche nicht den Zweck der Stiftung überschreitet.

Doch wieder auf den Greis zu kommen, so wurde Thamas-Kuli-Kan, als er König von Persien wurde, gefährlich krank. Die Aerzte an seinem Hofe verstanden die Krankheit nicht, und konnten ihm also nicht helfen. Es wurde täglich schlimmer mit ihm. Der Großschatzmeister erinnerte sich der Mönche im Hospitium, und ließ den Geschicktesten vorfordern: es war der Superior. Kaum hatte der Pater den Monarchen gesehen, so merkte er, daß die Krankheit von Unverdaulichkeit herrühre, behandelte demzufolge den Kranken, und er genaß. Die Belohnung erfolgte bald darauf. Der Schatzmeister stellte ihm einen Beutel mit Geld zu. Dieser nahm es über sich, den Dank des Paters und dessen Zurückgabe des Geschenkes dem Könige vorzubringen. Als Thamas-Kuli-Kan das vernahm, glaubte er, es sey der Geringfügigkeit der Summe zuzuschreiben, und überschickte sogleich dem christlichen Derwisch eine größre Summe in Gold. »Silber oder Gold mag ich nicht, sprach der Pater, mein Gelübde verbietet mir es anzunehmen. Ich bitte Seine Majestät unterthänig, nicht darauf zu bestehen. Wenn Dieselbe glaubt, mir etwas zu verdanken zu haben, so kann Sie mich durch die Fortdauer Ihres Schutzes belohnen. Das

einzige, was mir erlaubt ist anzunehmen, ist ein Vorrath an Lebensmitteln. Der Sophi schien über diese Antwort zu erstaunen, befahl, daß dem Derwische alles, was er in der Art forderte, gegeben würde, und vergaß dann den ganzen Handel.

Das war nicht der Fall mit dem Schatzmeister. Eine unter seinen Landsleuten so seltne Uneigennützigkeit fiel ihm auf. Die vorigen Patres hatten ihm keinen Begriff davon beigebracht; er wollte diese außerordentliche Menschen näher kennen lernen.

Der vornehmste der Mission war ein Römer. Er war ein gelehrter Mann, und sprach sehr gut persianisch. Der Großschatzmeister kam öfter zu ihm, und nahm ihn auch mit zu sich, wo er nicht müde wurde, sich nach den europäischen Sitten und Gebräuchen zu erkundigen. Der Geistliche kannte nur Rom; ihm war es zugleich der Mittelpunkt und die Grenze der christlichen Welt. Er schilderte ihm diese Stadt mit so bezaubernden Farben, daß jener, ohne eben Geschmack an der römischen Religion zu finden, sich vorsetzte, die Dienste eines Despoten zu verlassen, und in dem Vaterlande der Künste zu leben. Er wollte unter Menschen seyn, für die er die größte Hochachtung gefaßt haßt hatte. Dieses auszuführen, mußte er einen Theil seines Vermögens mitnehmen. Er schob aber seine Abreise auf, verbarg sorgfältig seine Gesinnungen, und erwartete den günstigen Augenblick.

Durch eine, in Ländern, welche unter Despoten stehen, nicht ungewöhnliche Begebenheit

wurde Thamas-Kuli-Kan umgebracht. Der Schatzmeister nahm diesen Zeitpunkt wahr, entwischte, und reisete mit einigen christlichen Kaufleuten ab. Sie giengen durch Bagdad, kamen in Konstantinopel an, wo sie sich trennten, und der Persianer kam nach Rom, in Begleitung eines Geistlichen, welchen ihm die Ispahanische Mission zum Führer und Rathgeber mitgegeben hatte. Er verkaufte Kleinodien, brachte Summen unter, und machte sich ein mehr als hinreichendes Einkommen, um das Kloster wegen seiner Kost und Nahrung schadlos zu halten. Das Uebrige seines Vermögens verwendete er zu wohlthätigen Handlungen.

Dieser Mann fand eine sehr gute Aufnahme, und die Obern ließen ihn aller Vorrechte, welche das Ordenskleid gewährt, genießen. Indem er aber ihre Art zu leben annahm, und den Ordenshabit trug, behielt er sichs vor, seine Religion nicht verändern zu dürfen. Sanft, gutthätig, friedlich und nicht streitsüchtig, wie er war, machte er sich bei allen seinen Mitbrüdern beliebt, die eben nicht darauf bestanden, ihn zum Proselyten zu machen. Er hatte sich kein anderes Unterscheidungszeichen vorbehalten, als etwas feineres Zeug und den Gebrauch des Leinens.

Die ersten Tage seiner Ankunft in Rom machte er Aufsehen. Man wollte ihn sehen, und jeder hoffte ihn bekehren zu können. Er widerstand aber allem Einreden und jeglicher Versuchung. Der Papst war so vernünftig, ihnen ein Ende zu machen, indem er bestimm-

ten Befehl gab, ihn in Ruhe zu lassen, bis die Gnade kräftig auf ihn wirke. Man schlug ihm vergeblich vor, das Kloster zu verlassen, und in der Welt angenehmer zu leben. »Wenn ich das gewollt hätte, sagte er, und das Wohlleben führen möchte, welches der Reichthum gewährt, würde ich Ispahau nicht verlassen haben. Liebte ich Reichthümer, und strebte ich nach Ehre, würde ich wissen, wie ich wieder dahin zurückkehrte.«

Ich glaube nicht, daß es, so lange das Christenthum besteht, noch zwei solche Beispiele gebe, und ich gestehe, daß ich so verwundert über die Mäßigung des Papstes als über die der Mönche war, und daß ich über die Unbesonnenheit des Persianers erstaunte, der sich auf die Aussage des Missionairs von einer Region in die andre begab, um Mahomets Gesetze unter der Kutte eines Bettelmönchs auszuüben.

Dieser seltsame Mann ist 97 Jahr alt geworden. Er starb 1787.

Der Kardinal Finocchetti.

Dieser Sohn der Kirche ist 1715 zu Livorno gebohren. Seine Eltern waren adliche Pisaner. Er bekam den Kardinalshut 1787 in seinem 72 Jahre, nachdem er darauf dreißig Jahre gehartet hatte. Pius VI. beschenkte ihn damit; und ich denke, er hat hierin den Kaligula nachahmen wollen, welcher sein Pferd zum Bürgermeister machte.

Ramazzini von Bologna hat einen Traktat über die Krankheiten der verschiednen Künstler und Handwerker geschrieben. Tissot schrieb über

die Krankheiten der Gelehrten, und derer, so eine sitzende Lebensart führen. Verschiedne andre Aerzte haben über die Folgen einer zu langen Anstrengung des Geistes geschrieben; allein keinem dieser Männer ist es eingefallen, über die Leiden und die Anstrengung eines Prälaten zu schreiben, welcher den Kardinalshut sehnsuchtsvoll erwartet, und ihn nicht ankommen sieht; die Angst eines Hofmanns, der ein Ordensband, und eines Priesters, der eine Pfründe erwartet. Diese Krankheit hat mehr als einen der Strebenden hingeraft; Finocchetti hat über dreißig Jahre dabei ausgehalten. Man sage mir nun, es geschähen keine Wunder mehr!

Als ich diesen alten Kandidaten sah, bemerkte ich, daß ihn die Anwesenheit eines Kardinals gänzlich wie auflöste. Er nahete sich der Eminenz, verbeugte sich tief, und sein Kopf sank maschinenmäßig, auf seine Brust hin. In dieser Stellung blieb er fünf bis sechs Minuten; dann hob er ihn auf, und ließ einen langen Seufzer aus, der ihn, hätte er ihn zurückgehalten, ohnfehlbar erstickt haben müßte. Jede Promotion zog ihm einen Fieberanfall zu. Die Hofnung, endlich unter die Zahl der Auserwählten zu kommen, war ihm von vier Päpsten nach einander gegeben werden; und die Nichterfüllung dieses Versprechens hatte ihm Anfälle von Spasma zugezogen, die heftig genug waren, ihn ins Grab zu bringen. Der einzige Trost, der ihn noch aufrecht erhielt, war, daß er einst der Vorrechte und der Ehre des Dechants der Prälaten genießen würde.

Obschon er kein besonderes Recht hatte, auf

dieſe Ernennung Anſpruch zu machen, und zahlloſe Gründe ihn auszuſchließen vorhanden waren, ſo hörte er doch nicht auf, zu ſollicitiren, und zu ſagen, der Hut käme ihm zu. Man wunderte ſich über dieſe ſo oft wiederholte Reden, bis man dahinter kam, daß ein Irrthum Benedikts XIV. dazu Anlaß gegeben hatte. Dieſer Papſt hatte Finocchetti für einen andern gehalten, und geſagt: Gedulden Sie Sich ein wenig. Wir werden nicht zögern, Ihnen Genüge zu leiſten, Sie ſollen auch Kardinal werden. Als Klemens XIII Papſt wurde, meldete er ſich von neuem, und wurde mit leeren Verſprechungen abgeſpeiſet; bis endlich Pius VI. ihn von einer dreißigjährigen Bürde erlöſete. Es iſt gebräuchlich, daß der neue Kardinal eine Dankſagungsrede hält, ſo ungefähr, wie die franzöſiſchen Akademiker bei ihrer Aufnahme. Finocchetti wollte den Gebrauch mitmachen; er ſtammelte einige unzuſammenhangende Phraſes, und ſchloß damit, daß er Pius VI. zweier ewig denkwürdigen Handlungen wegen bis in die Wolken erhob: die eine war, daß er ihm den Kardinalshut gegeben hatte, die andre betraf die Errichtung einiger neuen Obelisken.

Die Katakomben zu Sankt Sebaſtian.

Sie liegen außer dem Thore Capene, auf dem Wege nach Neapel, und man geht aus der Sebaſtianskirche hinein. Wahrſcheinlich feierten die erſten Chriſten an dieſen unterirdiſchen Oertern ihre Agapen oder Liebesmähler. Man hat mich ſehr ernſtlich verſichert, daß

nach gemachter Berechnung die Asche oder Gerippe von siebenzig tausend Märtyrern darin ruheten. Unter diesen bemerkt man eilf Päpste.

Diese Katakomben hinreichend kennen zu lernen, ist es eben nicht nothwendig, alle Behältnisse durchkrochen zu haben; es würde sogar gefährlich seyn, sich dieses auszusetzen, weil man sich einem unbekannten Führer überlassen muß, welcher nicht für die Sicherheit der Fremden verantwortlich ist, und sie heimlich einem grausamen Tode preisgeben kann. Als ich so neugierig war, fand ich einen Gefährten, der sie auch sehen wollte, und wir übergaben uns einem Manne von üblem Aussehen, der eine wohlverwahrte Laterne trug, indeß wir jeder nur ein Wachslicht hatten. Die Gänge dieser Gewölbe sind nur diesen Führern bekannt. Der Raum, den man durchgehen kann, ist unermeßlich; und dieser Dädalus hat eine Menge sich ähnlicher Gänge, aus denen man sich nur durch Ariadnens Knauel herausfinden könnte. Ihre Höhe ist verschieden, und man kann nur an manchen Stellen aufrecht stehen. Auf beiden Seiten dieser Gänge bemerkt man gleichsam eine Art Ruhebetten, auf welchen Knochen liegen, die man anrühren kann.

Als ich in das Gemach San Philippo gekommen war, hielt ich an. An den Wänden stehen verschiedne Nahmen, ich bemerkte den Nahmen Gustaf III.

Es ist eben so schwer, die Zeit anzugeben, wenn diese Wege angelegt wurden, als den Gebrauch derselben zu bestimmen. Gewiß scheint es zu seyn, daß Menschenhände sie an-

gelegt haben. In Rom, wo sich alles auf Gottesdienst bezieht, versichert man, daß sie das Werk der Christen zur Zeit der Verfolgungen gewesen sind. Doch daran zweifle ich. Ich halte sie für weit älter; und es ist auch nicht erweislich, daß Leute, welche sich in alle Welt zerstreueten, um den Geboten der Kaiser auszuweichen, sich eine Höhle von mehr als zwanzig Milien hätten ausgraben können, ohne bemerkt zu werden, und ohne daß die ausgegrabne Erde, welche fortgeschafft werden mußte, sie verrathen hätte. Weit eher ist es meiner Meinung nach vorauszusetzen, daß diese verdeckten Gänge zu Belagerungszeiten angelegt sind, um Gemeinschaft außer der Stadt zu unterhalten, oder auch, im Falle eines unglücklichen Erfolges, sich darin zurückzuziehen. Die ersten umherirrenden, und die Bemerkung der Regierung fliehenden Christen werden sie etwa entdeckt, und ihre Zusammenkünfte darin gehalten haben.

Die Zugänge sind so eng, daß kaum zwei Personen neben einander würden gehen können. Ich erkundigte mich, ob Kaiser Joseph diesen Ort besucht habe? Unser Führer sagte, er sey zwar hier gewesen; habe aber nicht für gut gefunden, so weit wie wir gethan hatten, vorzudringen. Diese Antwort war mir ein Fingerzeig. Ich erinnerte mich jetzt aller Beispiele, die man mir erzählt hatte. Verschiedne Engländer waren durch die mephytischen Dünste dieser Gewölbe erstickt worden. Lustig genug wäre es, wenn ihre Leichen nach einiger Zeit gefunden, und zur Verehrung der leichtgläubi-

gen Frommen, als Heilige ausgesetzt geworden wären.

Dem sey wie ihm wolle, ich kehrte stehendes Fußes mit meinem Reisegefährten wieder um, der, schüchterner als ich, nicht gewagt hatte es vorzuschlagen.

Als wir wieder an das Tageslicht gekommen waren, wußte uns ein jeder von den Vorfällen zu erzählen, die mit denjenigen, welche die Neugierde zu weit verleitet hätte, geschehen wären. Ich will einige, den Reisenden zur Warnung, anführen.

Vor einigen Jahren stiegen eine beträchtliche Anzahl Schüler durch den Eingang bei der Villa Medici in die Katakomben. Sie sind nicht wieder zum Vorscheine gekommen, alles Nachsuchen ist vergeblich gewesen. Zwei Deutsche haben in dem nämlichen Jahre dasselbe Schicksal gehabt.

Da es in keines Menschen Gewalt stehet, die Römer von den Vortheilen einer guten Polizei zu überführen, so hat man gar keine Vorkehrungen gegen diese Vorfälle treffen können. Die Erzählung derselben dringt bei den fühllosen Priestern nicht durch. Ueberdem sind ja sie nicht dieser Gefahr ausgesetzt; sie ziehen diejenigen, welche sich derselben aussetzen, gern damit auf, und thun nichts, sie davon zurückzuhalten. Bei diesen Katakomben fällt mir ein, daß mir einst ein Prälat zu rathen aufgab, welches Thieres Fell wohl am köstlichsten sey? Ich nannte den Marder, den weißen Bär, den weißen Fuchs, den rothen, blauen u. s. w. Alles nichts, sagte er, mein Herr, das Fell

eines Priesters. Dieses kunstlose Geständniß schildert mit einem Zuge den Karakter dieser so lange Zeit verehrten Wesen.

Ein Zug, welcher die ausnehmende Schwäche der römischen Regierung bezeichnet.

Ich habe schon mehrmals gesagt, daß von allen Fremden, in Rom residirenden Ministern keiner so viel Einfluß auf das Konsistorium hat, als der Ritter von Azara. Die Verdienste dieses Gesandten ungerechnet, erregen ihm die starken Geldremessen aus Spanien das Wohlwollen des heiligen Stuhls. In den Jahrhunderten der Finsterniß wurde der römische Hof immer im Verhältnisse der Ehrfurcht verwegner, welche die Souverainen ihm zu erweisen sich wegwarfen. Rom ist in diesem Stücke noch dasselbe; allein es hat den größten Theil seiner Gewalt verlohren; und wenn ein Gesandter Festigkeit und Karakterstärke genug hat, die Vorrechte seines Monarchen zu verfechten, so wird Rom ungemein geschmeidig. Nur ein Beispiel hiervon!

Ein Bedienter des Ritters Azara trug ein Stück Nankinzeug über den Platz Colonna. Er wurde von der Wache angehalten, das Pack wurde durchsucht und konfiscirt, weil es nicht gestempelt; ein Beweis, daß es nicht im Zolle angezeigt gewesen war. Dieser Mensch beklagte sich bei seinem Herrn, der augenblicklich andeutete, man müsse ihm den Nankin

wiedergeben; wo nicht, würde er es dem Könige von Spanien melden. Pius VI. erschrak so heftig, als ob ein starkes Kriegsheer den Vatikan umlagert hätte, und ließ sogleich die Wiedererstattung des Zeuges, oder doch des Werthes, im Falle es schon verkauft sey, anbieten; er versprach auch, die Wache bestrafen zu lassen, daß sie die spanische Livree nicht gekannt hätte, als wenn diese Menschen nicht von ihm ausgestellte Befehle hätte befolgen müssen. Azara antwortete, diese Genugthuung sey unzureichend, er verlange, daß der Prälat Ruffo, damaliger Großschatzmeister, ihm einen Entschuldigungsbrief schreiben sollte, und zwar in unzweideutigen Ausdrücken. Der aufs äusserste gekränkte Papst beschwor ihn, seine Forderung zu mildern; aber der Gesandte ließ ihm sagen, wenn die Genugthuung nicht auf der Stelle geschähe, gienge der Kourier ab, und dann stände er nicht für die Folgen. Der Papst, bestürzt über eine Standhaftigkeit, der er sich nicht versehen hatte, bat den Prälaten Ruffo, in die Forderung des Spaniers zu willigen. Ruffo wollte nicht. Da jammerte der heilige Vater, vergoß Thränen, beschwor den Schatzmeister, und erklärte endlich, er würde also gezwungen seyn, sich selbst herabzuwürdigen, und die geforderte Genugthuung zu geben. Endlich schrieb Ruffo den Brief; aber das härteste der Sache hatte man noch vor sich: der Gesandte hatte verlangt, der Prälat solle den Brief persönlich überbringen. Das gab zu neuen Auftritten zwischen dem Papste und dem Schatzmeister Anlaß. Seine Heiligkeit fielen ihm bei-

nahe zu Fuße, bis dieser sich erbitten ließ, und mit Wuth im Herzen nach dem spanischen Pallaste fuhr. Er wurde nicht angenommen, und ließ den Brief zurück, den Azara aufs beste benutzte. Er ließ ihn vielmal abschreiben; die Kopien wurden herumvertheilt; die Zeitungsschreiber bekamen einige, mit dem Bedeuten, den Innhalt in ihren Blättern anzuzeigen. Der spanische Gesandte sagte öffentlich, sobald einem seiner Leute wieder eine ähnliche Beleidigung wiederführe, würde er den Großschatzmeister festhalten, ihn auf den spanischen Platz führen lassen, und da sollte eine gewisse Operation mit ihm vorgenommen werden, die, indem sie seine Stimme heller machte, ihn zu einer seinem Stande angemessenern Sittlichkeit zwingen würde.

Dies letzte brachte den Prälaten aufs äußerste auf. Er bebte vor Zorn. In der Unmöglichkeit sich zu rächen begnügte er sich damit, daß er schwor, einen ewigen Haß in petto gegen ihn zu nähren. Die ungemeine Nachgiebigkeit des Papstes vermehrte seine Wuth. Von dem Augenblicke an wollte er mit Azara nichts mehr zu thun haben; er vermied, ihn irgendwo anzutreffen, und äußerte bei allen Gelegenheiten einen Unwillen, der dem Spanier viel Spaß machte.

Pius VI. wollte gern diesen Zwist aufheben; diesmal aber gelang es ihm nicht. Ruffo gab nicht nach, und achtete nicht auf das Entgegenkommen des Gesandten, welcher, als Privatmann betrachtet, sich dazu verstanden hatte. Der schwache Papst, welcher nicht begriff, daß

der Unwillen über eine empfangene Beleidigung, welche nicht das Vermögen betraf, so lange anhalten könne, nahm sich vor, Ruffo zu zwingen, den spanischen Gesandten zu sehen und zu sprechen. Er nahm die Gelegenheit seiner jährlichen Reise nach den pontinischen Sümpfen wahr. Da nach der Regel der Großschatzmeister ihn dahin begleiten muß, so wurde verabredet, daß der Ritter Azara sich auch dahin begeben, und dann den Prälaten anreden sollte. Der Entwurf gelang nur in so fern; denn der haßvolle Ruffo vereitelte ihn. Er antwortete dem Ritter nicht, und sah weg, um seinen Feind nicht ins Auge fassen zu dürfen.

Wenn man sich erinnert, was über Azara, sowohl in dem ihn selbst betreffenden Abschnitte, als in den Artikel von Mengs gesagt ist, so wird man sich vielleicht über den Starrsinn wundern, den er bei dieser Angelegenheit äußerte, wo denn doch in der That der Großschatzmeister nur in so fern strafbar war, daß er die Befehle seines Herrn genau vollstreckt hatte: aber man muß sich auch erinnern, daß der lange Aufenthalt in Rom ihn mit dessen Handlungsart vertraut gemacht hatte; und er sagte laut: daß, um dem Despotismus des heiligen Stuhls nicht nachgeben zu dürfen, es nöthig sey, ihm mit einem Stolze zu begegnen, der ihm augenscheinlich bewiese, daß seine Herrschaft ein Ende habe, und die der Vernunft beginne.

Allerheiligste Eitelkeit.

Alles, was die Person eines römischen Oberpriesters angeht, wird allerheiligst benannt. Man sagt: das allerheiligste Mittagsessen, der allerheiligste Stuhl, das allerheiligste Bette, und aus diesen Gründen kann man eben sowohl die Neigungen, oder den Eigensinn des Papstes, allerheiligst nennen. Wir wollen einiges dieser Art von Pius VI. anführen.

Wenn er nicht durch irgend ein besonderes Interesse in der Wahl der Subjekte, Stellen zu besetzen, geleitet wird, so wird er gewöhnlich durch die Figur der Personen bestimmt. Er zeigt unter allen Umständen einen entschiednen Geschmack für schöne Verhältnisse; und dieser bestimmt auch immer sein Urtheil über Menschen. Der, dessen Physiognomie ihm gefällt, und ihn für sich günstig einzunehmen versteht, ist sicher, alle Arten von Gnadenerweisen von ihm zu erhalten.

Es ist bekannt, daß er sich gern loben hört. Man spricht ihn entweder gar nicht, oder man erhält nur, was man sucht, indem man ihm schmeichelt; allein von allem Lobe, welches er so gefällig hinnimmt, berauscht ihn am meisten, was den edlen Anstand seines Ganges, und die Schönheit seiner Figur angeht. Vielleicht ist diese Art Eitelkeit nie weiter getrieben worden, als bei ihm. Eine Menge Leute ohne Talent und Verdienst haben dadurch, daß sie ihn mit diesem Weirauche einräucherten, Würden und Stellen erhalten.

Ein Kanonikus, dessen Kleidung und äuße-

rer Aufzug die größte Armuth anzeigten, hatte sich 1786 an den Eingang einer Kirche postirt, in welche der Papst gehen sollte. Er rief, als er ihn ansichtig wurde, ganz vertraulich: viva il mio caro pinccio, quanto o mio caro, il mio pinccio, quanto è mai bello! »Es lebe mein lieber kleiner Pius; wie lieb hab' ich ihn, wie er so schön ist!« Nachher, als er ihm in die Kirche gefolgt war, rief er wieder: che vago papetto! welch ein allerliebstes kleines Päpstchen! Nun nahm der heilige Vater ein majestätisches Wesen an, und faßte den Kanonikus ins Auge, doch ohne verdrüßlich zu scheinen. Der Prälat, welcher Seine Heiligkeit begleitete, irrte in diesem Blicke und befahl dem Kanonikus, sich nach den Exercitien zu begeben. Dies ist in Rom ein Ort, wohin die Geistlichen, die man strafen will, geschickt werden. Der Kanonikus gehorchte; allein vorher sprach er einen Kammerdiener des Papstes, den er kannte. Er sagte, er sey stets von Ehrfurcht für den Papst durchdrungen gewesen; allein da er ihn das erstemal so in der Nähe gesehen, habe er die Ausbrüche seiner Bewunderung nicht zurückhalten können. Der Kammerdiener sagte dem Papste dies wieder, welcher antwortete, der Prälat sey ein . . . hier gab er ihm seinen Lieblingsbeinahmen, den die Sittlichkeit nicht zu wiederholen gestattet. Indeß müsse man nicht solche Freiheit eines Unterthanen gegen seinen Herrn zu dulden scheinen, setzte er hinzu: der Kanonikus müsse seine Zeit aussitzen. Allein als zwei Tage nachher zwei gute Pfründen erle-

digt wurden, ertheilte der Papst sie dem Kanonikus, uud bezahlte die Kanzleigebühren aus seinen Mitteln.

Drei Jahre vorher war ein armer deutscher Priester nach Rom gekommen, Dispensation zu einer Heirath für einen seiner Verwandten zu suchen; da er aber so arm war, und die erforlichen Vorschüsse nicht thun konnte, erhielt er sie nicht. Jemand zeigte ihm die Mittel an, sich bei dem Papste beliebt zu machen, und von ihm bemerkt zu werden. Er erfuhr, um welche Stunde Seine Heiligkeit in die und die Kirche gehen würde; er stellt sich ihm in den Weg, und sagt so laut, daß er gehört werden kann: Was für ein schöner Papst! Der Papst wendet sich zu einem seiner Schweizer, und frägt, was der fremde Priester gesagt habe. Der Schweizer antwortet, und wiederholt was der Deutsche sagte. Pius VI. ließ den Priester zu sich rufen, ihm die Dispensation gratis ausfertigen, bezahlte ihm seine Reisekosten, und ließ ihm ein Kanonikat in Deutschland geben. Eben so begegnete er, bei ähnlicher Gelegenheit, einem ungarischen Gelstlichen, der seine Bewunderung auch in seiner Gegenwart ausgedrückt hatte.

Pius VI. hatte viele Maitressen. Die er am längsten geliebt hatte, war die Julie Falconnieri, die Mutter der Konstanze Onesti, welche nachher den Prinzen Neffen des Papstes geheirathet hat. Es ist nicht mehr zweifelhaft, daß diese Dame die Tochter des Papstes ist. Wenn man sie sieht, ist es gar nicht erlaubt daran zu zweifeln. Allein der Papst hat für

diese Nichte eine mehr als väterliche Zärtlichkeit, und er ist nicht immer behutsam genug gewesen, sein Betragen und seine Gesinnungen in dieser Absicht zu verbergen.

Noch eine allerheiligste Eitelkeit.

Pius VI. hält sich nicht nur für den schönsten aller Männer, er hält sich auch für den beredtsten, gelehrtesten, den klügsten von Allen, und der den geläutertsten Geschmack hat. Es sind Prälaten in Ungnade bloß deshalb gefallen, weil sie in seiner Gegenwart Benedikt XIV. und Ganganelli gelobt hatten, und weil er das für eine verdeckte Satyre auf seine Person hielt. Er möchte gern der einzige Mensch seyn, dessen Vollkommenheiten man rühmte, und er selbst möchte gern alle Güter der Welt besitzen, oder doch an seine Familie bringen.

Dieser Papst strebt, ohne irgend einen Anspruch mit Recht darauf machen zu können, nach allen Arten von Ruf. Er hält sich für den gelehrtesten Alterthumskundigen, den ersten Kenner in allen Künsten. Er rühmt sich, ehedem gut gemahlt, auch Figuren geformt zu haben und der Verfasser mancher Schrift zu seyn, die er sehr rühmt, deren Handschriften er aber verlohren zu haben vorgiebt.

Pius VI. Vorfahren haben sich in Glaubenssachen für unfehlbar gehalten; er aber hält sich in allen ersinnlichen Dingen für unfehlbar. Er ahndet nicht, daß die Unwissenheit durch nichts stärker an den Tag kommt, als durch die Anmaßung, Alles wissen zu wollen.

Ganganelli hatte im Vatikan ein Musäum angelegt, welches unter dem Nahmen des Klementinischen bekannt ist. Ihm diesen Nahmen seines Stifters zu nehmen, und ihm den seinigen zu geben, ist er so weit gegangen, eine große Menge Steine, welche den Nahmen Klemens XIV. führten, wegnehmen, und andre, welche Braschi heißen, an ihre Stelle legen zu lassen. Man stößt in Rom bei jedem Schritte auf ähnliche Beweise dieser kindischen Ziererei, die ihn antreibt, seinen Nahmen und sein Wappen allenthalben anzubringen. Er würde, wenn es angienge, das Musäum des Kapitols, welches von Klemens XIV. angelegt ist, berauben, um das im Vatikan zu bereichern. Der Aufseher dieses ersteren, ein talentvoller Mann, mit welchem ich Bekanntschaft gemacht hatte, sagte, er habe nicht mehr das Herz, den Papst zur Ausbesserung irgend eines der Meisterstücke dieser Kunstsammlung aufzufordern, so sehr manches auch derselben bedürfe, weil alsdann der Papst nicht unterlassen würde, dieses prächtige Stück in sein Lieblingsmusäum zu versetzen.

Anstößige Unbilligkeit Pius VI.

Ein einziger Zug wird hinreichen, die unanständige Habsucht des jetzigen Papstes darzuthun. Hier ist er!

Karl Ambrosius le Prix, ein Lastträger in Busse, einem Flecken im Meyländischen, hatte sich in Rom durch seine Geschicklichkeit und Industrie ein ansehnliches Vermögen erworben. Er hatte die Domainen Comacchio in der Mark

Ancona von der päpstlichen Kammer durch Erbpacht an sich gebracht, und durch vortheilhafte Spekulationen hatte er ein Vermögen, welches man auf acht hundert tausend römische Thaler schätzte, zusammengebracht.

Le Prix hatte drei Söhne, Amasis, Joseph und Johann. Er machte ihnen bei seinen Lebzeiten eine unwiderrufliche Schenkung seines ganzen Vermögens, und behielt sich bloß den lebenswierigen Niesbrauch vor. Er unterwarf sie einem immerwährenden Fideicommiß, bei welchem die drei Brüder allen andern vorgiengen, im Fall einer von ihnen, ohne männliche Erben nachzulassen, sterben sollte.

Johann, der älteste, starb bald nach seinem Vater, und hinterließ keine Kinder; dann starb Joseph, und ließ nur eine Tochter Anne Marie nach; Amasis war ein Priester geworden. Da er der letzte von den Dreien war, so genoß er des ganzen Vermögens, und meinte, er habe so sehr den freien Gebrauch desselben, daß er seine Nichte Anne Marie, deren Mutter er nicht leiden konnte, darum bringen könnte. Alle römische Rechtsgelehrten waren entgegengesetzter Meinung, und behaupteten, daß nach den Ausdrücken der Schenkung das Vermögen der Nichte zustände, mit welcher die Familie ausstarb.

Der Priester Amasis ließ sich durch verschiedne Gerichtshöfe autorisiren, über diese Güter willkührlich schalten zu können. Weil ihn alle Gesetzverständige versicherten, diese Akten wären ungültig, und könnten leicht kassirt werden, so nahm er seine Zuflucht zu einem andern

Mit=

Mittel. Er bestach Zeugen, welche aussagen mußten, Anne Marie sey nicht rechtmäßig erzeugt. Wer diese Unmenschlichkeit wußte, den empörte sie, und sie brachte ihm den Schimpfnahmen zuwege Amensius demens, der Unsinnige.

Als Pius VI. diese Sache erfuhr, setzte er es sich in den Kopf, sich alle diese Güter selbst zuzueignen, indem er sie dem Amasis unter dem Versprechen eines Kardinalshutes stehlen wollte. Er trug diese schändliche Sache einem gewissen Nardini auf. Dieser Spitzbube schlich sich in des alten Priesters Vertrauen ein. Er stellte ihm vor, da sein Vater sein ganzes Vermögen in dem Kirchenstaate erworben habe, so würde es eine billige und erkenntliche Handlung seyn, wenn er den Papst zu seinem einzigen Erben einsetzte, weil er doch ohnedem schon die Rechtmäßigkeit der Geburt seiner Brudertochter, Anne Marie, in Zweifel zöge; und der Papst, setzte er hinzu, würde nicht unterlassen, diese Wohlthat dadurch zu erkennen, daß er ihn mit Ehren und Würden überhäufte. Seinen Haß und seinen Hochmuth zugleich zu befriedigen, waren für Amasis zu mächtige Anreizungen, als daß sie ihn nicht bestimmt haben sollten. Er machte eine förmliche Schenkung aller seiner Güter an den Papst, indem er ihm freie Hand ließ, damit zu schalten. Der Papst setzte seinen Neffen auf der Stelle in Besitz derselben, und schlug das Versprechen, welches er dem Geber hatte machen lassen, in den Wind.

Der Verdruß über Pius VI. Treulosigkeit

und Undankbarkeit, und die Gewissensbisse über seine eigne Ungerechtigkeit nagten an Amasis Herz; er wollte es dadurch wieder gut machen, daß er in einem Testamente erklärte, er sey durch die Agenten des Pabstes bloß verführt worden, ihm alle seine Güter zu schenken; auch habe ihn der Haß gegen seine Schwägerinn verleitet, um deren Verzeihung er flehte, indem er sein Verbrechen gestände, und die Schenkung vernichtete.

Auch Nardini bezeugte im Sterben, wie leid es ihm sey, daß er sich von dem Pabste zu einer so schreiende Ungerechtigkeit hätte brauchen lassen.

Amasis Testament, nnd Nardini's Geständniß wurden bald in ganz Rom bekannt. Jedermann war indignirt; aber darüber spottete der Papst nur. Er behauptete nichts desto weniger, Amasis Handlung sey ein vom heiligen Petrus gewirktes Wunder. Anne Marie und ihre Mutter nahmen sich vor, stillzuschweigen, und Pius VI. Tod abzuwarten, dessen Ansehen sie bei den Gerichtshöfen nicht überwiegen zu können voraussetzten. Allein Seine Heiligkeit verstand dieses Stillschweigen vollkommen, und fürchtete es sogar. Pius wollte gern sein Verbrechen konsolidiren, und die Früchte desselben seinem Neffen zusichern, über den einst, wie er wohl voraussah, das Ungewitter losbrechen würde, wenn er demselben jetzt, da er seine Oberherrschaft noch mißbrauchen kann, nicht zuvorkäme.

Er zwang also die Unmündige, eine Akte auszustellen, und ihre Rechte geltend zu ma-

chen. Sie flößte allgemeines Interesse ein. Die Ungerechtigkeit, die ihr wiederfuhr, war zu schreiend, und erregte solchen Widerwillen, daß die Richter geneigt schienen, nach der Entscheidung des ganzen großen Publikums zu entscheiden. Jetzt durfte der Papst nicht mehr zweifeln, daß der Spruch gegen ihn ausfallen werde, und da er überdem nicht hoffen durfte, alle Mitglieder der Rota, vor welcher die Sache schwebte, bestechen zu können, bot er der Annen Marien einen Vergleich an, den diese begierigst annahm. Diesem zu Folge wurden die Güter zwischen ihr und dem Neffen Seiner Heiligkeit getheilt. Wenn einst aber der große Gerichtstag anbricht, wird er zur Wiedererstattung dieser Hälfte, die er usurpirt, und der Interessen, die sie ihm getragen haben wird; ihm wird von der Unthat seines Oheims und seiner eignen Niederträchtigkeit keine andre Frucht übrig bleiben, als der allgemeine Abscheu, den sie beide wohl verdient haben.

Der Dialog.

Der Karakter der heutigen Römer enthält die auffallendsten Widersprüche, und beinahe immer beide Extreme. Die Leute in Aemtern und Würden sind ziemlich allgemein niedrig und kriechend, und das Volk ist eines der geistreichsten und kraftvollsten in der Welt. Es spricht gescheut, lebhaft nnd kräftig, ist in seinen Manieren sanft und zuvorkommend, zeigt sich im geselligen Leben freimüthig und offen. Allein

dieser Karakter artet bei allen, die Dienste nehmen, oder bei Hofe gehen, oder zu wichtigen Posten befördert werden, aus; ein Beweis mehr, daß die gegenwärtige Regierung sich nicht für die Nation schickt! Und daraus läßt sich schließen, daß gewiß eine demokratische Regierung an ihre Stelle gesetzt werden wird; das ist auch die einzige, die dem römischen Volke zuträglich, und seiner würdig ist.

Ich habe schon vorläufig gesagt, daß während meines zweimaligen ziemlich langen Aufenthalts in Rom, ich gewöhnlich alle Morgen zu Fuße ausgieng; ich wollte ausspähen, untersuchen, und alles selbst zu beurtheilen mich in den Stand setzen. Auf den großen Plätzen und auf den Straßen redete ich Leute an, und befragte sie über Dinge, die Manchem wohl zu geringfügig scheinen, mir aber immer sehr bedeutend gewesen sind. Dieser allenthalben nützliche Gebrauch — denen nützlich, welchen es um Kenntniß der Sitten uud Gebräuche eines Landes zu thun ist — ist es in Rom mehr als sonst irgendwo, wenn man seinen Zweck erreichen will. Bald wendete ich mich an einen in Lumpen gehüllten Priester, bald an einsammelnde Brüder, an Kapuziner, Franziskaner oder Minimen; ein andermal an Abbe's von elegantem Zuschnitte und geziertem Wesen; öfter aber noch an Arbeitsleute und Kleinkrämer. Letztere sind in Rom sehr spaßhaft, und haben oft Antworten in Bereitschaft, die man wenig von Menschen erwartet, welche oft nicht einmal einen Begriff von den Buchstaben des Alphabets ihrer Muttersprache haben.

Eines Morgens, in den letzten Tagen des Dezembers, da es sehr kalt war, gieng ich in meinen Mantel gehüllt aus. Ich betrachte auf dem Platze Navone den schönen Springbrunnen von Bernini. Ein Fischkrämer besah mich sehr aufmerksam; ich sah es, und merkte daß er große Lust hatte, mich anzureden; ich kam ihm entgegen, und wir hatten die Konferenz, die ich jetzt mittheilen will.

Dieses Werk ist prächtig, sagte ich, indem ich den Springbrunnen ansah, es erregt Bewundrung; denkt ihr das nicht auch?

Fischkrämer.

Glaube nicht, daß es zu unsrer Bequemlichkeit, zu unserm Besten angelegt ist.

Der Fremde.

Wozu wäre es denn gemacht?

Krämer.

Lediglich den Nahmen und das Wapen des Papstes, der es auf unsre Kosten bauen ließ, darauf anzubringen. Ah! wenn Du wüßtest, wie der Ehrgeiz diese verwünschte Pfaffen regiert.

Der Fremde.

Ich weiß es sehr gut, und bin ganz Deiner Meinung; aber deswegen ist dieses Denkmal doch vortrefflich.

Krämer.

Ich habe nichts dagegen; aber Brod ist doch besser.

Der Fremde.

Mags; aber durch diesen Springbrunnen wird es weder reichlicher, noch theurer.

Krämer.

Du irrst. Wären unsre Priester nicht so eitel, so würden sie das Geld, das uns genommen, wird, besser anwenden. Statt Obelisken zu errichten, und prächtige Springbrunnen zu bauen, sollten sie die wüsten Ländereien anbauen, die ehedem mit Dörfern und Städten bedeckt waren. Schöne Kornfelder wären besser noch als die Peterskirche selbst. Dann würde wohl das Brod wohlfeiler seyn, und wenn denn Ueberfluß an Geld da wäre, könnte man die Stadt mit Denkmälern zieren. Unsre Priester sind Thoren, die der Hochmuth ganz verblendet.

Der Fremde.

Du sprichst ja wie ein Buch.

Krämer.

Ich habe nie in einem gelesen.

Der Fremde.

Und wie das? —

Krämer.

Weil ich nicht lesen kann.

Der Fremde.

Warum hast D'us nicht gelernt?

Krämer.

Weder mein Vater noch meine Mutter, noch irgend einer meiner Voreltern, daß ich wüßte, haben je mehr gelernt.

Der Fremde.

Wie seyd Ihr denn insgesammt zu dieser Gleichgültigkeit gekommen?

Krämer.

Durch die Bosheit unsrer Priester; sie fürchten, das Volk möchte zu helle werden. Aber

das Volk ist sehr gewiß, daß seine Priester, Trotz ihrer Theologie, noch weniger wissen als es selbst weiß.

Der Fremde.

Ja, du hast sehr recht. Aber das Volk würde zwiefach recht haben, wenn es lesen und schreiben könnte: denn alsdann würde es einsehen, was es jetzt seine Unwissenheit einzusehen hindert.

Krämer.

Ah! wir sehen doch schon genug; dazu brauchen wir nur Augen und Ohren, um jeden Tag, jede Stunde einzusehen, daß unsre Priester uns mißleiten.

Der Fremde.

Wie meinst du aber, daß sie es besser machen könnten?

Krämer.

Das Bessere muß man nicht vom Priester erwarten. Sie sind im Bösen verhärtet, und sie stellen sich vor, ihr Interesse erfordre es, das Böse zu thun.

Der Fremde.

Ich verstehe dich nicht.

Krämer.

Du stellst Dich nur so, und Du verstehst mich recht gut.

Der Fremde.

Nein! erkläre Dich deutlicher.

Krämer.

Ich meine, daß wir immer noch so dumm sind, uns von unsern Priestern beherrschen zu lassen, die sicher noch weniger taugen, als die in Frankreich getaugt haben.

Der Fremde.

Du weißt also, was in Frankreich geschehen ist?

Krämer.

Wohl wissen wir es, so sehr sich unsre Priester auch bemühen es geheim für uns zu halten; aber die Wahrheit dringt doch früh oder spät durch. Sie sagen uns ohne Unterlaß, daß in Frankreich alles drüber und drunter gienge; man thue nichts als rauben, morden, zerstören; daß allenthalben die größte Unordnung herrsche, und daß es keinen Menschen gäbe, der nicht jeglichen Augenblick Gefahr laufe, sein Leben oder sein Vermögen einzubüßen.

Der Fremde.

Glaubst Du das?

Krämer.

Es ist genug, daß unsre Priester es uns versichern, um es nicht zu glauben. Sie sprechen so, um uns abzuschrecken, diesem Beispiele zu folgen, oder doch den Versuch zu machen; sie wollen uns weiß machen, das Volk verstehe nicht, sich selbst zu regieren. Indeß habe ich doch ganz anders von unsern Vorfahren gehört; man sagt, sie wären nie größer, nie glücklicher gewesen, als da sie thun konnten, was sie wollten.

Der Fremde.

Das ist auch wahr.

Krämer.

Ich möchte nur wissen, ob es wahr ist, daß in Frankreich das Vermögen in gleiche Theile vertheilt worden ist.

Der Fremde.

Kannst Du das im Ernste glauben?

Krämer.

Hier glaubt es kein Mensch, und wir denken sogar, es würde nicht gut seyn. Laß immerhin die Reichen ihres Wohlstands genießen, es ist schon genug, daß nicht allein nur sie Gesetze vorschreiben dürfen.

Der Fremde.

Nein, mein Freund, man hat in Frankreich die Unordnungen nicht begangen, deren man dieses Volk beschuldigt. Man ehrt dort, mehr als je, das Eigenthumsrecht, welches aller Orten heilig seyn muß. Man hat nicht gewollt, daß die Priester noch ferner ein weichliches, bis zum Aergerniße üppiges Leben führen sollten, indeß andre nicht soviel hatten, ihre dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Man hat gesucht, mehr Gleichheit einzuführen, indem man Allen Mittel gab, zwar ohne Pracht, aber doch mit Anstand zu leben. Bedienungen und Aemter sind nun nicht mehr für Geld feil, und denjenigen, welche sie gekauft hatten, hat man ihre Auslagen bezahlt. Man hat nicht gewollt, daß es fernerhin von der Laune oder den Leidenschaften eines Königs oder Ministers abhienge, ein ganzes Volk umbringen zu lassen, indem es zu einem, für seinen Ruhm und sein Glück unnützen Krieg gezwungen wird. Man hat ihnen allenfalls das abgeschmackte und grausame Recht, nach ihrer Willkühr Auflagen zu machen, benommen; und die Minister sind überhaupt verantwortlich für alles Böse, so unter ihrer Verwaltung geschieht, gemacht worden. Die Titel Prinz, Herzog, Graf u. s. w. sind abgeschafft, weil man bemerkt, daß weder Gott noch

Natur sie eingesetzt hat; daß es nur Usurpationen des Hochmuthes sind, und daß es keinen ehrenvollern und schönern Nahmen, als Mensch und Bürger giebt. Uebrigens bestehen die Rechte des Volks, die Ausübung seiner Souveraineität darin, daß es sich seine Obrigkeiten, alle seine Repräsentanten selbst wählt, die, wenn sie einmal gewählt sind, eben so geachtet werden wie das Volk selbst; das Volk wählt sie durch Stimmenmehrheit aus denjenigen, die im Rufe des bessern Verstandes, der größern Ehrlichkeit stehen: so ernennt es sich auch seine Bischöfe und Pfarrer selbst. Das ist in wenig Worten, was das Volk in Frankreich gethan hat. Dabei hat es sich ohne Zweifel einige Irrthümer erlaubt. Ich sage noch mehr: Bösewichter haben sich seines Namens bedient, um ungestraft Verbrechen begehen zu können; allein dergleichen Unglück ist immer von Revolutionen, welche politische Gleichheit bewirken sollen, unzertrennlich gewesen.

Krämer.

Sie machen mir eine wahre Freude. Also giebt es in Frankreich weder Herzöge noch Grafen mehr?

Der Fremde.

Es giebt keine mehr. Aber es giebt eine Versammlung von Nationalrepräsentanten; es giebt Magistrate, Departementer, Distrikte, Municipalitäten, deren Mitglieder frei vom Volke gewählt, und zu bestimmten Zeiten immer wieder durch Andre ersetzt werden.

Der Krämer.

Das klingt prächtig! Ach, wenn wir so glücklich wären, es wie die Franzosen zu machen, und unsre noch lächerlichere Titel, als Kardinäle und Monsignors abzuschaffen! Warum haben wir statt des Papstes keine Konsuln? Man hatte mir für gewiß gesagt, daß in der französischen Nationalversammlung der Vorschlag zur Theilung der Aecker geschehen sey, und daß die Theilung des Vermögens dekretirt und ins Werk gerichtet wäre, so daß ich es für ausgemacht wahr hielt. Du bist also auch ein Franzose?

Der Fremde.

Nein, ich bin keiner; aber ich bin seit der Revolution in Paris gewesen, und habe Freunde und Korrespondenten daselbst, welche mir genau berichten, was dort vorgeht; und was ich dir gesagt habe, ist alles nach der strengsten Wahrheit richtig. Es ist freilich wahr, daß ein fanatischer Priester, vielleicht war er was Schlimmeres noch, die Theilung des Vermögens vorgeschlagen hat; allein man spottete seiner und seiner Motion, welche wenig Anhänger, sogar unter den Aermsten nicht, fand. Man muß sich über dergleichen nicht wundern, weil es beinahe unmöglich ist, daß sich in einer so zahlreichen Versammlung nicht auch ein Narr finden sollte, dessen Meinungen wenig gescheut wären; daran liegt aber nichts. Das sind kleine Inkonvenienzen der Freiheit. Man soll sich dann wenig mit den Ausgeburten eines verbrannten, aberwitzigen Gehirns abgeben, wenn nur die Masse der Nation die Gefahr davon

einsieht, und seine Meinungen, nachdem sie angehört sind, verwirft. Die geringe Anzahl schlecht organisirter Menschen, oder solcher Unwissenden, welche Narrheiten vorschlagen, sind in einer sonst gesunden, und in ihren Theilen gut aneinandergesetzten Versammlung so anzusehen, als die schlechten Säfte, die auch in den stärksten Körpern sich befinden. Die Masse der gegebnen Dekrete muß es ausweisen. Könntest du lesen, so würdest du mit Vergnügen sehen, daß sie alle vortrefflich sind, und besonders zum Zwecke haben, das Glück des großen Haufens zu befördern.

Krämer.

Ich danke Deiner Hoheit, daß Du so gut gewesen bist, mir so viel schöne Sachen zu erzählen.

Der Fremde.

Ich gehe nun, mein Freund; es ist heute kalt: und wenn ich gleich einen guten Mantel habe, der mich einhüllt, so bist Du dagegen unbedeckt, und Du wirst gern aus der Kälte gehen wollen, die Du ohnedem wohl nicht wirst ertragen können, weil Dein Klima sonst so milde ist.

Krämer.

Ich erinnere mich freilich nicht, je eine ähnliche Kälte empfunden zu haben. Ihr Ultramontaner müßt sie uns mit aus Eurem Lande hierher gebracht haben.

Der Fremde.

Unsre Kälte bringen wir nicht mit nach Rom, wohl aber den größten Theil des Geldes, der in dieser Stadt im Umlaufe ist.

Krämer.

Es ist wahr, daß die Fremden uns durch ihren Aufwand Nutzen bringen; allein Ihr Ultramontaner Ihr, Ihr macht solche Verändrungen in Eurer geistlichen Verfassung, daß wir vor Hunger umkommen möchten, ohne daß es unsern trägen Priestern nur einfällt, auf Mittel dagegen zu denken; welches doch so leicht wäre.

Der Fremde.

Wie meinst Du das?

Krämer.

Hast Du nicht, als Du nach Rom kamst, die Ländereien umher bemerkt, und hast Du nicht eingesehen, wie fruchtbar sie seyn würden, wenn man sie anbaute?

Der Fremde.

Ich wußte es recht gut; aber ich wollte es von dir selbst hören. Du hast sehr recht, und ich sage es oft genug zu den Kardinälen, und selbst zu dem Pabste; aber sie wollen nicht sehen und hören. Das römische Volk wird nur dann erst glücklich und mächtig seyn, wenn es anfängt, seine eigne Stärke, und die Schwäche, die Laster und das Verderben der Serenissimen zu fühlen, von denen es beherrscht wird; kurz, wenn es Muth haben wird, es wie die Franzosen zu machen, welche zahlreichere und schrecklichere Hindernisse, als es hier giebt, zu bekämpfen hatten. Die französische Regierung vereinigte alle Kräfte in sich, die ein solches Unternehmen gefährlich machen konnten; dahingegen die Stärke Eurer Priester bloß in Eurer Weichlichkeit, Geduld und Feigheit liegt.

Krämer.

Du hast wohl recht, liebe Hoheit. Wollte Gott, daß Du unsre Angelegenheiten, die Du so gut einsiehest, könntest mit lenken helfen. Fahre nur fort, unsre unwissenden Schelme so zu behandeln; ich hoffe indeß, wir werden sie auch wohl zur Vernunft bringen, und das eher, als man glaubt.

Dieser Mann fieng an so laut zu sprechen; es giengen so viele Leute vorbei, daß mir bange wurde, es könnten sich Kundschafter, deren es in Rom so viele giebt, einfinden. Ich verließ nun meinen Fischkrämer, und nahm freundlich von ihm Abschied, verschwieg ihm aber wohlbedächtig, daß ich französischer Bürger sey, aus Besorgniß, er könne einen Mißbrauch davon machen.

Dieser Dialog ist nach der strengsten Wahrheit richtig. Ich habe mehrere dergleichen mit Leuten von dem nehmlichen Schlage gehabt. Ich wiederholte diesen, weil er mir der nachdrücklichste von allen zu seyn schien, und der den anschaulichsten Begriff giebt, wie das römische Volk sieht und spricht.

Man muß sich nicht wundern, daß dieser Mann mich Hoheit nannte. Rom ist voller Fremden von dem höchsten Range; es kommen oft regierende Herren und Monarchen dahin. Joseph II., der Großherzog von Toskana, der König von Schweden, alle giengen, so wie ich, allein spazieren, und plauderten mit den Vorübergehenden. Das gefällt diesem Volke ungemein, weil es daraus schließt, daß es geachtet wird; und wofern derjenige, welcher mit

dem Volke spricht, nur einige Superiorität im Tone und in Manieren blicken läßt, so wird er für einen Mann von erhabner Geburt gehalten; und dieses Volk, welchem diese Art Gespräche sehr schmeichelt, antwortet alsdann freimüthig, und dennoch mit einer Ehrerbietung die nicht kriechend ist. Es hat auch die Gewohnheit zu duzen, die noch von seinen Voreltern, welche Pompejus und Cäsarn so nannten, auf dasselbe vererbt ist. Aber sobald es eine verfeinerte Erziehung erhält, so schämt es sich derselben; es büßt dabei zugleich seine Freimüthigkeit und sein Feuer ein, und sein sehr unterwürfiger Ton wird dann mehr als ehrerbietig.

Von den Juden.

Sie bewohnen in Rom ein abgesondertes Vierthel, welches der Ghetto heißt. Eben so ist es in den andern Städten Italiens, wenn man Livorno, und die Toskanesischen Inseln ausnimmt. Dieses Vierthel hat Thore, Wachen und eine sehr zwängende Polizeiverfassung, damit man häufigen Vorwand sie zu pfänden habe. Die Inspektion des Ghetto ist eine sehr einträgliche Bedienung. An den Oertern, wo diese Unglücklichen an einander gedrückt wohnen, trifft man die nehmlichen Inkonvenienzen, dieselbe Unreinlichkeit; die Luft ist eben so ungesund, wie man es allenthalben da bemerkt, wo die Regierungen die nehmlichen Verbrechen begehen, und Unglückliche zu verfolgen, zu erniedrigen und zu belasten sich unterstehen, welche der Verachtung des Pöbels, und der Verfolgung der Dummen preisgegeben sind.

Die Juden in Rom sind ungemein arm; oft trift man eine ganze Familie in einer einzigen Stube über einander gehäuft, welche alsdann den ekelhaften Anblick eines Elendes darbietet, das Mitleiden erregend und zurückstoßend ist. Zuweilen enthält auch eine solche Stube, in der nur ein Bette ist, mehr als eine Familie, die dessen wechselsweise sich bedienen. Dann hocken Vater, Mutter und Kinder zugleich auf diesem elenden Lager, wie Käfer, welche auf einem Haufen Mist brüten. Diese elenden Schlachtopfer des Aberglaubens sind bleiche, ausgedörrte Figuren, auf welchen die allerdemüthigendste Herabwürdigung geprägt ist. Man sieht sie nicht, ohne von Zorn gegen eine Regierung zu entbrennen, welche sie bis zu dem Grade verfolgt, und beinahe auch, ohne gegen eine Religion aufgebracht zu werden, welche es zu gebieten scheint, und dadurch den ersten Grundsätzen der Moral und der Menschlichkeit Hohn spricht.

Bei den mehresten Völkern, welche sich ein gleiches Betragen gegen Juden zu Schulden kommen ließen, sind sie durch äußerliche Zeichen unterschieden worden; nirgends aber sind diese so vielfältig, und so erniedrigend als in Rom gewesen. Man würde die Juden doch ohne sie an ihrer Degradation und dem physischen Unterscheidungszeichen herausfinden. Alles an ihnen beweiset, daß sie der Schmach und der Leiden gewohnt sind. Man hat hier die Grausamkeit, sie zu zwingen, Predigten beizuwohnen, durch welche ihre Lehrsätze, Vorschriften und Gesetze, von unwissenden Mönchen, welche

che sie nicht einmal verstehen, angegriffen werden.

Unter der großen Anzahl von Elenden, davon der Ghetto wimmelt, sind etwa dreißig bis vierzig sehr reiche, die im Wohlleben sich befinden, und etwa hundert, die einer Art von Wohlstand genießen. Allein so mächtig ist die Gewohnheit, oder vielmehr das Band, das sie untereinander verbindet, daß keiner dieses barbarische Vaterland verläßt, welches sie nur in seinem Schooße zu nähren scheint, um sie zu verfolgen. Indeß gestehen die Römer selbst, daß das von ihnen so verworfene Volk doch einiger Tugend fähig sey; selbst auf den christlichen Kanzeln ist ihre gegenseitige Barmherzigkeit und der Eifer, mit dem sie einander ihr Schicksal erleichtern, gerühmt worden. Diese Prediger sollten sie vorzüglich deshalb loben, daß sie nicht so, wie wir, bereit sind, an den Müßiggang, dem wir beinahe Prämien geben, ihre Wohlthätigkeit zu verschwenden; sondern nur dem Kunstfleiße aufhelfen, und diejenigen, die Arbeitsamkeit lieben und suchen, Aufmunterung geben.

Es ist bekanntlich den Juden in ihrem Gesetze untersagt, ihre Volksmenge zu zählen; indeß hat man doch Mittel gefunden, ihre Anzahl zu entdecken, durch die Berechnung der Konsumtionen, und der Einfuhr in den Städten, und durch die Menge der Häuser, die ihnen zu bewohnen angewiesen sind. Nach dieser Berechnung weiß man, daß der Ghetto funfzehn bis sechszehntausend Einwohner hat.

Der Papst, die Kardinäle, und die andern

Prälaten haben oft die Ehre mit einander getheilt, diese armseligen Menschen in Kontribution zu setzen, indem sie übermäßige Auflagen bezahlen mußten. Pius VI. hat sie mehr noch, als irgend einer seiner Vorgänger gemißhandelt, und bei mehr als einer Gelegenheit haben Seine Heiligkeit ihre reichen Geschenke anzunehmen gewürdigt, welche sie ebenmäßig auch seinem Neffen überreicht haben.

Außer allem Zweifel sind die römischen Juden Nachkommen derer, welche unter dem Kaiser Vespasian, und unter seinem Sohne Titus, bei der Einnahme von Jerusalem gefangen weggeführt wurden. Letzterer, welchen die Geschichtschreiber den Nahmen Wonne des Menschengeschlechts gegeben haben, war nicht die Wonne der Juden, welche er mit einer an Barbarei gränzenden Strenge behandelte. Wenn man über diese Thatsachen nachdenkt, was wird denn aus den Vorstellungen, dem süßen Gefühle, welches das Andenken an seine so gerühmten Handlungen der Gerechtigkeit und des Wohlwollens gegen die andern Völker einflößt? Titus ließ gegen funfzig tausend von diesen Gefangenen, wie Lastthiere, an dem berühmten Amphitheater arbeiten, welches er seinem Vater zu Ehren erbauete, und wodurch die seinige nicht erhöht wurde.

Dieser Ursprung der zu Rom wohnenden Juden ist mir von denen in Livorno bestätigt worden. Ueberdem hat man noch eine Menge Denkmäler, die es ebenfalls beweisen. Oft haben die in Holland wohnenden portugiesischen, spanischen und deutschen Juden Deputirte nach

Rom geschickt, die Archive des Ghetto zu Rathe zu ziehen. Sie enthalten köstliche Denkwürdigkeiten, wichtige und einzige Manuskripte, deren Autorität nicht zu bestreiten ist.

In Ghetto sind verschiedne Synagogen, deren Anzahl ich aber nicht weiß; alle sind eng und unreinlich. Ich habe die vornehmste, welche die geschmückteste und reichste ist, gesehen; ihre Ornamente bestehen in sehr gut aufbewahrten Alterthümern, wovon einige die Geschichte und Unglücksfälle dieses Volks enthalten, die sehr merkwürdig, und noch in sehr gutem Zustande sind.

Die Juden treiben in Rom eben den Handel, wie sie in den andern Ländern thun, wo man Vorurtheile gegen sie hat, und sie verfolgt; sie sind Trödler und Wucherer. Die Noth macht sie erfinderisch, aus jedem Lumpen Nuzzen zu ziehen. Darauf schränken die mehresten ihren Handel ein.

Bei meiner letzten Reise in diesem Lande hatte ich Gelegenheit, einige von ihnen, auf die ich Anweisungen hatte, zu sprechen. Sie wußten von allem dem, was in Frankreich zu Gunsten ihrer Nation geschehen war, nichts; sie hatten wohl von einer Revolution gehört, hatten doch aber keinen richtigen Begriff davon. Auch ihnen hatte man weißgemacht, es sey nur alles ohne Absicht und Nutzen um und um gekehrt worden; und, so wie mein Fischkrämer, glaubten sie an der gleichen Vertheilung des Vermögens. Als ich ihnen aber eine treue Schilderung von dem, was geschehen war, machte; besonders, als ich ihnen erklärte, der

Zweck dieser Revolution sey besonders der, jedem Menschen gleiche Rechte zuzusichern, und gleiche Pflichten aufzulegen; als sie hörten, diese Gleichheit sey unter allen Menschen, zu welcher Religion und Nation sie auch gehören möchten, festgesetzt, und daß nahmentlich die Juden gleiche Vortheile genössen, zeigten diese Unglücklichen ein unsägliches Erstaunen. Sie wagten nicht, sie fürchteten beinahe mir zu glauben, aus Besorgniß, daß ich sie hintergienge. Wie! sagten sie, auch wir! wir werden als Menschen betrachtet, genießen mit den andern gleiche Rechte? können wie sie zu Stellen gelangen, und uns durch Talente und Tugenden hervorthun?

Die Zeichenschule.

In Rom werden gewöhnliche Schulen, wo junge Leute, die sich in den Künsten üben, hingehen, Akademien genannt. Es giebt deren für die Bildhauerkunst, die Architektur, die Musik und das Zeichnen. Eines Abends war ich im Kapitol, in dem dieser letzten Kunst gewidmeten Saale. Es war da ein eiserner Ofen und gegen über ein Piedestal, worauf das Model stand; es war ein ungefähr sechs und dreißigjähriger Mann, so schön gestaltet, daß er als Vorbild zu den berühmtesten Gladiatoren hätte dienen können. Er war durchaus nakkend, und nahm die verschiednen Stellungen an, welche der Direktor ihm angab, wornach

die Schüler zeichneten. Ich sah deren zwei und funfzig, die alle auf kleinen Bänken saßen, aufmerksam arbeiteten, ohne das Stillschweigen, welches in der Versammlung herrschte, auf irgend eine Weise zu unterbrechen.

Diese Schule wird nicht nur von denjenigen besucht, welche Malerei und Bildhauerkunst studiren, sondern auch von denjenigen, welche die Arabesken, die Kupferstecherkunst und Architektur erlernen; auch wohl von bloßen Dilettanten, welche hier Gelegenheit haben, die Verhältnisse des menschlichen Körpers kennen zu lernen. Zuweilen stehen auch weibliche Modelle in dieser Schule; alsdann aber wird man nicht so leicht hinzugelassen.

Man hat mir gesagt, diese Schule sey eine fromme Stiftung, welche seitdem durch Vermächtnisse von Kunstliebhabern vergrößert worden ist. Ihre Einnahme ist nicht beträchtlich, zu ihrem Aufwande aber hinreichend. Da sie im Kapitol angebracht ist, welches dem Staate gehört, so kostet ihr der Raum, den sie einnimmt, nichts.

Der, welcher Model stand, war ein Lastträger von dem Zollamte. Sie bekommen jährlich siebenzig Thaler dafür; und wenn sie nicht mehr dienen können, wenn Alter oder Fett ihren Verhältnissen schadet, so bekommen sie auf Zeitlebens vier Thaler monatlich. Das ist die beträchtlichste Ausgabe dieser Schule. Das Modell hat jährlich drei Monate Vakanzen; nehmlich, die in diesem Lande gewöhnliche Zeit der Vakanzen für die Gerichtshöfe und alle öffentliche Schulen; auch hat es, nehmlich

das Model, alle Festtage und den größten Theil des Tages für sich, denn die Akademie versammelt sich nur des Abends. Jede Sitzung währt drei Stunden.

Man hat in dieser Schule Mittel eingeführt, den Werteifer zu erregen und zu unterhalten. Diejenigen von den Eleven, welche sich durch besondre Fortschritte auszeichnen, werden öffentlich gelobt, und ihre Zeichnung wird im Saale zur Ansicht ausgehängt. Diese Aufmunterungen sind ihnen um so schmeichelhafter, da sie nicht erschlichen werden können, weil jeder Zögling sie in Gegenwart seiner Mitschüler erhält, welche seine ersten Beurtheiler sind, und nicht nur ohne Leidenschaft loben, sondern auch eifersüchtig darauf halten, nur zu loben, was Lob zu verdienen scheint. Einige dieser Zöglinge arbeiten mit Crayons, andre, welche sich in der Bildhauerkunst üben, modeln die Figur mit Kreideerde u. s. w.

Hinter dem Saale dieser Schule ist rechter Hand ein Platz, von dem alle Antiquarien versichern, daß daselbst der berühmte Tarpejische Felsen gestanden hat, von dem die Verbrecher heruntergestürzt wurden.

Verschiedene auswärtige Fürsten unterhalten in Rom junge Leute, um die Künste zu studiren; und alle diese jungen Zöglinge besuchen diese Schule. Als die Sitzung aufgehoben war, stellte mir der Direktor, der mein Bekannter war, einige vor, welche von verschiedenen Monarchen, einige auch sogar von Privatpersonen unterhalten wurden.

Als ich aus dieser Schule gieng, bemerkte

ich noch mehr, wie sorgfältig man im neuern Rom darauf sieht, alle Anstalten, welche die Aufmerksamkeit der Neugierigen auf sich ziehen, zu verschönern; wodurch der Ehrgeitz der Leute in Bedienungen geschmeichelt wird. Die Regierung befördert die schönen Künste, weil ihr Glanz und ihre Vervollkommnung sicher zu diesem Zwecke führen; alles was diesen befördern kann, ist das Augenmerk der wachsamsten Pflege. Sie schränken sich auch einzig darauf ein, und was nicht darauf Bezug hat, wird äußerst vernachlässigt. Alle Anstrengungen dieser Regierung haben den Hochmuth oder die Eitelkeit der Menschen, nie, oder doch äußerst selten ihr Glück zur Absicht.

Der Kardinal Braschi Onesti.

Rom gab im Jahre 1787 die äußerste Betrübniß vor, als dieser Sohn der Kirche tödtlich krank lag. Alle Aerzte der Stadt waren zu ihm gerufen, und dissertirten über die Krankheit, ohne sie zu kennen; stritten sich, ohne ihn zu heilen. Indeß wußten sie die Ursache der Krankheit, wie das ganze Publikum sie wußte. Sie mußten es wissen, daß der verzweifelte Zustand Seiner Eminenz von der zügellosesten Lüderlichkeit herrührte, und die Folge der Exzesse waren, welchen er sich auf einer Reise nach Ferrara, Bologna und Venedig überlassen hatte. In letzterer Stadt hatte der Kardinal als Sieger einen Kampf bestanden, in welchem er fünf sehr bekannten Personen den Preis der Zügellosigkeit und Lüderlichkeit streitig gemacht

hatte. Er glaubte, der Neffe eines Papstes müsse nicht, ohne den Purpur, mit welchem er bekleidet ist, zu beschimpfen, ein gewöhnlicher Mensch seyn. Er hatte sich den Pater Fatutto zum Vorbilde gesetzt, und man will sagen, er habe ihm in mehr als einem Stücke geglichen. Seine Krankheit war eine Indigestion und die Erschöpfung aller seiner Kräfte. Alles, was seine Freunde von ihm erhalten konnten, war, daß er seinen Ruhm in seinem Pallaste vergraben, und den Vorzug aufgeben sollte, das Publikum zum Zeugen seiner Heldenthaten zu machen. Dieser Kardinal ist ungemein unwissend, sehr träge, und zu vielen Verrichtungen höchst unfähig; das bei Seite, ist er leutseelig und gut, und hat nie irgend jemand etwas zu Leide gethan. Unfähig, etwas Gutes zu wirken, hat er wenigstens nicht den unseligen Ehrgeiz, Böses zu thun. Er ist freundlich und liebreich, und möchte gern für einen Beschützer der Künste, die er nicht kennt, gelten. Der Mann, der sich darinn hervorthut, oder doch wenigstens in solchem Rufe stände, wenn es in Rom angeht, sich denselben unrechtmäßig anzumaßen, ist immer sicher, von ihm gut aufgenommen zu werden. Uebrigens ist dieß in diesem Lande das gewöhnlichste Mittel für reiche Leute, sich einiges Ansehen zu geben. Sie haben eine Art Wörterbuch der schönen Künste, welches sie bald auswendig lernen, und wodurch sie aller Anstrengung um Kentnisse überhoben werden. Mit Hülfe einiger Kunstausdrücke und bei der Sorgfalt, welche sie anwenden, und die Künstler für sie haben, jede zugenaue Erörte-

rung zu vermeiden, kann sich der Unwissendste für einen gelehrten Mäcen ausgeben.

Als Pius VI. den Braschi Onesti zum Kardinal machte, hat er ihm in dieser Absicht Lehren gegeben, die der Neffe recht gut verstanden hat. Er ist von Natur großmüthig, und seine Verschwendungen haben ihm, wo nicht das Volk geneigt gemacht, ihn wenigstens für dessen Verachtung bewahrt. Pius VI. erkundigt sich genau nach den Feten, welche sein Neffe giebt; er weiß auch die kleinsten Umstände der Feten, welche gelegentlich der Kaiser und der König von Schweden gaben, als sie in Rom waren; er hält eine richtige Kontrolle darüber, und Niemand kann so, wie der heilige Vater, genaue Auskunft über diese Gegenstände geben. Wenn man ihm wenigstens nur diese Art von Beschäftigung vorzuwerfen hätte!

Der Herzog Prinz Braschi Onesti.

Der Kardinal, Neffe Pius VI., den ich so eben mit größter Treue geschildert habe, kann für eine wunderbare Mischung aller moralischen und intellektuellen Vollkommenheiten gelten, wenn man ihn mit dem Herzoge Prinz Braschi Onesti vergleicht. Ich werde Thatsachen anführen, aus welchen der Leser diesen allerheiligsten Neffen am besten kennen lernen wird.

Als er von Cesena nach Rom kam, setzte ihn alles in Erstaunen; er war wie der Wilde, der in Paris war, dem jede noch so einfache und bekannte Sache erklärt werden mußte. Braschi war bei dem Prinzen Borghese, stand an ein

Kamin gelehnt und verlangte ein Glas Wasser. Die Prinzessinn sagte, er möchte nur an einer neben ihm befindlichen Schnur ziehen. Diese Bewegung schien ihm sehr drolligt; er lachte sehr darüber, ohne sie begreifen zu können. Als aber ein Kammerdiener erschien, seine Befehle zu vernehmen, gerieth er in die größte Verwundrung, weil er nicht begriff, wie dieser Mann, den Niemand gerufen hatte, seinen Wünschen zuvor kommen könnte; noch erstaunter war er, als ihm die Prinzessinn den Mechanismus der Glöckchen erklärte, der ihm nicht leicht begreiflich zu machen war. Diese Entdeckung schien ihm sublim zu seyn; sie machte den ganzen Abend, und die folgenden Tage, den Gegenstand seines Nachdenkens aus, bis der Papst, der davon hörte, ihm Stillschweigen gebot, und ihn mit seiner Dummheit beschämte.

Ein andermal war er bei der Markise Boccapaduli Gentili, wo die Rede vom dem französischen Theater war. Die Dame von Hause, sprach von Racinens, Moliere's und Voltaire's Stücken. Der Herzog hörte nicht auf zu gestikuliren, und mit dem Ausdrucke der unbegreiflichsten Stupidität auszurufen: Welch ein wundervolles Talent! Welch übermenschliches Talent! Wie! Frau Markise, Sie wissen von Moliero, von Ragino? (indem er die Nahmen noch ärger verstümmelte.) Sie sind gewiß das einzige Frauenzimmer in der Welt, daß dergleichen weiß, von welchem ich nur erst seit

ganz kurzem durch meinen Oheim gehört habe. Aber Sie haben noch einen Schriftsteller genannt, auf den ich mich nicht gleich besinne; er war ein Mahometaner, und Luthers besonderer Freund. Die Markise fragte: ob er Voltairen meinte? Ganz richtig — antwortete der Herzog — der zu Luthers Zeiten lebte. — Nein, mein Herr Herzog! Voltaire lebte in unserm Jahrhunderte; er hat freilich über die Religion Dinge, die tadelnswerth sind, geschrieben; aber seine Trauerspiele enthalten große Schönheiten, und die mehresten seiner Werke zeugen von einem erhabenen Genie. — Frau Markise, Sie sind eine erstaunenswürdige Frau! Ich weiß nicht was ich denken oder sagen soll. — Dergleichen Kenntnisse sind nicht selten, Monsignor! In Paris wissen alle junge Leute, wofern ihre Erziehung nicht ganz vernachlässigt worden ist, alle diese Trauerspiele auswendig; und oft versteht der gemeine Mann dieser Stadt sie so richtig zu schätzen, als wir ein Gemälde oder eine Statue. Bei jedem Worte nahm das Erstaunen des Herzogs zu, und drückte sich in Extasen aus.

Wenn die Dummheit und Unwissenheit auf diesen Grad getrieben ist, werden sie ein Gegenstand der Neugierde, selbst der Geichgültigen, und oft können sie dem aufmerksamen Philosophen, welcher untersucht und nachdenkt, sehr nützlich werden. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, giebt es wenige so in-

teressante Menschen, als den Herzog Braschi Onesti.

Als ich das erstemal in Italien war, traf ich ihn in verschiedenen Häusern, wo ich mich sehr gern mit ihm unterhielt, und ihn Dinge sagen hörte, die man mitten in den Schweizergebirgen zu hören sich wundern würde. Er war damals doch schon verschiedene Jahre in Rom, und die erstenmale hätte ich beinahe geglaubt, er habe mich zum besten; ungeachtet seines mir bekannten Rufes, hätte mich der Ton, mit welchem er seine Albernheiten vorbrachte, nicht überzeugt, es sey sein natürlicher und wahrer Ton. Als ich einst mit ihm bei dem venetianischen Gesandten speisete, und die Rede auf Wien kam, sagte er, daß er seine ganze Lebenszeit in der dortigen Gallerie zubringen möchte, um die Nacht von Correggio zu betrachten. In Rom wäre es dem gemeinsten Menschen eine Schande, nicht zu wissen, daß dieses Gemälde dem Kurfürsten von Sachsen gehört und so wie noch viele andre, aus der Gallerie zu Modena von August III. gekauft ist. Diese grobe Unwissenheit des Herzogs schien allen, die sie hörten, unglaublich; aber einer der Anwesenden, ein Fremder, der sich nichts daraus machte, den päpstlichen Neffen zu widersprechen, sagte, das Gemälde sey in Dreßden, er habe es daselbst gesehen. Der Herzog aber, ohne aus der Fassung zu kommen, sagte: Wie, wollen Sie es besser wissen, als mein Oheim, der es mir gesagt hat? Der Papst erkundigt sich genau, wie sich der Prinz in Gesellschaften beträgt, und sagt

ihm beständig: Lerne wenigstens schweigen, weil Du denn nicht sprechen lernen kannst.

Indeß sind die angesehenen Leute in Rom so niedrig und kriechend, daß sie ihm von seinen Annehmlichkeiten und seinem Verstande vorreden. Vermuthlich werden ihm auch einige seine Heldentugend und sein Genie vorgerühmt haben.

Dieser Prinz ist ein sehr schöner Mann; er hat die Gestalt eines Athleten, und die Stärke, die man bei ihnen voraussetzt; aber seine Physiognomie ist ganz gemein und platt. An seinen Manieren, seinem Gange, und seinen so häufigen Gebärden, wird sein gänzlicher Mangel an Erziehung, Geist und Geschmack sichtbar. Er ist hart und geizig, unverschämt und grob gegen geringe Leute, die mit ihm zu thun haben, und die ihm dann gewöhnlich in dem nämlichen Tone antworten; dann schweigt er furchtsam. Aber wehe dem, der ihm nicht zu widerstehen wagt, und seine Unverschämtheiten duldet, die ihm leicht und im Ueberflusse zuströmen! Dann wird er kühn, und schlägt wohl gar. Der Papst weiß was sein Neffe werth ist; er kennt dessen Fehler und Gebrechen. Allein dieses Neffen Gemahlinn ist die Tochter der liebsten seiner Maitressen; und seine leibliche Tochter ist zugleich auch, unbezweifelt, seine vertrauteste Freundinn.

Habsucht Pius VI.

Während ich das erstemal in Rom war, kamen eine große Menge Piaster zur Bezahlung

der Pensionen der spanischen Exjesuiten an. Ein französisches Schiff hatte sie von Kadix nach Civita Vecchia gebracht; von da kamen sie nach Rom, und wurden in der Münze deponirt. Dieses Geld, welches der Madridter Hof schickt, ist einzig zur Bezahlung dieser Jahrgelder bestimmt, und gehörte den Jesuiten, die es um so eher verlangen konnten, da diese Münzsorte in Rom und ganz Italien sehr gebräuchlich ist. In Rom sieht man sogar wenig anderes Geld. Also hatte der Papst keinen Vorwand, keine rechtmäßige Entschuldigung anzuführen, als er sichs erlaubte, die Natur dieser Zahlung zu verändern, und noch weniger am Werthe herunterzusetzen. Er machte es wie die Juden, die in Marokko und Algier der Münze vorstehen. Er ließ Paula's, Papeten, Testonen und Karolinen schlagen, alles sehr geringhaltige Münzen, und er unterstand sich, denen noch einen geringern Werth geben zu lassen, die von dem Gelde der Jesuiten geschlagen waren; alle Negocianten aber, nahmentlich der Ritter Azara und Jenkins, haben mich versichert, daß der Papst bei dieser Operation sieben und zwanzig Procent gestohlen habe; und Rom wurde mit Scheidemünze überschwemmt, welche um ein Drittheil schlechter war, als sie nach dem Gesetze seyn sollte.

Die Jesuiten wollten sich über diese Niederträchtigkeit beklagen. Sie bekamen zur Antwort: »Was liegt daran, in welcher Münzsorte ihr bezahlt werdet, dafern nur die, die ihr erhaltet, im Cours so hoch wie die Zahlung in Piastern stehet.« Dieses armselige Sophisma be-

mäntelt nicht einmal die Niederträchtigkeit, die es rechtfertigen soll. Durch diese Operationen stiegen die Piaster um ein Zehntheil; und der von dem heiligen Vater an den Jesuiten begangne Diebstahl brachte diese arme Menschen um den Vortheil, den sie sonst von dieser Erhöhung, die nur im Handel und in Wechselgeschäften Statt fand, gehabt hätten. Aber dieser allgemeine Vater der Gläubigen ließ es nicht bei dieser ersten Schelmerei bewenden; er begnügte sich nicht mit den sieben und zwanzig Procent an den Piastern welche den Jesuiten in Natura zukamen; er wollte ihnen ihre mäßige Pension nicht einmal mit der falschen Münze, wovon er so viel hatte schlagen lassen, auszahlen; er befahl, daß die Auszahlung in Papier geschah, welches damals vier und ein halb Procent verlor.

Dieser verhaßte Wucher brachte alle Römer auf, welche ihren Unwillen darüber öffentlich bezeigten. Der Papst wußte alles was gesprochen wurde, aber er achtete wenig darauf; im Gegentheil rühmte er sich dieses Zuges aus seinem Leben, und erzählte ihn mit Wohlgefallen.

Man weiß, daß sich die Jesuiten bei Karl III. König von Spanien, darüber beklagten, und ihn baten, inskünftige dem Ritter Azara, seinem Gesandten, dessen Ehrlichkeit ihnen bekannt war, die Auszahlung aufzutragen. Karl III. verdroß die Niederträchtigkeit des Oberhaupts der Kirche, und nahm solche Maaßregeln, daß die Mönche derselben ferner nicht ausgesetzt seyn möchten. Man hat mich versichert, daß

es den portugiesischen Jesuiten eben so gegangen sey, gegen die Pius VI. sich eben so betrug, und sie zu den nämlichen Maaßregeln nöthigte. Also ist er ein Mann, welcher der niedrigsten Laster, und eines Wuchers fähig ist, der die schmutzigste Seele verräth; und von diesem erhalten die meisten Nationen ihre Religions-, Tugend- und Moralvorschriften! Die Breven, Bullen, kurz alle Befehle dieses obersten Priesters werden von unsern Bischöfen, Prälaten, und von den Königen selbst mit Ehrfurcht aufgenommen! Ich kann einen solchen Wahn mir nur damit erklären, wenn ich mich der Ehrfurcht erinnere, welche Cartouche's Mitgesellen für ihr Oberhaupt hatten, die oft bis zur Verehrung stieg, und sich nach Maßgabe seiner gehäuften Verbrechen vermehrte.

Jachzorn Pius VI.

Ich habe schon gesagt, daß der Papst sehr heftigen Anfällen von Zorn unterworfen ist; allein man soll den Karakter eines Menschen nur durch Fakta bekannt machen, besonders wenn derselbe eine der ersten Rollen auf der Schaubühne der Welt spielt. Ich habe schon verschiedne angeführt, und ich könnte ganze Bände mit den mir bekannten anfüllen; aber ich werde mich begnügen, nur die, welche ganz Rom weiß, zu erzählen.

Einst probirte ihm sein Leibschneider ein Kleidungsstück an. Der Papst fand, daß die allerheiligsten Hosen ein beinahe unmerkliches Fältchen schlugen. Diese geringe Unschicklichkeit,

keit, welche aber einem Theile seiner schönen Formen, auf die er sich so viel einbilder, Abbruch thun könnte, brachte ihn entsetzlich auf. Er beklagte sich sehr darüber, und als sich der Schneider entschuldigen wollte, gaben Seine Heiligkeit demselben eine Ohrfeige, die den armen Mann so kränkte, daß er beinahe den Verstand darüber verlohr.

Pius VI. hatte einem Auditor der Rota, einem sehr klugen Manne, den Kardinalshut versprochen. Es ist bekannt, daß diese Auditoren dem Papste bei priesterlichen Verrichtungen aus- und ankleiden helfen. Dieser hier sollte dem Papste ein Ueberschlägelchen umthun, und verrichtete es etwas ungeschickt, so daß er es knitterte. Der Papst bebte vor Zorn, sein Gesicht brannte vor Wuth, und er machte dem Gefühle, das ihn beschwerte, in wahren Karrenschieberausdrücken Luft. Er dachte noch lange nachher an dieses Versehen; und als sechs Monate hernach der arme Mann zur Audienz bei dem Papste kam, ihn an sein Versprechen zu erinnern, fertigte ihn Seine Heiligkeit sehr hastig ab, und befahl ihm, sich nie wieder sehen zu lassen.

Ein Kammerdiener bediente einst den Papst mit Schokolade, und vergoß etwas auf dem Präsentierteller; da riß der Papst sie ihm aus der Hand, warf dem Menschen die siedend heiße Schokolade ins Gesicht, und gab ihm ohne alle Entschädigung seinen Abschied. Eben so behandelte er einen andern Bedienten, der ihm ein Lieblingsgericht zu kalt vorsetzte; er zer-

brach in seinem Zorne die Schüssel, worin es angerichtet war, und warf den ganzen Tisch um.

Bei einer andern Gelegenheit warf er einem Bedienten, von dem er wußte, daß er taub war, ein sehr großes Buch wüthend an den Kopf, weil dieser Mensch, welcher glaubte gerufen zu seyn, zur Unzeit herein kam, und ihn störte.

Ein Mann, der dem Papste manchen Dienst thun mußte, liebte sehr das Lottospiel. Der Papst, welcher es erfuhr, zog ihn mit seinen Gewinnsten auf, und fragte, wie hoch sie sich beliefen? Ich könnte, wenn Eure Heiligkeit nur wollte, sehr viel gewinnen. — Wie so? wie kann ich Dich gewinnen lassen? — Ja! indem Sie ein Spiel untersagen, welches die Pest von Rom ist, und all Ihr Volk zu Grunde richtet. — Pius VI., welcher dieses Spiel vortreflich findet, weil es ihm viel einbringt, bezahlte diese naive Wahrheit damit, daß er demjenigen, der sie ihm gesagt hatte, mit der Faust auf die Brust schlug, daß er an die Erde fiel.

Die apostolische Kammer zieht ungemein vielen Vortheil von dem Verkaufe des Oels, oder vielmehr, sie bildet sich ein, viel dabei zu gewinnen; und in der That schadet diese Art von Spekulationen dem Ackerbaue sehr viel. Allein diese unwissenden Priester, denen alles, was in Staatswirthschaft einschlägt, völlig fremd ist, begehen noch wohl andre Thorheiten. Der Papst fragte zu einer Fastenzeit einen seiner Bedienten, ob Fast- oder Fleischtag sey? Dieser antwortete, da er eine Frau und acht

Kinder habe, so sey er, der Theurung des Oels wegen, genöthiget, Fleischtag zu machen; sein Pfarrer habe es ihm auch erlaubt. Da nahm der heilige Vater ein Tischchen, welches neben ihm stand, warf es dem unglücklichen Hausvater wüthend an den Kopf, und jagte ihn aus dem Dienste.

Man könnte eine Menge solcher Beispiele anführen, welche alle beweisen, daß dieser Mann seinen so leicht zu erregenden Jachzorn nicht zu unterdrücken vermag. Und dieser ist eines der Häupter der Koalition, welche ein unermeßliches Reich hindern will, sich eine Konstitution zu geben, die sie gegen die willkührliche und unumschränkte Macht der Tyrannen schützen soll! Eben dieser Mann, der nicht Sitten, nicht Moral hat, der die ersten Grundsätze der Billigkeit nicht kennt, nährt die Leidenschaften aller dieser Wesen, welche es zu versuchen wagen, ein ganzes großes Volk ihren Lastern zu opfern, und sich anmaßen, ihm Ketten anzulegen!

Die Erziehung.

Die Erziehung ist in Rom, wie im ganzen übrigen Italien, schlecht. Die Reichen überlassen ihre Kinder sittenlosen Pädagogen, die weder Talent noch Moral haben, und von der Tugend nur den Nahmen kennen, den sie stets im Munde führen. Die vornehmsten Personen werden aufgenommen, und geben ihren Kindern daselbst eine erbärmliche Erziehung. Dort, mehr als anderswo, sind sie unverschämt und

eitel, und schätzen die Menschen nur, je nachdem sie reich oder betitelt sind. Ihr ganzer Unterricht schränkt sich darauf ein, einige oberflächliche Kenntnisse der Künste und der Vorurtheile zu erlangen. Auch ist es in diesem Lande seltner, als sonst irgendwo, Menschen anzutreffen, deren Verstand dahin reicht, sich einen Begriff von der Freiheit zu machen, und deren Seele stark genug ist, die Nothwendigkeit, sie zu genießen und sie zu lieben, einzusehen.

Haben einige Italiener diese Höhe erreicht, so haben sie zuerst alle Fehler ihrer Erziehung ablegen, und alle Fesseln, womit ihr Geist und Herz umgeben ist, zerbrechen müssen. Man muß es den Leuten in diesem Lande sehr hoch anrechnen, wenn sie mit Energie denken, und delikat handeln.

Uebrigens trägt alles dazu bei, die Erziehung der Italiener zu verderben. Sie wissen nicht, wie angenehm es ist, sie seinen eignen Kindern zu geben, ihre Herzen zu bilden, und sie mit seinen eignen Erfahrungen zu erleuchten. Die Knaben bringen sie in Kollegien, welche unter der Aufsicht lasterhafter Priester, oder unwissender Mönche stehen; die Töchter in Klöster, deren Nonnen oft noch verderbter sind, und den Verstand ihrer Zöglinge lähmen, wenn sie nicht gar ihre Neigungen verkehren, indem sie sich der ersten Regungen ihrer Herzen bemächtigen, und sie irre führen.

In einigen Provinzen Italiens sind die öffentlichen Schulen und Universitäten verbessert

worden; aber in Rom, wo sie von der Regierung abhängen, werden sie so lange, wie sie selbst, bestehen. Die Philosophie des Aristoteles, und alle Narrheiten, die vor zwei hundert Jahren im ganzen übrigen Europa im Kours waren, werden darin vorgetragen.

Im Mayländischen, in Pavia, sind mit Recht berühmte Professoren in der Physik, Chemie Naturgeschichte und Botanik; in Rom unterweiset man im Griechischen, in den kanonischen Rechten, Dekretalien, in der Kirchengeschichte und Theologie. Man findet in dieser Stadt keinen einzigen Menschen, der mit Geschmacke schreibt, selbst in Prosa nicht; und wie könnte sich hier auch ein Schriftsteller bilden, wo man nicht eine einzige Seite drucken lassen kann, die nicht bei dem Dominikaner Mamacchi die Censur bestanden hat. Dieser ist ein unverschämter, eitler Despote, dessen Unwissenheit seiner Lasterhaftigkeit gleich kommt, und der es sehr werth ist, die Verrichtungen eines Großmeisters des heiligen Pallastes zu übernehmen.

Die nützliche Brüderschaft.

Es giebt in Rom eine sehr reiche Brüderschaft, welche den Nahmen Brüderschaft des guten Todes führt; sie ist neben dem Pallaste Farnese, und wenige Schritte von der Sixtusbrücke. In der ihr gehörigen Kirche ist eine mit Kron- und Wandleuchtern, einer Menge Arabesken und Heiligenfiguren geschmückte Kapelle, und alle diese Verzierungen sind aus

Todtenknochen verfertigt; alle übrige sehr schön gemachte Ornamente, so auch die Altäre dieser Kapelle, sind aus eben dem Stoffe gemacht.

Diese meist aus reichen und vornehmen Leuten bestehende Brüderschaft hat die Verpflichtung, keine Leiche unbegraben zu lassen; sie läßt alle, die auf den Straßen und auf den Feldern todt gefunden werden, so auch die, deren Nachbleibende zu arm sind, die Begräbnißkosten zu bestreiten, begraben. Diese Stiftung ist sehr ehrwürdig, besonders in einem Lande, wo religiöse Vorurtheile so viel vermögen, und wo die Priester ihre Habsucht so schaamlos äußern. Ich war Zeuge eines Vorfalles, der mir bewies, daß diese Brüderschaft es dahin gebracht hat, sie, nämlich die Habsucht der Priester, auf eine geschickte Art einzuschränken. In meiner Nachbarschaft starb ein Mann, der seine Frau und Kinder in der drückendsten Armuth zurückließ. Der Pfarrer weigerte sich, ihn ohne Kostenaufwand begraben zu lassen. Die Wittwe stellte vergebens ihre Armuth vor, sie habe keinen Heller, und das Geld was sie ihm, dem Pfarrer, werde geben müssen, werde sie von einem Wucherer zu leihen genöthigt seyn. Der Pfarrer war taub bei ihren Klagen. Der Frau wurde gerathen, sich an die Brüderschaft des guten Todes zu wenden. Sie wurde dort gehört, und die ganze Brüderschaft holte die Leiche ab, welche sie dann mit Prunk begraben ließ. Darauf schickte sie dem Pfarrer die Kostenrechnung zu, welcher sie ihnen bezahlen mußte.

Pfarren und Bevölkerungszustand von Rom.

Man rechnet in dieser Hauptstadt der christlichen Welt zwei und achtzig Pfarren, welche an Größe und Volksmenge sehr verschieden sind. Bei diesen sind sechs und dreißig Pfarren, welche von Mönchen aus allen Orden bedient, und von den Eingepfarrten nach der Menge ihrer Dienste bezahlt werden; welches sich gewöhnlich höher, als in den regelmäßigen Pfarren beläuft; nicht daß diese weniger geldgierig wären, sondern weil die Mönche noch listiger und geschickter sind, den großen Haufen anzulocken und zu verführen. Die in Rom besitzen diese Kunst in einem sonst allenthalben unbekannten hohen Grade. Sie bedienen sich allerlei Mittel; sogar geben sie nach den Andachtsübungen Feuerwerke, um die Neugierigen anzulocken.

Man zählt in Rom 3000 Priester, 3500 Mönche, 1500 Nonnen, 800 Schüler und Kostgänger, welche in den verschiednen Kollegien vertheilt sind, 1500 Arme in den Hospitälern, 34 Bischöfe, und 42000 Familien. Das letzte Jahr meines dasigen Aufenthalts waren 5800 geboren, und 6500 gestorben. Die Volksmenge kann in dieser Stadt, die Juden mit eingerechnet, auf hundert und achtzig tausend Seelen betragen, die in einem so weitläuftigen Raume, wie Paris groß ist, zerstreut sind. Aber der Umfang, den Rom hat, ist voller sehr großen Ruinen und weitläuftigen Lustgärten.

Rom liegt im 30. Grade und 20 Minuten der Länge, und 40. Grade 33 Minuten der Breite. Die Tiber theilt es in zwei beinahe gleiche Theile. Es ist in sechszehn Viertel abgetheilt, für welche dieselben Namen beibehalten sind, die sie im alten Rom hatten.

In dieser Hauptstadt sind 325 Kirchen, 186 Klöster, 33 Springbrunnen, die edle Fontainen genannt werden, und noch eine unzählige Menge andrer, die nicht gerechnet werden, obgleich sie oft der Bemerkung sehr werth sind; 23 Lusthäuser mit großen Gärten, sechs öffentliche Bibliotheken, ohne die in den Klöstern, die man auch besuchen darf; 337 prächtige Palläste, 185 Hauptplätze, fünf Brücken über die Tiber, 26 Hospitäler, 271 schöne und Hauptstraßen; denn hier werden nur die gerechnet, in welchen drei Wagen neben einander fahren können; drei alte Theater, von welchen noch sehr beträchtliche Theile vorhanden sind, und sieben neue Theater.

Außer den erwähnten acht tausend Priestern und Mönchen, sind auch noch sehr viele Laienbrüder, Schreiber, Küster und andre, die, ohne Gelübde abgelegt zu haben, dennoch ehelos leben, um ihre Stellen zu behalten. Man zählt in Rom überhaupt acht und dreißig tausend Eheloſe; das beträgt beinahe den vierten Theil der ganzen Volksmenge.

Hier fällt einem die sehr natürliche Frage ein: wie viel keusche Menschen giebt es unter dieser großen Menge? wie viel büßen durch ein regelmäßiges Betragen den strafbaren Eid, die Natur zu hintergehen? Meine Antwort ist

ganz leicht: In Rom weiß man nichts von Sitten und Moral; nirgend wurde je die Lüderlichkeit und das Hintansetzen aller Tugend höher getrieben; nirgend ist solche Heuchelei und Gleißnerei; jeder täuscht über sein Betragen, und jeder weiß, daß er getäuscht wird; und es ist einmal eine angenommene Sache, daß jeder, mit dem Hange zur Lüderlichkeit den Anschein aller Tugenden verbindet.

Die Vakanz des päpstlichen Stuhls.

Es ist eine sehr merkwürdige und allgemein bekannte Thatsache, daß Rom nie besser, als während der Vakanz des heiligen Stuhls regiert wird. Alsdann besorgen drei Kardinäle, drei Tage hindurch, die Staatsverwaltung. Und so folgen sie auf einander bis zur Wahl eines neuen Papstes. In diesem kurzen Zeitraume hat keiner Zeit viel Böses zu thun, und alle wollen von sich glauben machen, daß sie im Stande sind, Gutes zu bewirken.

Eine der vielen Ursachen, daß Rom so schlecht administrirt wird, ist, weil jeder Papst mit Neffen und Verwandten umgeben ist, die alle reich werden wollen. Der Papst, der sich seiner Seits als den Eigenthümer von den Einkünften seiner Unterthanen betrachtet, geht nur damit um, Güter und Würden an seine Angehörigen zu verschwenden. Da er es weiß, daß er, nachdem er den heiligen Stuhl bestiegen hat, nicht sehr lange mehr leben kann, so benutzt er diese kurze Zeit damit, daß er das öffentliche Vermögen verthut, und dann oft durch

gefährliche Palliative die Spuren dieses Verbrechens tilgen will. So haben ihrer Viele Münzen unter falschen Benennungen prägen lassen; andre, so wie Rezzonico und Pius VI., haben Papiergeld eingeführt. Während der Vakanz wäre es für drei Kardinäle, die nur drei Tage zu befehlen haben, nicht thunlich, auf dergleichen Mittel zu verfallen. Ihre Gewalt ist zwar wirklich unumschränkt; aber sie haben nicht Zeit, Eingriffe ins allgemeine Wohl zu machen. Jeder zeigt dann sehr strenge Sitten, und eine warme Gerechtigkeitsliebe. Unter der Regierung der meist bejahrten und schwachen Päpste richtet sich die Gerechtigkeit meist nach den Launen derer, die im Ansehen stehen. Dann giebt es keinen Vornehmen, der, wenn er will, nicht einen Verbrecher losmachen könnte. Diese Greise, gedrückt von der Last der dreifachen Krone, schlafen auf dem apostolischen Stuhle sanft ein, und lassen die Zügel der Regierung aus den Händen fallen, deren sich dann alle die Sch . . ., die ihn umgeben, bemächtigen.

Fromme Stiftungen.

Man findet in einigen Schriftstellern prunkende Lobpreisungen der frommen Stiftungen in Rom. Sie beweisen ausgemacht gewiß die wohlthätigen Gesinnungen der Stifter; allein der philosophische Blick sieht darinn vielmehr eine Schwäche der Regierung, welche dahin gebracht ist, sie als eine Grundlage ihrer Existenz zu betrachten. Alle Reiche haben in dem Zustande ihres Verfalls viele fromme Stiftungen

gehabt; und es beweiset, daß der Aberbau, der Handel und der Kunstfleiß nicht durch gute zweckmäßige Gesetze begünstigt werden, weil man genöthigt war, die dadurch zu erzielenden Vortheile durch eine unpolitische und übelverstandne Gutthätigkeit zu ersetzen; und wenn alle diese in Rom so häufige Stiftungen schon seit Jahrhunderten daselbst bestehen, so beweiset das nichts anders, als daß die Priester ihre Herrschaft immer durch Verführungen behauptet haben, und daß die geistliche Regierung Auflösungsprinzipien enthält, die den Staat nicht plötzlich zerstören, ihn aber doch ausmergeln, und in einem immerwährenden Zustande von Schwäche und Verfall unterhalten. Die ersten Kalifen, Mahomets Nachfolger, regierten ihre Staaten mit einer Weisheit und einem Nachdrucke, den man selten bei den Päpsten gefunden hat. Damals wußte man noch nichts von frommen Stiftungen; sie wurden nur erst eingeführt, als die Regierung allmählig ihre Kräfte verlohr, und als die Kalifen, durch Laster und Müssigang weichlich geworden, das Spielwerk ihrer Nachbarn geworden waren.

Man muß im neuern Rom, dessen Regierung und dessen Kirche — welches nicht zu vermischen ist — betrachten. Die Regierung hat nur abgeschmackte, und jeder politischen und natürlichen Vorschrift widersprechende Einrichtungen aufzuweisen; allein sie beruht auf ihrem Grundpfeiler, der Kirche. Diese siegte und herrschte; sie war der Gegenstand der Verehrung vieler Völker, welche zu ihrer Erhaltung beitrugen; und das ist es, was dieser Regie-

rung so lange ihre hinfällige Existenz verliehen hat.

Rom ist voller Anstalten für Kranke, Schwache und Genesende. Außer der Unterstützung, die dort gereicht wird, erhalten Leidende solche in ihren Wohnungen durch eine Menge Aerzte, Chirurgen, und andre zu diesem Behufe besoldete Personen. Viele Stiftungen sind bestimmt, sich Verheirathende auszusteuern. Es giebt Freistellen für Studirende, Unterkommen für alte Leute und Waisen, Kosthäuser für Pilger; ohne noch der täglichen Allmosen zu gedenken, die mit wahrhafter Verschwendung ausgetheilt werden. Allein alle diese, und noch eine andre Menge Einrichtungen, deren ich nicht erwähne, vermehren das Elend, indem sie den Müssiggang begünstigen. Diese Pilger, denen Kost gereicht wird, sind mehrentheils verkleidete Straßenräuber, welche sich der Ahndung der Gesetze entziehen, und nun dort, in aller Ruhe und ungestört, auf neue Verbrechen sinnen. Diese Aussteuern erhalten beinahe immer solche, die bloß um sie zu erhalten heirathen, und dann, wenn sie in vierzehn Tagen verschwendet sind, unglücklich mit einander leben, und Laster und Elend ausbrüten.

Der Grundfehler solcher Regierungen, und hauptsächlich der römischen ist, daß alles von Priestern besorgt wird. Diese haben überall so verkürzte Gesichtspunkte, einen solchen Kleinigkeitsgeist, der sich nur mit kleinem, beinahe kindischem Detail beschäftigt; und wenn auch durch ein glückliches, aber sehr schwer zu erwartendes Ungefähr, ein sehr kluger und der Regierung

fähiger Papst den apostolischen Stuhl bestiege, so könnte er doch unmöglich das Gute bewirken, weil es schon an sich unmöglich ist, daß er alle Fesseln zerbrechen könnte, womit die fehlerhafte Verfassung, die verändert werden müßte, umgeben ist. Er müßte die abgeschmackten Vorurtheile ablegen, deren Wirkung die vorhandnen Einrichtungen sind, und dann wieder diesen Haufen Priester abschaffen, welche auch diesen Vorurtheilen ihr Daseyn verdanken, und deren Macht zu schwächen sehr schwer seyn würde, da sie eine solche Höhe erreicht hat. Es giebt für die Römer nur noch Ein Mittel, groß und glücklich zu werden: sie müssen sich frei machen, das Joch des Aberglaubens, das sie so herabgewürdigt hat, abstreifen, und sich von der Sklaverei losmachen, worinn ihre dummen Gebieter sie erhalten, welche ihnen den Weg zum Himmel anweisen wollen, dadurch, daß sie sie erniedrigen und herabsetzen.

Fideicommiß und Cölibat. Hindernisse der Aufmunterung zum Ackerbaue.

Beinahe das ganze platte Land um Rom gehört frommen Stiftungen, den Klöstern, der apostolischen Kammer, und den vornehmsten adlichen Familien in Rom. Da aber alle adliche Güter mit Fideicommiß belegt sind, die nicht leicht aufgehoben werden, oder dann der apostolischen Kammer anheimfallen, von welcher sie zu Gunsten der päpstlichen Verwandten

abgerissen sind, so gehören sie alle in eine Rubrik. Unter andern einfältigen und zerstörenden Gebräuchen des Landes ist auch der, diese Art Güter auf eine sehr kurze Zeit zu verpachten, ein Grund ihrer Verschlimmerung. Ein Pächter, der den Genuß nur auf eine kurze Zeit hat, bekümmert sich wenig um Verbesserungen, deren Früchte nicht er zu genießen bekommt; von der andern Seite bekümmert sich auch der Eigenthümer eines schlecht verwalteten Gutes wenig darum. Es ist bekannt, daß der Gebrauch der langen Verpachtungen die Hauptursache der schnellen und glücklichen Aufnahme des Ackerbaues in England gewesen ist. Nicht selten giebt es hundertjährige Verpachtungen. Alsdann betrachtet der Pächter das ihm übergebne Gut als eine Art von Eigenthum für seine Familie, dessen Werth er durch Fleiß und Anstrengung zu erhöhen bemüht ist. Diese Einrichtung in Großbritannien wird durch die Gesetze über den freien Kornhandel, und durch alle solche, welche den Ackerbau aufmuntern, indem sie das Gewerbe dessen der ihn treibt, ehren, kräftig unterstützt.

Das andre Hinderniß, welches stets nützliche Verbesserungen, die in dem Kirchenstaate unternommen werden könnten, zurückhalten wird, ist das immer mit Ehrenstellen belohnte Cölibat. Ein Bewohner des platten Landes wird verächtlich behandelt, indeß ein Laienbruder geachtet wird; der Bauer, der nicht so glücklich gewesen ist, in ein Kloster zu kommen, richtet sich zu Grunde, um seinen Kindern diese Ehre zu verschaffen; und dieses ist das Ziel al-

ler dieser gemißleiteten Menschen, die von ihren Priestern herabgesetzt werden, um sich in ihrer Herrschaft zu erhalten.

Die Nachlässigkeit, die überall in diesem Lande obwaltet, besonders in allem was Bezug auf Ackerbau und Handel hat, erstreckt sich bis auf Vernachlässigung der in diesen fruchtbaren Ländereien so einfachen und leichten Mittel, sich Wachs zu verschaffen, wovon in einem mit Kirchen überhäuften Staate ein ungeheurer Verbrauch ist; und das wird, wie alles andre vernachlässigt. Diesen Artikel blühend zu machen, und in Aufnahme zu bringen, dürfte die Regierung nur wollen, und einige geringe Aufmerksamkeit darauf verwenden.

Die Dispensationen.

Die Dispensationen, nebst allem was in diese Klasse gehört, die Bullen, die Annaten, haben lange Zeit hindurch den einträglichsten Theil der Einkünfte des römischen Hofes ausgemacht; nicht daß er den vollen Ertrag davon zöge, denn dieser wird großentheils unter die Kardinäle und andere Prälaten, die Konsistorialsachwalter, die Kanzleibedienten, die Boten selbst, und einige Klöster vertheilt. Allein diese auf die Thorheit, und die Vorurtheile der Menscher berechnete Einnahme hat sehr abgenommen. Ehe Oestreich, und nachher Frankreich, die Parthei ergriffen hatten, welche die Vernunft, und eine gesundere Politik erheischte, zog Rom allein aus den östreichischen Landen jährlich drei hundert tausend Zechinen.

Glücklicherweise ist endlich der Zauber gehoben; aber Rom, welchem diese Hülfsquelle nun fehlt, hat die, welche ihm den ersten und wahren Reichthum des Staates verschaffen könnte, vernachlässigt. Indem es den Ackerbau herabsetzt. hat es sich mit den Schätzen des Volks, das dumm genug war, sich in Bullen und Dispensationen zu Grunde zu richten, in Armuth versetzt. Nur die spanische und portugiesische Nation fordert noch dergleichen Waare. Die erstere Nation nimmt deren wirklich an sechszig tausend jährlich; und dafür fließen in die apostolische Kasse zwei hundert und zwanzig tausend römische Thaler.

Von den Bullen und Breven.

Bullen werden die Reskripte, Depeschen oder Befehle des römischen Hofes genannt, woran eine bleierne Medaille hängt, auf deren einer Seite die Namen der Apostel Peters und Pauls, und auf der andern Seite der Nahme des regierenden Papstes befindlich ist.

Diese Bullen werden zuerst von der Datarie ausgefertigt, und gehen dann durch die Kanzlei. Sie sind mit gothischen Buchstaben geschrieben. Auf lateinisch heißen sie bulla und italienisch bolla, von dem Verbum bollare, welches ein Gepräge, ein Merkzeichen aufdrükken heißt.

Breven heißen alle Reskripte des römischen Hofes, seine Depeschen, Konzessionen, Befehle, sind mit den gebräuchlichen lateinischen Lettern geschrieben und mit rothem Wachs gesiegelt.

Sie

Sie werden bei der Sekretairie der Breven expedirt, und von dem Kardinal, welcher oberster Sekretair ist, unterschrieben. Es giebt Hirtenbreven, die an Fürsten und Bischöfe geschrieben werden; und die haben kein Siegel. Die Breven haben ihre Benennung von der Kürze (brefs), dieser Art Briefe, welche immer ohne Eingangsformel sind. Der Nahme des Papstes steht oben an, und sie fangen mit diesen Worten an: Dilecto filio salutem et apostolicam benedictionem.

Mit den Bullen werden die Edikte, Patente und provisorische Schreiben der weltlichen Fürsten beantwortet. Sind die Bullen begnadigender Art, so ist das Blei mit Seide daran befestigt; sind sie aber exekutorisch, so hängt es an Bindfaden. Der Pabst nennt sich in den Bullen den Knecht der Knechte Gottes — das heißt bescheiden! In Spanien fordern sie Bullen zu allerhand Benefizien. In Frankreich war man nicht so sehr gefällig gewesen; da forderte man nur Bullen für die Bißthümer, Abteien, und einige Konventual-Prioreien.

Während der Vakanz des heiligen Stuhls werden keine Bullen ausgefertigt. Sobald der Papst todt ist, läßt der Vizekanzler des Kirchenstaates dessen Nahmen von den Siegeln wegnehmen. Glücklicherweise für die Menschen haben die Päpste, gleich andern Despoten, die Fortschritte der Aufklärung, und den Verfall ihrer Herrschaft durch den Mißbrauch derselben beschleunigt. Ihre Bullen haben mehr als einmal Aufstände der Völker gegen ihre Fürsten veranlaßt. Jeder kennt die berüchtigte

Bulle: In coena domini, durch welche die Päpste ihre Herrschaft allenthalben auszuüben, und den Völkern und ihren Souverainen Gesetze vorzuschreiben, sich anmaßten. Man muß hoffen, daß alle Nationen, in dieser Absicht, bald Frankreichs Beispiele folgen werden, und dieses schimpfliche Joch, welches ihnen die Geldgierde aufgelegt hat, und dem sie sich niederträchtiger Weise unterworfen haben, abschütteln werden.

Werth des Geldes.

Die römischen Münzen werden in Decimalen zertheilt: fünf Quatrins machen einen Bajocco, zehn Bajocco eine Paula, zehn Paula einen Thaler, und alles wird nach Thalern, Paula's, Bajocco's und Quatrins gerechnet. Es giebt auch Papetti, welche zwei Paulastücke ausmachen; Testonen, sind drei Paulastücke; die Zechine gilt ein und zwanzig und einen halben Paula; bolognesische Pistoletten ein und dreißig und einen halben Paula. Endlich giebt es auch in Rom Cedulen, oder Papiergeld. Bei meiner ersten Reise in diesem Lande verloren die Cedulen sechs auch sieben Procent, wegen der zwiefachen Ursache, nämlich der Kreditabnahme, und der großen Seltenheit des Goldes und Silbers im Umlaufe. Der Großschatzmeister Ruffo brauchte nachher ein wirksames Mittel, diesen Verlust zu vermindern. Er machte ein Edikt bekannt, wodurch alle Privatleute aufgefordert wurden, ihre Cedulen gegen baares Geld, mit vier Procent Verlust nur,

zu verkaufen. Die Bankiers, die in der Agiotage den Unterschied bis auf fünf Procent herunter gebracht hatten, bothen dem Publikum, als sie diesen Handelszweig zu verlieren besorgten, die Umsetzung mit drei Procent Verlust an. Der Schatzmeister hatte diese Operation vorausgesehen, hielt eine beträchtliche Summe in Bereitschaft, und blieb mit den Bankiers in beständiger Konkurrenz, bis er sie nöthigte, den Wettstreit aufzugeben, indem er dem Publikum immer größre Vortheile anbot. Durch dieses Mittrl gelang es ihm, die Cedulen im Ansehen zu erhalten; allein seitdem hat Pius VI. sie wieder durch verschiedne Operationen, deren wir schon gedacht haben, sinken lassen.

Der Handel.

Unter einer so fehlerhaften Regierung, als die römische ist, kann dieser nicht blühend seyn. Beinahe alle Kommerzrichter in Rom sind Priester, deren Unwissenheit oder Bestechungen, die sie annehmen, die Bankerutte dadurch begünstigen, daß sie den Umlauf des Geldes hindern, und so das Zutrauen schwächen. Rom bekommt beinahe alle seine Konsumtionsbedürfnisse aus der Fremde, und hat nur wenig Waaren zum Umtausche anzubieten; und diese sind von geringem Werthe: Alaun, Schwefel, Vitriol, einige Seidenwaaren, Wolle und andre ähnliche Artikel; aber es ist reich an Künsten und Meisterstücken, welche sie hervorbringen. Das ist sein vornehmster Handelszweig, und die einzige Ursache des Glanzes,

den es bis jetzt noch genießt. Die Neugierigen, welche die römischen Meisterstücke zu bewundern dahinkommen, führen den größten Theil des Geldes zu, der in Rom im Umlaufe ist. Das gewöhnliche Hülfsmittel der Päpste, welche Geld wollen schlagen lassen, ist, daß sie dem aus fremden Ländern Eingekommenen einen verringerten Werth geben, oder daß sie daselbst Gold und Silber einkaufen.

Wie leicht wäre es aber, in einem Lande, für welches die Natur so viel gethan hat, für welches sie zu allen Zeiten ihre schönste Gaben verschwendete, wie leicht wäre es, den Handel in einem solchen Lande in Aufnahme zu bringen, den Ackerbau zu begünstigen, und aus diesen beiden Quellen des Reichthums zu schöpfen; Reichthümer, welche diesem Lande bald seinen ursprünglichen Glanz, für welchen es bestimmt zu seyn scheint, wiedergeben würden!

Einkünfte des Kirchenstaates.

Man hat fälschlich verbreitet, daß diese achtzehn Millionen unsrer Münze betrügen. Aber die, welche es behaupten, und diejenigen, welche ihnen glauben, bedenken nicht, wie wenig Hülfsquellen einer Nation übrig bleiben, bei der wenig Kunstfleiß ist; welche ehedem aus einer Volksmenge von neunzehn Millionen bestand, und gegenwärtig nur aus zwei Millionen besteht, und wo unter zwölf Provinzen, worin sie vertheilt ist, nur zwei, die wirklich angebaut werden, gerechnet werden können, näm-

lich Bologna und die Mark Ankona, welche, da sie sich ihre alten Vorrechte erhalten haben, auch von dem unsinnigen Joche der Annona befreit geblieben sind. Uebrigens bestreite ich nicht bloß nach diesen Bemerkungen, die von zu leichtgläubigen Reisenden herrührenden Behauptungen, sondern ich habe zwei Etats der Ausgaben und Einnahmen des Kirchenstaates vor mir. Der eine ist gemacht, als der Kardinal Palotta Schatzmeister war, und der andre ist von Pius VI., als er diese Stelle bekleidete. Ich will meinen Lesern das Resultat derselben vorlegen.

Zu allen den Ursachen, welche die Einkünfte des Kirchenstaates und des Fürsten vermindern, muß man noch die Unterschleife der Beamten, der Stadthalter und Schatzmeister der Provinzen anführen, welche auf gewisse Weise die Pächter der Einkünfte sind. Salzsteuern, Zollgerechtigkeiten, Auflagen im Allgemeinen, alles thun sie in ihrem eignen Nahmen, mit Beding der Grundzinsen, welche sie unablässig zu vermindern suchen, indeß sie die Unterthanen drücken, um die Einkünfte, die sie daraus ziehen, zu vermehren. Die päpstlichen Finanzen gleichen so ziemlich einem Flusse, welcher, nachdem er eine große Strecke in seinem majestätischen Bette durchlaufen hat, sich endlich in einer Menge kleiner Kanäle in den holländischen Sand verliert.

Dergleichen beständige Veruntreuungen bereichern die Lieblinge, indeß sie den Souverain arm machen; und dieser, nachdem er sein Volk zerquetscht hat, um seinen Ausgaben und der

unersättlichen Habsucht seiner Angehörigen zu genügen, nimmt seine Zuflucht zu den Cedulen. Wie sehr der gegenwärtige Papst diese gemißbraucht hat, habe ich schon angeführt.

Eines der Haupteinkünfte des Kirchenstaates ist die Auflage auf das Salz; es ist auch eine auf Wein, Getreide, und die ersten Bedürfnisse gelegt. Die mehresten dieser Impossten oder Einfuhrrechte sind sehr beträchtlich; aber kaum ein Drittheil davon kommt in die fürstliche Kasse. Im J. 1766 bestand das Einkommen der päpstlichen Kammer in 2,121,489 römischen Thalern. Unter Ganganelli ist es etwas vermehrt worden. Aber es ist sehr eingeschrumpft durch den Ausfall, welchen die apostolische Kammer durch die neuen französischen Gesetze, welche die Annaten und Dispensationen abschaffen, erleidet. Bei dieser Lage der Dinge kann ich mit Gewißheit behaupten, daß der Papst höchstens zwölf Millionen französische Livres einnimmt. Vielleicht nimmt man noch ungefähr fünf und zwanzig von den Kontribuenten, vermittelst der Unterschleife ein; wovon dennoch aber ein Theil in den Händen der Empfänger bleibt. Welches ist denn also der Einfluß der Regierungen auf das Wohl oder Wehe der Völker, wenn man es dahin gebracht hat, die Lage der päpstlichen Unterthanen zur allerschlimmsten zu machen, und das Trotz den Geschenken der Natur? Das hat eine Administration bewirkt, welche den Ackerbau herunterbringt, den Handel zerstört, den Kunstfleiß erstickt, den Müssiggang und das Betteln beför-

dert, den Hausstand verachtet, und alle Vorzüge dem Cölibat zutheilt.

Die Schulden.

Bei der Untersuchung alles dessen, was sich auf die Finanzangelegenheiten des Kirchenstaates bezieht, habe ich mir die von Braschi selbst, im Jahre 1766, als er noch Schatzmeister war, gemachte Bilanz zur Richtschnur genommen. Damals betrug die ganze Staatsschuld ein und sechszig Millionen Thaler, welches für so mittelmäßige Staatseinkünfte eine ungeheure Summe ist; ungeheuer für einen Staat, der so wenig Hülfsmittel in seiner Industrie, und so wenig Territorialreichthümer hat. Im Jahre 1789 betrug die nämliche Schuld schon sieben und achtzig Millionen Thaler. Pius VI. hatte sie also während seiner Regierung um sechs und zwanzig Millionen vermehrt. Könnten die Römer die Augen aufthun, so würden sie einsehen, bloß hiedurch schon einsehen, was sie von einem Regenten zu erwarten haben, der so ihr Unglück erschwert, um seinem Prachtaufwande, der Geldgierde seiner Neffen, und seiner anstößigen Verschwendungssucht, von der vor ihm noch kein Papst das Beispiel gab, zu befriedigen. Man siehet mit einem von Unwillen und Bedauern zusammengesetzten Gefühle dies Volk in einer verhaßten Sklaverei, welches in sich selbst so viel Hülfsquellen finden würde. Keine Nation auf der ganzen Welt findet so viele Mittel in sich selbst vereint, sich zu dem höchsten Gipfel des Glanzes und des Reich-

thums zu erheben, wenn sie frei zu seyn verstände; und diese schmachtet in erniedrigender Dürftigkeit, unter dem Joche einiger dummen Priester, von welchen sie zu Grunde gerichtet, betrogen und entehrt wird.

Pius VI. giebt beträchtliche Summen für das Austrocknen der pontinischen Sümpfe aus. Dieses Unternehmen wäre an sich lobenswerth, hätte er nur nicht, als er diese Ländereien seinem Neffen gab, gezeigt, daß er bei diesen Arbeiten nicht das allgemeine Beste zur Absicht habe. So hat er vieles Geld an eine Sakristei an der Peterskirche gewendet; sie ist ein Denkmal, welches er sich zu Ehren errichtet hat, und welches stets gegen ihn zeugen wird, als einen Regenten, der die Bedürfnisse seines Volks nicht zu Herzen nahm, welches nicht im Stande ist, dergleichen Kostenaufwand zu ertragen.

Oeffentliche Ausgaben.

Der Hauptartikel der öffentlichen Ausgaben in Rom sind ohne Zweifel die Interessen der Staatsschulden. Der Sold der Truppen, die Erhaltung der Festungen, und die der Marine, betragen zusammen 431,935 Thaler und einige Bajocco's. Auf der Bilanz sind nur unter der Rubrik der Ausgaben des heiligsten apostolischen Pallastes 164,396 Thaler aufgeführt; allein jederman weiß, daß der Papst mehr als noch einmal so viel zu seinen Phantasieausgaben und zur Bestreitung seiner Hofhaltung braucht. Für die Minister, und die

Sänger der Kapelle sind 7057 Thaler gerechnet; welches unbedeutend genug ist. Die Jahrgelder oder Emolumente der in Bedienungen stehenden Kardinäle belaufen sich nicht über 38,444 Thaler. Allein hier muß angemerkt werden, daß zufolge der heuchlerischen Grundsätze, welche von dieser Regierung immer beobachtet werden, die in den öffentlichen Listen eingetragnen Besoldungen der Staatsbeamten immer als sehr gering angesetzt werden; dagegen ist es eine angenommne Sache, daß sie sich durch Unterschleif und Betrug schadlos halten können; und sie unterlassen nicht, dieser Erlaubniß sich nicht nur zu bedienen, sondern sie auch zu mißbrauchen.

Die apostolische Kammer setzt zur Unterhaltung der Nunciaturen an den auswärtigen Höfen nur 24,254 Thaler aus, weil diese nur Solchen aufgetragen werden, welche diese Ausgaben aus eignem Vermögen bestreiten können, oder deren Familie geneigt ist, sie in der Hoffnung, daß der Nuncius, den sie reich machen, auf diesem Wege den Kardinalshut erhalten werde, zu unterhalten.

Ich enthalte mich, alle übrige Artikel der öffentlichen Ausgaben anzuführen, und will nur noch der für die Medaillen erwähnen, welche an den Apostelntagen Petrus und Paulus ausgetheilt werden; diese betragen 6659 Thaler und 46 Bajocco's.

Die Land- und Seetruppen.

Ein Bevölkerungszustand von zwei Millionen Menschen, die unter einer klugen und blü-

henden Regierung frei und glücklich lebten, könnte allerdings ein furchtbares Kriegsheer haben, welches ihre Gesetze und ihre Herrscher in Ehrfurcht setzte. Aber die neuern Römer haben kaum sechs tausend Soldaten. Die Päpste verdienten ohnfehlbar die Verehrung der Welt dafür, wenn diese Entblößung weltlicher Macht eine Verachtung des Kriegshandwerkes, Liebe zu ihrem Volke, und Besorgniß, dem Handel und Ackerbaue zu viele Menschen zu entziehen, anzeigte. So philosophische Betrachtungen haben die Päpste aber nicht angestellt! Der schwache Militairstand des Kirchenstaates rührt lediglich von ihrem Unvermögen her, einen zahlreichern zu unterhalten.

Die päpstliche Wache besteht aus Chevauxlegers und Küraffieren, welche vollkommen gut beritten und prächtig mondirt sind. Man hält auch einige Schweizer, welche bei öffentlichen Feierlichkeiten ganz geharnischt sind. Alle diese Truppen, so wie die Besatzung der Engelsburg, können nicht über zwei tausend Mann ausmachen; aber die Prälaten, welche zu ihrer Besoldung und ihrem Unterhalte beitragen sollen, sehen sorgfältig darauf, daß die Bataillone nie vollzählig sind. In Civita Vecchia, Ancona, Ferrara, Bologna und verschiednen andern Städten, stehen sehr kleine Garnisonen. Diese sehr friedlichen Krieger sind sehr gut besoldet, sehr schlecht disciplinirt, nnd statt des Exercirens zum Straßenraube abgerichtet. Ihre Tapferkeit zu beurtheilen ist es hinreichend, das sehr bekannte Ereigniß, welches sich in der Engelsburg zutrug, anzuführen. Im Jahre 1790

hatte Cagliostro, der, wie man weiß, in diesem Schlosse gefangen sitzt, ausgesprengt, daß der Teufel ihn am grünen Donnerstage befreien, und die Garnison vertilgen würde. Das Ungefähr wollte, daß zu eben dem geweißagten Augenblicke ein Gewitter aufstieg, und ein Blitzstrahl neben dem Gefängnisse einschlug; da entfloh die bestürzte Garnison, und es blieb nicht ein einziger Mann zurück. Nur mit großer Mühe wurden die Soldaten beruhigt, und sie kehrten erst wieder auf ihre Posten zurück, als die Priester den Teufel vertrieben, und die Luft wieder heiter geworden war.

Die päpstliche Marine ist beinahe auf dem nehmlichen Fuße als die Landarmee eingerichtet; sie besteht aus einer Fregatte und zwei oder drei Galeeren. Diese Schiffe werden immer von Maltheserrittern kommandirt, welche sehr gut besoldet werden. Die Ausrüstungen geschehen immer entrepriſenweise, und nach einer Schätzung, die stets zum Vortheile der Pächter und der Prälaten, welchen die Inspektion aufgetragen ist, und zum Nachtheile des Staates ausfallen. Dann hält man sehr sorgsam darauf, daß der gewöhnliche Eid geleistet werde, nehmlich, daß alles nach der äußersten Oekonomie und nach der strengsten Gewissenhaftigkeit geschehen sey. Letzteres ist in diesem Lande Modeausdruck, dessen Sinn hier weniger als sonst irgendwo festgesetzt ist.

Die päpstlichen Galeeren sind nicht so groß, als die genuesischen. Wenn sie in See sind, bezahlt die apostolische Kammer dem Pächter

für zwei Monate 9600 römische Thaler, und 5400, wenn sie im Hafen sind. Eine Fregatte macht so viel als drei Galeeren. Diese Marine kostet dem Papste jährlich 130,000 Thaler. Davon gehen beinahe vierzig tausend für die Pächter und die Prälaten der Inspektion ab. Es geht hier so wie bei allen andern Dingen. Alle Welt weiß diese Räubereien, der Papst weiß sie wie die Uebrigen, und das Volk, welches davon unterrichtet ist, giebt sich nicht einmal die Mühe, es schlecht zu finden.

Noch Ursachen, warum die öffentlichen Angelegenheiten so schlecht administrirt werden.

Zu Rom werden die Bedienungen mehr als sonst irgendwo, bloß nach Intriguen und Gunst vergeben. Bringt ein glückliches Ungefähr einmal einen Mann auf einen Posten, dem er gewachsen ist, so giebt ihm der Papst eine größere Bedienung, und erhebt ihn zu einem Posten, zu welchem er nicht die erforderlichen Kenntnisse erworben hat, und welche er sich auch, während der kurzen Zeit, die er sich darinn erhalten kann, nicht erwerben wird. Ich saß an einer Mittagstafel neben einem Prälaten, welcher die Aufsicht über die Fleischer hatte, und zwei Monate vorher eine Militairinspektion gehabt hatte. Man sprach über verschiedene sich darauf beziehende Dinge. Der Prälat begriff nicht, daß ich, als Fremder, be-

sondre Umstände wissen konnte, mit denen er sich pflichtmäßig hätte sollen bekannt machen, wovon er aber nicht das Geringste wußte.

Aber ein jeder dieser in Aemtern stehenden Prälaten hat einen gut unterrichteten Priester zur Seite, dessen Verrichtung darin besteht, für Monsignor zu lesen, zu schreiben und zu denken. Dieser sagt dann auch, was Monsignor thun muß, wie er sich zu betragen hat, welche Meinung er in der apostolischen Kammer behaupten soll. Es ist zu begreifen, daß ein junger, seinen Vergnügen ergebener Mann, der keine Unterweisung hat, wenig im Stande ist, gegen einen Einwurf Stich zu halten, und den klugen Rath, welchen seine auswendig gelernte Lektion enthält, geltend zu machen.

Die den Kardinälen zugetheilten Bedienungen.

Die Kardinäle haben die vornehmsten Würden und Staatsbedienungen inne, welche selbst der Papst nicht an Prälaten, die nicht den Purpur tragen, vergeben könnte. Das erste und ehrenvollste dieser Aemter ist das Amt eines Aufsehers der Justiz und der Finanzen. Gewöhnlich wird es dem Neffen Kardinal zu Theil. Der Kardinal Camerlingue, so heißt diese Bedienung, hat die Generalinspektion; er spricht in allen bei der apostolischen Kammer anhängigen Prozessen, welche Bezug auf die Korporationen und Universitäten haben. Er hat die Oberaufsicht über die Minister, die Offizianten

der päpstlichen Kammer, und über alles, was Bezug auf die Künste hat. In dem Augenblicke da eine Vakanz eintritt, hat er den Auftrag die Siegel des verstorbenen Papstes zu zerbrechen; er hat bei den dreien Kardinälen, welche zu der Zeit wechsesweise regieren, den Vorsitz, und er unterschreibt die Edikte und Befehle, welche während der Sitzung des Konklave ausgefertigt werden.

Die römische Großkanzlerwürde gehört von Rechtswegen, und vermöge einer Konzession Leo IX., dem Kurfürsten von Köln. Aber er hat einen Koadjutor, welcher immer ein Kardinal ist, der bei Ausfertigung der Bullen, und allen andern Verrichtungen dieses Amtes den Vorsitz hat.

Dann giebt es auch einen Großpönitentiarius, welcher bei dem Tribunale der geheimen Dispensationen präsidirt; der Bibliothekar, welcher die berühmte und reiche Bibliothek des Vatikans, und noch mehrere Bibliothekare unter sich hat, die ihm oft sehr gute Dienste thun; der Vikarius von Rom, welcher der wahre Metropolitan der Stadt ist. Dieser Kardinal spricht in allen Civil = und Kriminalprozessen aller Privilegirten des Pallastes. Gleichermaßen stehen auch alle Klöster unter seiner Gerichtsbarkeit, und er erkennt über die Verbrechen der Mönche. Ueberdem giebt es noch eine Staatssekretairie, eine Requetenkammer und die der Breven, welches die einträglichste ist. Pius VI. hat sie seinem Neffen gegeben; endlich noch die Stelle eines Datarius, welche auch längst schon einem Kardinale zu Theil ge=

worden ist. Wie hoch die Einkünfte dieser Bedienung sind, weiß man nicht eigentlich; aber sie wird sehr gesucht, und alle, die sie inne gehabt haben, sind sehr reich dabei geworden. Sonst bekam der Papst einen Theil der Einkünfte derselben; und der Kardinal Herzan hat mich versichert, daß dieser Theil jährlich 55000 Thaler betrug; seitdem aber bei den christlichen Nationen für den römischen Hof so unselige Veränderungen vorgegangen sind, ist nur noch das, was zur Bestreitung des Prachtaufwandes des Innhabers erforderlich ist, übrig geblieben.

Die Kongregationen.

Es giebt in Rom Kongregationen, welche allein aus Kardinälen, andre aus Kardinälen und Bischöfen, wieder andre, welche nur aus Priestern und auch Mönchen bestehen. Jede hat ihren Präsidenten, welcher Präfektus heißt. Es giebt einträgliche Präfekturen, aber auch welche die bloß ehrenvoll sind.

Die vornehmste dieser Kongregationen ist die der heiligen Inquisition; von dieser ist der Papst selbst der Präfektus. Sie besteht aus Kardinälen, Prälaten, einem Dominikanermönche, als Kommissarius, und noch einigen Mönchen von verschiednen Orden. Ueber die Berathschlagungen dieser Kongregation herrscht ein undurchdringliches Geheimniß. Ich will gar nicht den Abscheu, den dieses Tribunal einflößt, schwächen; er gehört zu dem Wesen jedes rechtschafnen und gefühlvollen Menschen, und ist von

dem Worte Inquisition unzertrennlich; aber Pflicht der Wahrhaftigkeit zwingt mich zu sagen, daß sie in Rom weder so grausam noch so treulos ist, wie ihre Benennung es wohl könnte ahnden lassen. Sie scheint von der ihr zu unsern Zeiten üblichen Handlungsweise nur in Absicht des zu berühmten Cagliostro abgewichen zu seyn.

Der Zweck der Kongregation de propaganda fide ist, den Katholicismus, besonders aber die Allgewalt des heiligen Stuhls durch die ganze Welt zu verbreiten. Die Kongregationen der Bischöfe und Kirchenversammlungen schlichten die Streitigkeiten zwischen den Bischöfen und ihren Pfarrkindern und Metropolitanen, und sehen darauf, daß die Verordnungen des Tridentinischen Konciliums, in allem was die Kirchenzucht betrifft, gehalten werden. Die Kongregation des Index zeigt die Werke an, welche man lesen, und die man nicht lesen darf. Endlich giebt es eine Kongregation der kirchlichen Gebräuche, des Baues der Peterskirche, der Indulgenzien, der geistlichen Immunitäten, und der Besuche der Apostel, deren Nahmen insgesammt ihren Gebrauch andeuten, den man nur erwähnen darf, um hinreichend zu wissen, wie sehr diese unverschämte Kaste die Schwäche und Verblendung der Menschen benutzt hat. Wir, die wir Zeugen davon sind, begreifen es kaum; was werden einst die, welche die Geschichte davon lesen werden, dazu sagen?

Von einigen, die weltliche Regierung betreffenden Tribunälen.

Eines dieser Tribunäle heißt die Konsulta. Der Präfekt derselben ist der Kardinal Staatssekretair, und hat zum Gegenstande die Untersuchung und die Urthelssprüche in denjenigen Civil- und Kriminalsachen, von welchen appellirt ist, auch die Klagesachen gegen die Statthalter und Magistrate.

Das Tribunal, welches das der guten Regierung genannt wird, hat die Aufsicht über die Kommunitäten, welche nicht gerichtlich verfahren, noch Ausgaben ohne dessen Einwilligung vornehmen können. Ein andres, das Tribunal der Zwölfe genannt, spricht in allen sich auf die apostolische Kammer beziehenden Angelegenheiten; es setzt den Preis der Lebensmittel überhaupt fest; welches eine fehlerhafte und unpolitische Einrichtung ist, die nur üble Wirkungen erzeugen kann. Der Großschatzmeister, welcher einer von den Zwölfen ist, hat außerdem noch die Aufsicht der Zollämter, der Meeresküsten, der Festungen und Galeeren. Dieser wichtige Posten führt immer zur Kardinalswurde.

Bei dem Tribunal der Begnadigungsunterschriften ist der Papst selbst der Chef; ihm steht das Recht zu, abgethane Prozesse wieder anhängig zu machen, und sie andern Richtern zur Untersuchung zu übergeben.

Bei dem Haupttribunale, welches unter dem Nahmen Regierung bekannt ist,

kommen die ernsthaften Verbrechen vor. Es ist nicht zur Unzeit anzumerken, daß die Tortur in Rom noch in solchen Fälten angewendet wird; und dieses aus Kardinälen und Prälaten bestehende Gericht verurtheilt zu derselben.

Endlich giebt es auch einen römischen Senat, dessen Denkspruch ist: S. P. Q. R. Senatus populusque romanus, wie der Senat des alten Roms, von welchem er nur ein trügliches Abbild ist. Er besteht aus einem einzigen Senator, der eben jetzt ein verdienstvoller Mann ist; er ist ein Neffe Klemens XIII. Rezzonico. Unter ihm stehen drei patricische Konsuln, welche Conservatores heißen, und dann ein Prior der Caprionen oder der Häupter des Volks, welche insgesammt der Papst wählt, der ihrer ephemerischen Autorität nach Willkühr Grenzen setzt. Der Senator ist gewöhnlich ein Ausländer; er wohnt auf dem Kapitol, und trägt bei öffentlichen Verrichtungen das Senatorkleid. Er hat eine bürgerliche Gerichtsbarkeit, und hat dabei zwei Assessoren, welche der Papst wählt; in Kriminalsachen hat er die Konkurrenz mit dem Regierungstribunal.

Die Rota.

Auch diese ist ein Tribunal, und zwar das wichtigste, und unstreitig das ehrwürdigste von allen. Es hat den Vorzug seiner bessern Beschaffenheit den fremden Höfen zu danken, welche dessen Mitglieder größtentheils ernennen, und weil diese nicht unter geistlichem Einflusse stehen. Der Papst ernennt deren nur drei;

die andern werden von Deutschland, Frankreich, Kastilien, Venedig und Toskana erwählt. Die Städte Ferrara, Bologna und Mayland, schicken insgesammt einen Richter dahin; und überhaupt fällt die Wahl nur auf verdienstvolle Männer, die von geprüfter Rechtschaffenheit sind, und deren Ruf sie des ihnen aufgetragenen Amtes würdig macht. Da sie von denjenigen, welche sie schicken, gut besoldet werden, kommen sie nicht in den Fall, sich dem römischen Hofe zu verkaufen. Dieses Tribunal steht in Rom in verdienter Achtung. Pius VI. ist der erste hohe Geistliche, welcher um die Gunst dieses Gerichtshofes auf die oben erwähnte anstößige Art sollicitirt hat. Die Mühe, welche er sich gab, die Mitglieder desselben zu verführen, beweiset so sehr seine Niederträchtigkeit, als ihre Fruchtlosigkeit; und es gereicht ihnen zur Ehre, daß sie sich nicht scheueten, gegen ihn ein Urtheil zu fällen. Pius VI. setzte die drei Glieder, die er ernannt hatte, ab; aber er mußte es auch bei dieser Rache bewenden lassen.

Das Einzige, was der heiligen Rota vorgeworfen wird, ist, daß sie sich so leicht zur Revision der Prozesse versteht. Es ist nichts Seltnes, daß eine und dieselbe Sache fünf bis sechsmal von neuem vorgenommen und in derselben oft sich widersprechende Urthel von diesem Tribunal gefällt werden.

Der Kirchenstaat.

Die Lage desselben ist ungemein vortheilhaft. Gegen Morgen hat es das adriatische, gegen Mittag das mittelländische Meer und das Königreich Neapel, gegen Abend Toskana, und gegen Mitternacht die Staaten des Herzogs von Modena und die Republik Venedig.

Der Kirchenstaat hat nur zwei Hafen, welche eigentlich diesen Nahmen verdienen: Civita Vecchia im mittelländischen, und Ancona im adriatischen Meere. Eine so glückliche Lage könnte ihm einen blühenden Handel verschaffen, wenn er von seiner Regierung aufgemuntert würde, oder vielmehr, wenn die Regierung dieses Landes sich nicht allem widersetzte, was ihm den Glanz und die Vorzüge geben könnte, zu welchem die Natur ihn bestimmt zu haben scheint. Allein die Päpste kommen erst in einem hohen Alter zur Regierung, sind entweder in der Intrigue, oder in der Trägheit des Klosterlebens grau geworden, und haben nicht die Energie, welche nothwendig erfordert wird, die Regierung zu verbessern, die Sitten und Begriffe eines ganzen Volkes umzuändern, und selbst neue Menschen zu werden; vielmehr scheint ihre ganze Geschäftigkeit sich darauf einzuschränken, daß sie ihre Familien und ihre Kreaturen bereichern; alles andre lassen sie in dem Zustande, in dem sie es gefunden haben. Wehe dem unter ihnen, welcher es wagen würde, dem Staate, den er regieren soll, eine andre Gestalt zu geben! Er müßte, um das zu bewirken, eine Menge Mißbräuche, welche das

Ungemach des Volks vervielfachen, und den Wohlstand und die Macht der ihm umgebenden Prälaten sichern, abschaffen; er würde nur auf Abgründen wandeln, und man würde ihn bald außer Stand setzen, die vorgesetzten Plane auszuführen.

Die apostolische Kammer theilt den Kirchenstaat in fünf große Provinzen. Ich habe vorhin gesagt, daß er ehedem mehr als zwanzig Millionen Einwohner hatte, jetzt aber kaum zwei Millionen in sich faßt. Allenthalben findet man Beweise der Fruchtbarkeit des Edreiches, und der Weichlichkeit der Menschen. Ihre Unwissenheit, man könnte ihre Dummheit sagen, würde sogar den bäurischen Schweizer in Erstaunen setzen. Allenthalben sind ihre Erzieher und Führer Mönche, welchen die heilige Inquisition den besondern Auftrag giebt, die Thoren zu verwirren, und auf diejenigen Acht zu haben, welche von Natur, oder durch auf Reisen gesammelte Kenntnisse erhabnere Begriffe und Muth genug sich erworben haben, über so viele Kühnheit unwillig zu werden, und ein so entehrendes Joch abzuwerfen. Die Stadt Bologna hat es großentheils ins Werk zu richten gewußt; aber Dank sey es der Sorge und den Bemühungen des Kardinals Buoncompagno, daß sie vermuthlich dahin gebracht werden wird, allen andern Städten Italiens gleich gemacht zu werden! In Rom stehen wenigstens die Künste in Achtung, und blühen; allein im übrigen Kirchenstaate ist alles im Verfalle; allenthalben ist Todesstille. Wir wollen uns einmal in diesem Lande etwas umsehen.

Die Campagna di Roma.

Diese Provinz, welche unter dem Nahmen Agrum romanum bekannt ist, ist das Territorium, welches die ganze Stadt in einem Umfange von vierzig bis funfzig Meilen umgiebt. Die vornehmsten Städte darin sind nach Rom: Citta Lavinia, Tivoli, Albano, Preneste, Frascati und Auzio. Albano liegt neben dem alten Alba, dessen Ruinen noch vorhanden sind. Ueberhaupt findet man dergleichen auf jedem Schritte, durch den größten Theil von Italien. Es ist ein wahrhaftig beunruhigender Anblick, welcher unaufhörlich an die Denkmäler erinnert, welche jeden dieser Oerter verschönert haben, und die, wenn sie die Imagination in jene Zeiten des Ruhms, der Herrlichkeit und des Heroismus geleitet haben, sie dann auf auf die unförmlichen Ueberreste zurücksinken lassen, welche man immer für die Wirkungen der Verheerung eines siegreichen Heeres halten sollte. Außer den angeführten Städten, und einigen armseligen Dörfern, ist die Campagna di Roma nur eine wahre Wüstenei; kaum daß der funfzehnte Theil derselben angebauet ist. Die wenigen Bäume, welche man darauf antrifft, zeigen von der erzeugenden Kraft dieses Erdreiches; und wenn zu Ende Aprils die Wiesen noch nicht abgemäht sind, so verlieren sich die höchsten Thiere darinn und verschwinden im hohen Grase. Diese Provinz ist voller ausgebrannten Vulkane und Steinkohlen, die man zu gebrauchen versäumt; voller Seen, die dadurch, wenn sie zum Bewässern gebraucht wür-

den, auch zur Schiffahrt sehr benutzt werden könnten. Es giebt auch mineralische Wasser. Alle Menschen kennen die Bäder von Tivoli, welche ehedem die apollinarischen Gewässer hießen. Seit ganz kurzem hat man in der Campagna di Roma Papiermühlen und Eisenhämmer angelegt; sie sind mehrentheils der Familie Odescalchi zu verdanken.

Die Sabiner.

Das Land der alten Sabiner, welches sonst eine Million Einwohner enthielt, und oft Kriegsheere aufstellte, welche den römischen gleich kamen, enthält jetzt kaum 65,000 Menschen, die etwas fleißiger, und nicht so träge wie die in der Campagna di Roma sind. Es versorgt die Hauptstadt größtentheils mit Wein, Früchten, Gemüsen und Kohlen, welche auf der Tiber, die es durchfließt, dahin geschafft werden. Dieser zu allen Zeiten so berühmte Fluß hat sehr hohe Ufer, welches ihm ein trauriges Ansehen giebt; sein Bette ist ungemein tief, und sein Wasser, welches immer fette und vegetabilische Erde mit sich führt, ist stets trübe. Er nimmt achtzig Flüsse und Bäche auf. Er ist immer schiffbar gewesen; aber er könnte es noch weit mehr seyn, und nichts könnte die Schiffe hindern, allenthalben hinzukommen, wenn die Regierung nur einige Aufmerksamkeit darauf verwendete. An einigen Stellen hat man Mühlen aufgebaut, an andern hemmen aufgethürmte Haufen Erde und Steine den Strom; und es gehörte so wenig dazu, ihn ganz frei zu machen.

Das Erbtheil des heiligen Petrus.

Es ist bekannt, daß der heilige Petrus ein armer unwissender Fischer, und nie, wie die Priester sich unterstanden zu behaupten, römischer oberster Priester war. Unter seinem Nahmen ist der Koloß errichtet, der beinahe ganz Europa zerschmettert hätte. Sie haben eine ihrer Provinzen das Erbtheil dieses sogenannten Stifters genannt. Seine Hauptstadt heißt Viterbo, sie ist groß, gut gebauet, aber wüste, und bloß mit Mönchen bevölkert. Diese sehr fruchtbare Provinz hat treflichen Wiesenwachs. Nur die an Städte oder Flecken angränzende Ländereien sind angebauet, nnd noch dazu sehr elend. Zwei Meilen von diesen Wohnörtern findet man auch keine Spur vom Feldbaue mehr. Die Bewohner dieser Provinz kennen nicht den Gebrauch, die Felder zu düngen, und werfen ihren Dünger in die Flüsse. Auf jedem Schritte scheint die Natur die Trägheit der Menschen anzuklagen, welche die stärksten Bäume ohne menschliche Beihülfe hervorzubringen vermag. Der wenige Weinbau, welcher hier betrieben wird, liefert trefflichen Wein. Die Berge dieser Provinz erzeugen Alaun und Schwefel; sie enthalten auch Blei- und Silberbergwerke, die nie Ausbeute geben, weil man nie Anstalt dazu machte. Drei Meilen von Viterbo habe ich eine Fabrik gesehen; der Vitriol wird daselbst zubereitet, welcher aus dem Eisenkieß gezogen wird, der in dem lehmigten Erdreiche mit unter angetroffen wird.

Montefiuscone ist nach Viterbo die beträchtlichste Stadt in dieser Provinz. In ihrer Nachbarschaft sind Weinberge, und sie liefern berühmten Wein. Nicht weit davon ist der berühmte See Borsena, welcher vier und dreißig Meilen im Umfange hat. Er hat zwei Inseln, auf deren einer der Kardinal Giraud ein unvergleichliches Landhaus hat, welches von seinem Neffen sehr schlecht unterhalten wird.

Das Herzogthum Castro und Ronciglione.

Vor vielen Jahrhunderten gehörte diese Provinz, welche den Titel Herzogthum führt, einem Herzoge von Parma. Als dieser Fürst über den von Ronciglione aufgebracht war, dessen Betragen alle Einwohner gegen ihn empörte, vermochte er diese, ihn umzubringen. Rom hat dieser Provinz, welche nachher unter dessen Herrschaft kam, dieses Verbrechen nie verziehen. Es hat sie jederzeit an Steuereinnehmer verpachtet, welche nur ihre Bereicherung zum Zwecke haben, und auch dem heiligen Vater sich dadurch gefällig erweisen, daß sie seine Streitigkeit rächen, und die unglücklichen Einwohner drücken. Allenthalben sieht man auch Gesichter, worauf der Unwille geprägt ist. Ich habe viele von diesen Unglücklichen ausgefragt; alle erwähnen nur mit Abscheu die Nahmen ihrer Tyrannen, und sie würden das Joch der rohesten Barbaren noch vorziehen. Auch sie hatte man sorgfältig über die Ursachen und Wirkungen der französischen Revolution hintergan-

gen. Es ist mir nicht schwer geworden, sie mit der Wahrheit hierüber bekannt zu machen, und ihren Seelen das lebhafte Verlangen einzuhauchen, dem Beispiele einer Nation zu folgen, welches sie frei zu werden lehrt. Die Ronciglioner insonderheit haben es nicht vergessen, wie glücklich und wohlhabend sie waren, als sie dem Hause Farnese angehörten. Damals hatte ihre Stadt zwanzig tausend Einwohner, und einen reichen und wohlthätigen Adel; jetzt hat sie nicht fünf tausend, und alle sind arm und unglücklich.

Die Provinz Orvietto.

Diese Provinz hat ihren Nahmen von ihrer Hauptstadt; sie ist völlig so wüste, arm, ohne Kultur und Industrie, wie die übrigen. Ihr einziges Hülfsmittel sind ihre Weine, die sehr geschätzt werden. Aber ein Land, welches nur Wein hat, kann nicht reich seyn; denn diese Einnahme, welche einer Menge Ereignisse ausgesetzt ist, erfordert überdem eine Wartung und Kosten, die man von den Einwohnern dieser Provinz nicht erwarten kann.

Die Statthalterschaft von Orvietto ist so unbedeutend, daß sie Prälaten ertheilt wird, welche zuerst die Laufbahn der Administrationen zu betreten anfangen.

Perugia.

Auch diese Provinz hat ihren Nahmen von ihrer Hauptstadt entlehnt, welche sehr schön,

und weniger entvölkert ist, als es sonst die Städte des Kirchenstaates sind; und da sie einige Privilegien hat, welche die apostolische Kammer hindern, ihr Joch schwer auf sie zu legen, so findet man hier etwas mehr Kunstfleiß als in den andern Provinzen; und bei so fruchtbarem Erdreiche bringt ihr das großen Vortheil. Es giebt auch dort, wie man sagt, Giftfabriken, welche sehr thätig sind. Das Gift ist unter dem Nahmen Aquette di Naple, oder aqua di Perugia bekannt. Wesentlicher ist es, daß hieselbst verschiedne nützliche Manufakturen sind; besonders wird hier sehr guter Sammet von Seide, die in der Provinz gewonnen wird, gemacht. Es werden auch treffliche Wachslichter fabrizirt. Perugia ist aber vorzüglich durch seine gute Weide berühmt, und es liefert eine große Menge Vieh nach Rom und Toskana.

Umbria.

Die Stadt Spoletto ist die Hauptstadt dieser Provinz, welche noch eine sehr wichtige Stadt, Foligni genannt, in sich hat. In beiden Städten ist einiger Handel. In dieser Provinz wird viel Papier fabrizirt. Die Gegend um Spoletto ist ziemlich angebaut, und überhaupt übertrifft Umbrien bei weitem die Campagna di Roma; immer weil, wie wir schon häufig bemerkt haben, ein Theil des Kirchenstaates mehr oder minder blühend ist, je nachdem es vom Joche der päpstlichen Regierung gedrückt wird. Diese Bemerkung kann der am wenigsten beobachtende Reisende im

Kirchenstaate machen. Dieses Thermometer zeigt allenthalben unfehlbar richtig an. Wie ist es wohl möglich, daß diese Prälaten ein so deutliches und anschauliches Faktum nicht bemerken? und da verschiedne Provinzen deshalb weniger elend sind, weil sie weniger gedrückt sind, und einiger Befreiung von Lasten genießen; ist es diesen Prälaten denn nicht möglich einzusehen: daß wenn der ganze Staat von aller Last befreit, und die Annona abgeschaft würde, der Kirchenstaat in wenigen Jahren bevölkert, der Handel im Flor, die Ländereien angebauet, und voll wahren Reichthums seyn würden? der dann dem, welchen der römische Hof von den fremden Nationen durch frommen Betrug und Räubereien zieht, welche die Menschheit empören und demüthigen, weit vorzuziehen wäre. Dieses sind bei dem allem Reichthümer, deren Quelle zu versiegen anfängt.

Die Gegenden um Spoletto sind den Verheerungen der Erdbeben ausgesetzt. Alle Apenninen sind voll ausgebrannter Vulkane, davon einige von Zeit zu Zeit sich wieder entzünden zu wollen scheinen. Von Bologna, bis tief ins Königreich Neapel, sieht man nichts als vulkanische Erzeugnisse, welche die Einbildungskraft desjenigen schrecken, der einige physische Kenntnisse hat. Die Regierungen können freilich nicht den zerstörenden Naturkräften gebieten; allein eine weise Aufsicht kann doch vielleicht ihre Aktivität vermindern. Ein sorgfältig angebauetes und bevölkertes Land zieht mehr Dünste, Feuchtigkeit und Regen an; es gehet weniger entzündliche und mephytische Luft, we-

niger Ausdünstungen davon aus, die durch ihr Aneinanderreiben die elektrische Materie reizen und die Explosionen, welche zu dem Erdbeben beitragen, veranlassen.

Die Marken.

Diese, deren Hauptstädte Ancona und Fermo sind, machen eine sehr merkwürdige Provinz aus.

Ancona ist der beste Hafen des Kirchenstaates im adriatischen Meere. Diese Stadt, welche in keiner Art unter der apostolischen Kammer steht, ist volkreich und treibt einen ansehnlichen Handel.

Die Provinz der Marken hat zu allen Zeiten den Unternehmungen des römischen Hofes, der sie ihrer Privilegien zu berauben trachtete, muthig entgegengearbeitet; und es ist ihr gelungen, sie, wo nicht alle, doch größtentheils zu erhalten gewußt. Unter einer weniger fehlerhaften Regierung würde dieses Beispiel gefährlich seyn, und ich würde es gewiß nicht billigen. Ein Privilegium ist eine Ausnahme von den Gesetzen, es ist ein Vorrecht, welches eben diesem Gesetze widerspricht, und es aufhebt: wenn dieses aber zerstörend und abgeschmackt ist; wenn es, statt der Ausdruck des allgemeinen Willens zu seyn, nur die Wirkung des Eigensinnes eines einfältigen Despoten ist, welcher die natürlichen Rechte des Menschen, worauf das ganze Gesetz beruhen muß, mit Füßen tritt; dann wird ein Privilegium eine Gerechtigkeit, weil es in solchem Falle die Freiheit und

Sicherheit, welche das Gesetz gewähren sollte, entweder bewilligt oder aufrecht erhält.

Macerata, Loretto so berühmt durch sein Heiligthum; Cingoli, durch seine Schinken; Recanati, Osimo, Gesi, Tolentino, die mitten in einer prächtigen und gut angebaueten Ebene liegen, und das an Getreide reiche Mortalto, sind die vorzüglichsten Städte dieser Provinz. Unstreitig ist aber Fermo, welches die Hauptstadt der einen Mark ist, die merkwürdigste darunter; sie hat eine der heitersten und gesundesten Lagen in der ganzen Welt.

Das Herzogthum Urbino.

Diese Provinz heißt Herzogthum, weil sie sonst Regenten hatte, welche Herzoge waren. Sie heißt nach ihrer Hauptstadt, die groß und schön ist, und ehedem sehr berühmt war. Seitdem sie zu dem Kirchenstaate gehört, hat sie zwei Drittheil ihrer Einwohner, und mehr als drei Viertel ihres Reichthums verlohren.

Man kann die Städte Pelaro, Fossombrone, und Sinigaglia aus dieser Provinz anführen. Erstere ist groß, arm und menschenleer; die zweite hat einige Manufakturen; die letzte ist durch eine Messe bekannt, die jährlich zu Ende des Julius dort gehalten, und von allen Nationen besucht wird; sie genießt alsdann einiger Freiheiten, und ich habe einige Prälaten gezwungen mir einzugestehen, daß sie dieser den Glanz verdankt, den sie alsdann hat; aber bei dem Eingestehen haben sie es auch bewenden lassen.

Romagna.

Machte einen Theil des Exarchats von Ravenna aus. Es ist ziemlich groß, aber arm; obgleich die Ländereien beispiellos fruchtbar sind. Die merkwürdigste Stadt darinn ist Cesena, welche so glücklich gewesen ist, den jetztregierenden Papst aus ihrem Schooße hervorgehen zu sehen; wodurch sie aber um nichts wohlhabender ist.

Das Herzogthum Ferrara.

Es hat, wie viele andre Provinzen, seinen Nahmen von der Hauptstadt, welche eine grosse, schöne, wohlgebauete Stadt ist. Sie war ehedem, unter ihren Herzögen, der Sitz der Freude, der Musen und Grazien, hatte sechszig tausend Einwohner, einen prachtliebenden Hof, einen gebildeten und großmüthigen Adel, und sehr blühenden Handel. Gegenwärtig hat sie noch nicht vierzehntausend arme und elende Einwohner; auf ihren Straßen wächst allenthalben Gras. Der Posfluß, welcher mitten hindurch fließt, macht oft große Verheerungen, seitdem die Regierung nicht mehr darauf sieht, die Schleusen, die ihn zurückhielten, zu unterhalten; und nun sind die Ländereien dieser Provinz in unangebaute und unbewohnbare Moräste verwandelt.

Der See, und die Stadt Comaccchio machen einen Theil des Herzogthums Ferrara aus, und sein vorzüglichstes Einkommen besteht in der Fischerei auf diesem berühmten See. Die

Bewohner dieser unglücklichen Provinz wissen noch von dem Glücke, dessen ihre Vorfahren unter ihren damaligen Beherrschern genossen, zu erzählen; von einer Zeit, wo sie hofften, unter die Herrschaft der Herzoge von Modena zu kommen. Ich habe eine besondre Anekdote hierüber gehört. Der Herzog Franziskus III., Vater des jetztregierenden, hatte einige Jahre hindurch eine ansehnliche Menge Truppen, die sogar über sein Vermögen gieng, unterhalten; er wartete auf die nächste Vakanz des heiligen Stuhls, um sich während derselben des Herzogthums Ferrara zu bemächtigen, auf welches er bekannte und unstreitige Rechte hatte, deren vornehmstes ohne Zweifel die Liebe der Unterthanen war. Welches auch der Vorwand seyn mochte, dessen sich der Herzog bediente, seine Entwürfe zu vermänteln, so errieth der römische Hof sie dennoch, und sah zugleich ein, daß es ihm unmöglich seyn würde, einer solchen Macht zu widerstehen. Klemens XIII. war damals Papst; er schickte, nach einer sehr klugen Politik, die Schlüssel von Ferrara der Kaiserinn Königinn von Ungaru zu; indem er sie ersuchte, diese von dem Herzoge von Modena bedrohete Provinz in Schutz zu nehmen. Die von Priestern gemißleitete Maria Theresia befahl dem Herzoge, seine Entwürfe aufzugeben, welche sie scheitern zu machen entschlossen war.

Die Provinz Bologna.

Die Stadt Bologna ist nach Rom die beträchtlichste im ganzen Kirchenstaate, so wie auch

auch die Provinz gleiches Nahmens einer der wichtigsten und berühmtesten Theile desselben ist, welcher die Aufmerksamkeit der Reisenden am meisten auf sich zieht.

Das erste, was einem in Bologna sehenswürdiges vorkommt, ist die berühmte Mittagslinie von Cassini, welche in der Kirche des h. Petronius ist. Von da, wenn man durch die Porta de Saragozza kommt, sieht man den Portikus, welcher zum Hochaltar des heiligen Lukas führt, welcher auf einem Umfange von drittehalb Milien, aus sechs hundert drei und vierzig Schwiebbogen besteht, welche von allen Seiten mit reizenden, wohlkultivirten Hügeln umgeben sind. Der Portikus und der Hochaltar sind nach und nach von Klöstern, von Prälaten, und sogar von bloßen Privatleuten aufgeführt worden, welche insgesammt diese Schwiebbogen mit der Aufschrift ihrer Nahmen geziert, oder verunziert haben. Ich habe den Nahmen unsers berühmten Schauspielers Dufresne dabei bemerkt, der, als er einige Vorstellungen unsrer Trauerspiele in Bologna gegeben hatte, die Einnahme davon zur Erbauung einer dieser Arkaden anlegte.

Bologna liegt an dem Flusse Savena; zwei Meilen davon fließt ein Fluß, der kleine Reno genannt; es ist ein Kanal daraus gegraben, welcher bis in die Stadt, und dann durch den Reno bis nach Venedig führt. Bologna wird in vier Hauptviertel getheilt, und hat achtzig tausend Einwohner, zwölf Thore, das Thor des Kanals ungerechnet. Die mehresten

Straßen sind mit Portiken geziert, deren einige sehr kostbar sind.

Die Provinz Bologna ist sehr volkreich; man rechnet auf einer nicht beträchtlichen Strekke Landes zwei hundert und achtzig tausend Einwohner. Der Kardinal Buoncompagno hatte seit langer Zeit den höllischen Entwurf, sein Vaterland den Verordnungen der apostolischen Kammer und der Annona zu unterwerfen. Wäre es ihm gelungen, so wären nun die Bologneser völlig so elend, wie die andern Einwohner des Kirchenstaates. Der standhafte Widerstand derselben hat ihnen noch einen Theil ihrer alten Vorrechte und alten Verfassung erhalten; und der Papst wird hier vielmehr wie Protektor, als wirklicher Souverain betrachtet.

Bologna hat immer eine aristokratische Regierungsform gehabt. Der Senat, welcher aus vierzig Mitgliedern besteht, deren erbliche Bedienung auf den ältesten der Familie fällt, hat die Oberadministration der Provinz und der Stadt Bologna. Der Adel vom zweiten Range hat beinahe alle geringere Magistraturen im Besitze. Als Buoncompagno gleich Anfangs so heftigen Widerstand gegen seine Entwürfe bemerkte, veränderte er seinen Plan, und schien lediglich diese Aristokratie schwächen und demüthigen zu wollen, um dem Volke seine ursprünglichen Rechte und rechtmäßige Gewalt wieder zu verschaffen. Das Volk billigte seine ersten Unternehmungen; aber man entdeckte bald seine Absichten. Und eben dieses Volk, welches die Aristokratie des Adels dem Priester-

despotismus vorzog, setzte sich größtentheils der Ausführung seiner Entwürfe entgegen.

Einigermaßen gelang es dem Kardinal doch, das Ansehen des Senates zu schwächen, und die Autorität des Papstes zu vermehren. Dieser Senat wählt sich alle zwei Monate einen Chef, unter der Benennung Gonfalonieri, und eine jede solche Wahl ist ein Volksfest. In dem Hotel eines jeden dieser Vierzigen ist ein Prunkgemach zu dieser Absicht eingerichtet. Die Senatoren, bei welchen, wie schon gesagt, diese Würde erblich ist, dürfen diese Hotels nicht veräußern, und bedienen sich des zu den Feierlichkeiten bestimmten Gemaches nur, wenn sie zu Gonfalonieri ernannt sind. Dann sind sie zu größerm Aufwande in mancher Absicht verbunden.

Die Stadt Bologna hat ein Justiztribunal, welches den Nahmen Rota führt, und dessen Räthe, wie in Rom, Auditoren heißen. Dieses Tribunal hat die Civilsachen zu entscheiden.

Der Gonfalonieri hat acht Konsuln zu Gehülfen bei seinen Geschäften, und sechszehn Volkstribunen, welche auch Volksgonfalonieri heißen, und alle vier Monate abgewechselt werden. Die sechszehn Tribunen sind: ein Rechtsgelehrter, ein Künstler, oder Notarius, zwei Senatoren, vier Adliche, vier Cittadino, und vier Kaufleute. Sie werden insgesammt von ihren Kosten, oder respektive Ständen gewählt.

Ein Theil der verschiednen Zünfte ernennt sieben und zwanzig Personen, welche sich mit den sechszehn Tribunen vereinigen; nur mit

dem Unterschiede, daß Erstere alle Monat neu gewählt werden.

Die Universität Bologna, obschon nicht mehr was sie ehedem war, ist dennoch mit Recht berühmt, und hat viel kluge und geschickte Männer, die sich durch Talente und Betragen auszeichnen. Diese schlecht besoldeten Professoren genießen im Staate einer großen Achtung. Die Universität und Akademie von Bologna stehen nicht unter der Aufsicht des Papstes und seiner Prälaten, sondern unter der Aufsicht der Reformatoren, welche aus den verschiednen Ständen des Staats ausgesucht werden.

In Bologna sind eilf Kollegien, das im J. 1364 gestiftete nicht mitgerechnet, welches unter dem Nahmen des größern Kollegiums des St. Klemens von Spanien bekannt ist. Auch eilf Hospitäler hat diese Stadt, und noch verschiedne Hospitien für Arme und Findelkinder. Man rechnet, daß hier fünf tausend Priester, Mönche und Nonnen sind. Das Volk in dieser Stadt ist klug und lebhaft; auch giebt es hier verdienstvolle Gelehrte; aber sie haben den Fehler der ermüdendsten Redseligkeit mit den andern Einwohnern dieses Landes gemein. Fremde werden hier vollkommen gut aufgenommen.

Unglücklicherweise werden die Richter in Bologna von den päpstlichen Legaten ernannt; alle drei Jahre kommt ein andrer, und bringt dann gewöhnlich seine Kreaturen, die er von Rom mit hierher schleppt, unter. Das zieht die größten Mißbräuche nach sich, die man frei-

lich in allen dem heiligen Stuhle unterworfnen Städten und Ländern antrift; weil es ihm sehr einerlei ist, ob die Justiz gut oder schlecht verwaltet wird. Die Hauptadministration kommt, wie schon gesagt, den Vierzigen zu. Sie besetzen zwar die Bedienungen, allein der Legat hat das Recht, die Ausübung derselben zu untersagen, wenn ihm jemand davon nicht ansteht. Die Polizei steht unter einer Magistratsperson, der Barigel genannt. Er ist das Haupt der Sbirren, und wird auch aus ihrer Mitte gewählt; aber diese Sbirren sind beinahe alle schlechte und verderbte Menschen. Ein ehrlicher Bürger, sogar ein Bauer, würde sich weigern, dessen Verrichtung zu übernehmen. Diese Sbirren sind beinahe alle fremde, aus ihrem Vaterlande verwiesene Leute. Darnach kann man urtheilen, wie ungefähr die Polizei in der Stadt Bologna verwaltet wird. Indeß wird dieser Barigel, der lebenslang diese Bedienung behält, da er besser als eine andre obrigkeitliche Person die Beschaffenheit der Provinz und der Stadt kennt, dem Legaten, den Senatoren, und allen, welche Theil an der Staatsverwaltung haben, sehr nöthig, und er hat oft auf ihr Betragen und ihre Staatsverwaltung Einfluß.

Die Provinz, und besonders die Stadt Bologna, treibt einen sehr beträchtlichen Handel; er besteht hauptsächlich in Parfümerien, Liqueuren und andern ähnlichen Dingen. Es werden hier auch vorzüglich gute Bratwürstchen gemacht, die allenthalben berühmt sind. Die Lage von Bologna, welches im Mittelpunkte

von Italien an einem Kanale liegt, welcher mit einem schiffbaren Strome zusammenhängt, und von dort aus ins Meer führt, ist allerdings dem Handel sehr günstig; vornehmlich aber ist die Thätigkeit, die ihn in Aufnahme bringt, den klugen Gesetzen, welche ihn begünstigen und seine Freiheit sichern, zuzuschreiben. Die Regierungsverfassung von Bologna ist ein Gemisch von Republikanismus und Demokratie, welches dem Volke seine Rechte und seine Würde erhält, und seinem Kunstfleiße Nahrung giebt. Auch stehen hier Künste und Wissenschaften im Ansehen; der Handel blüht, und man trift allenthalben die Energie, welche Lebensglück verschafft und zusichert.

Auch die Natur scheint mit Wohlgefallen diese schönen Anlagen zu begünstigen. Das Land ist ganz ungemein fruchtbar; vorzüglich sind seine Gewässer der Manufaktur günstig, besonders dem Krepp, womit ein beträchtlicher Handel getrieben wird.

Der große Zufluß von Fremden trägt ebenfalls zur Wohlfahrt von Bologna bei. Besonders häufig kommen sie in der Fastenzeit, welche für das ganze übrige Italien wie ausgestorben, für diese Stadt aber die Zeit des Vergnügens ist; es kommen Sänger und Tänzer, deren Sammelplatz hier ist, und die dann hier die Trupps für Lissabon, Madrid und viele andre Orte bilden.

Die Frauenzimmer sind in Bologna sehr schön; sie ziehen sich mit reizendem Geschmacke an, und bekommen überdem auch eine sorgfältige Erziehung, welche ihren Umgang sehr ein-

ladend macht. Es ist nichts ungewöhnliches, in Bologna gelehrte, und in Künsten und Wissenschaften sehr geschickte Frauenzimmer anzutreffen. Ich habe nichts bemerkt, welches die Bemerkungen der Reisenden über die Eifersucht der Männer bestätigen könnte. Ohne Zweifel werden einige von dieser Leidenschaft geplagt; allein es ist bei weitem kein karakterischer Zug der hiesigen Männer. Auch genießen die Frauen hier zu Lande der größten Freiheit; sie sehen Fremde bei sich, gehen aus, und zeigen sich öffentlich mit andern Mannspersonen als ihren Männern, ohne daß es auffiele. Wenig Menschen sehen auf Reisen ohne Vorurtheil; und was man von der Eifersucht der Italiener erzählt, ist eines der abgeschmacktesten Mährchen, welche in den Berichten von diesem Lande bekannt geworden sind.

Bologna liegt am Fuße der Apenninen. Das Bolognesische hat gegen Morgen das Territorium von Imola, Ferrara gegen Mitternacht, gegen Abend wird es allenthalben von den Ebnen des Herzogthums Modena eingeschlossen. Diese ziehen sich bis an die Bergkette, welche die Grafschaft Bologna gegen Mittag von Toskana trennen. Bologna war in alten Zeiten eine der Hauptstädte, welche der Herrschaft der Hetrusker unterworfen war; dann kam sie unter römische Bothmäßigkeit, und von der Zeit an legte sie sich mit Erfolg auf Wissenschaften und Künste.

Der Kirchsprengel von Bologna hat drei hundert acht und vierzig Pfarren. Hier ist, wie im ganzen Kirchenstaate, alles mit Kirchen,

Klöstern und Priestern überladen. Der Legat hat einen nicht beträchtlichen Gehalt. Man will sich das Recht vorbehalten, zu sagen, er lebe in Armuth; allein sein wirklich anstößiger Luxus verräth seine Heuchelei. Besonders hat sich der Kardinal Buoncompagno ganz unverschämt auf Kosten der Provinz, die er aussog, bereichert. Seit einem Jahrhunderte hatte sie nur neunzehn Millionen Thaler Schulden; aber während seiner Verwaltung ist das Deficit um fünf Millionen Thaler vermehrt worden. Er machte viele Operationen mit der Schiffahrt und Bewässerung der Ländereien, welche die Ursache, oder doch der Vorwand dieser neuen Schuld wurden, und ihm Mittel an die Hand gaben, seine Unterschleife zu verbergen. Es erhoben sich ernsthafte Klagen gegen ihn; allein der Papst nahm sich seiner beständig an, und wollte nichts hören. Als Buoncompagno sich selbst straflos wußte, ließ er einige seiner Ankläger straten, und brachte alle Uebrigen zum Stillschweigen.

In Bologna sind viele Konsumtionsartikel mit Abgaben zum Vortheile des Papstes belegt; allein die stärksten treffen die Priester und Mönche; einige erkaufen die Erlaubniß, Schuhe, andre, leinene Hemden statt der baumwollnen tragen zu dürfen; die mehresten erkaufen das Recht, von einigen ihrer Obliegenheiten befreit zu seyn.

Die Provinz Bologna, so bevölkert sie auch ist, hat doch nächst Bologna nur noch eine Stadt: nämlich Ceuto, welche dadurch be-

rühmt ist, weil Guercino, einer der größten Maler Italiens, daselbst gebohren ist.

Ich habe geglaubt, bei Bologna etwas weitläuftig seyn zu müssen. Eine Stadt, welche so viele Jahrhunderte hindurch eine so große Liebe zu den Wissenschaften und zur Freiheit gezeigt hat, verdient wohl, daß man sich mit ihr beschäftige, und sie bekannt mache. Vermuthlich wird einst Italien sich schämen, so erniedrigende Ketten zu schleppen; und dann wird die Stadt Bologna demselben mit Muthe vorangehen, und das Beispiel geben. Wie sehr die Päpste sich auch je und je bemühet haben, sie gleich den andern Städten des Kirchenstaates zu unterjochen, so hat sie doch zu widerstehen gewußt, und einen Theil ihrer Unabhängigkeit behalten. Hier ist es auch, in dieser Stadt, wo ich die meisten Anhänger der französischen Revolution gefunden habe, auch das mehreste Interesse und die mehreste Neugierde, sie genau kennen zu lernen; selbst unter den Senatoren habe ich zur Freiheit erschaffne Wesen gefunden, und die wohl den Vorzügen ihrer Geburt entsagen würden, um wieder Menschen zu werden.

Beschluß.

In den Staaten des Papstes hat jede Stadt ihren Statthalter, und jede Provinz einen Generalgouverneur. Die beiden Herzogthümer Ravenna und Ferrara werden von Legaten a latere, welches immer Kardinäle sind, regiert. Die Statthalter von einigermaßen bedeutenden Städten sind immer Prälaten; in andern sind

es gewöhnliche Priester. Allenthalben aber werden diese Statthalter von dem Papste ernannt.

Der Papst aber thut, gleich den andern Souverainen, wenig durch sich selbst; er ist mit Neffen, Ministern und Hofschranzen umgeben, deren Protektion erbettelt und erkauft werden muß. Jeder Statthalter, der sich auf seinem Posten erhalten, oder einen bessern haben will, muß sich ihre Gunst erkaufen, und zu dieser Absicht drückt er die Provinz, die er administrit. Sie bezahlt, um seine Verschwendung zu unterstützen; auch muß sie bezahlen, ihm seine Mäcenen bestechen zu helfen. Diese Statthalter, welche ihre Posten nur drei Jahre bekleiden, sehen sehr darauf, daß sie diesen kurzen Zeitraum gut benutzen, und lassen keinen Augenblick für sich verloren gehen. Wie sollten die elenden Einwohner, welche unaufhörlich von den straflosen Bedrückungen geplagt werden, wie sollten sie einem Statthalter zugethan seyn, der sie nur zu unterdrücken versteht, und wenn sie beständig das Beispiel der Knechtschaft und das Unglück der Provinzen, wo er Gesetze vorschreibt, vor Augen haben, und dagegen wieder die Aufnahme und den Wohlstand aller Kantonen bemerken, die sich davon frei zu machen gewußt haben? Möchten endlich alle Menschen einsehen, was von einer geistlichen Regierung zu erwarten ist, und diese monströse Hierarchie, die zu allen Zeiten die Schande und das Elend der Menschheit war, auf ihren wahren Werth herabsetzen!

Ende des zweiten Theiles.

Innhalt
des ersten Bandes.

	Seite
Weg von Rom nach Neapel	5
Die Pontinischen Sümpfe	9
Verfolg des Weges von Rom nach Neapel	14
Erziehung des Königs von Neapel	20
Unterstützung einer Wittwe	25
Die königliche Ohrfeige	27
Einige Züge welche den Karakter des Königs und der Königinn genauer bezeichnen	33
Die Neapolitaner	36
Die Vicarei	47
Der königliche Fischzug	50
Erläuterung über die Paglietti	52
Ueber Mönchsgewalt	58
Der außerordentliche Straßenräuber	60
Falsches Vorurtheil in Absicht des Markis Tanucci	65
Innere Staatsökonomie und mündliche Kontrakte	70
Patriotismus	73
Ueber Mönche und Priester	76
Ausnahme von der allgemeinen Regel	82
Die Stadt Neapel	85
Der päpstliche Gesandte	89
Der Minister Akton	91
Warum der König von Neapel so für seine Gemahlinn eingenommen ist	95
Die Staatsökonomie, betreffend die Gesetze des Markis Tanucci.	97

	Seite
Treuherzigkeit des Königes in Absicht des Tanucci.	99
Die Schwitzbäder	100
Die wichtige Entdeckung	104
Eine sich auf die Jagd beziehende Anekdote.	106
Einige Vorrechte des Herrenstandes	108
Ein Zug von Caraccioli in Ansehung des Prälaten Caleppi	112
Der König schätzt die Wissenschaften	113
Ein Dialog	115
Ein glücklicher Tag	120
Die Erscheinungen	124
Kalabrien	126
Der Markis del Marco	132
Lustige Art um eine Stelle anzuhalten	133
Diplomatische Kleinheit	135
Die Aerzte	137
Die Katakomben	139
Eine Bemerkung über den gemeinen Mann in Neapel	144
Das fehlgeschlagene Konkordat	148
Einige Bemerkungen über den Hof zu Rom in Ansehung seiner Verhältnisse mit Neapel	151
Sonderbarer Prozeß	154
Die Ministerschaft des Markis Caracciolt	157
Reisen des Königs von Neapel	159
Aktons Schützling	167
Der Abt Galliani	169
Die entlarvte Heilige	176
Karakteristische Züge des Königs von Neapel	180
Der engländische Gesandte	186
Der Ball bei Hofe	190
Erläuterung	199
Anekdoten den Ritter Brissac betreffend	205
Ein Gespräch	215
Reliquien	222

	Seite
Parallele zwischen Karl III. Könige von Spanien, und Ferdinand VI. Könige von Neapel, dem Sohne dieses Monarchen	227
Von den Gelehrten	233
Das Gemälde	241
Die erbliche Pedanterie	242
Ein gransamer, beinahe unglaublicher, aber dennoch wahrer Entwurf	247
Von der Witterung in Neapel	255
Der Tobak	257
Der Graf Scabrousky	260
Außerordentlicher Staatsrath	264
Bemerkungen über die Wissenschaften einiger Personen	268
Interessante Besuche	271
Die Toskanesen	278
Von der Art, wie man in den beiden Sizilien reiset	284
Die Polizei	294
Einige Diplomatiker	298
Begebenheiten eines berühmten Mannes	303
Die sonderbare Krippe	310
Der Quell der Neuigkeiten	316
Einige den berühmten Arzt Cottugno betreffende Züge	324
Der Doktor Gatti	327
Unerwartete Antworten	332
Von den gerichtlichen Verfahren	338
Sorrento	342
Der königliche Fanatismus	346
Reise nach Pestum	354
Die Edikte	363

Innhalt

des zweiten Bandes.

	Seite
Ueber die Ausfuhr der Lebensmittel	3
Gewicht, Maaß, Münzen	8
Waareneinfuhr	11
Von der Bevölkerung	13
Die Projekte	18
Die Einkünfte des Königs von Neapel	31
Die Landtruppen	40
Die Marine	46
Taschenspielerstückchen. Hochdünkel Joseph II	56
Von den Provinzen, welche das Königreich Neapel ausmachen	64
Regii Stucchi	70
La Tivoliera	73
Sizilien	81
Von Rom. Ueberfahrt von Neapel nach Civita-Vecchia.	89
Der Hafen von Civita-Vecchia	90
Der Handel von Civita-Vecchia	92
Die Garnison, die Galeerensklaven und die Verbrecher	93
Die Stadt	95
Die Klöster	96
Gespräch	97
Reise von Civita-Vecchia nach Rom	101
Der Verfasser kömmt in Rom an. Der Eindruck den es auf ihn macht	103
Die Ausgaben in Rom, die Geschenke, das Hausgesinde	104
Der außerordentliche Bankier	107
Der Garten des Quirinal	109

	Seite
Russische Anekdote	112
Der Muth der römischen Weiber	113
Es giebt der Wege mancherlei zur päpstlichen Krone zu gelangen	115
Der Kardinal Visconti	117
Die Kirche zu Utrecht	120
Eine Synode in Deutschland	123
Die Antiquarien	126
Die Pfarrer	129
Klemens XIV.	131
Die Felder bei Rom	136
Die Vacabili.	138
Einige Bemerkungen über die beiden vorhergehenden Abschnitte	140
Was für Begriffe Pius VI. von der Justiz hat.	142
Die Landstraßen	144
Geist der Regierung des neuern Roms	145
Welcher Regierung die des neuern Roms verglichen werden kann	147
Das Wochenbette der Prinzessinn Herzoginn	154
Der spanische Minister	155
Die Lieblingshoffnung der Römer	158
Entwürfe, deren Ausführung unmöglich ist	160
Die Annona	162
Der anstößige Widerspruch	164
Pius VI. ist sehr eitel auf seine Gestalt	166
Der Kardinal von York	167
Der Adel des Neffen von Pius VI.	169
Der Kardinal Anton Maria Doria	171
Der Graf Rivera	172
Der Prätendent	174
Eine Anekdote, welche sich auf diesen Prinzen bezieht	175
Das Kollegium der Propaganda	177
Der Kardinal Gerdil	179
Der Kardinal Negreni	180

	Seite.
Die dreifache Krone macht die Menschen beredt	181
Freundlichkeit des römischen Volks	183
Das Jesuiterkollegium	185
Memo, venetianischer Gesandter	187
Die schöne Reliquie	189
Römischer Kunstfleiß	190
Stolz des römischen Volks	195
Die Assembleen	205
Der berühmte Mengs	209
Die Vorstellung, oder die wirkliche Komödie	215
Stephan Brandi	219
Der Kardinal Franzisco Albani	224
Der Prälat Stay	229
Der Pater Jaquier	231
Die Toleranz des Minimenordens	233
Der Kardinal Bernis	236
Der Kardinal Corsini	240
Der Kardinal Zelada	244
Der Kardinal Herzan	249
Der Fürst Bathiani	252
Der römische Adel	255
Der Kardinal Buoncompagno	257
Der Kardinal Aqua viva	260
Der Kardinal Carrara	262
Der Kardinal Busca	264
Der Kardinal Pallotta	265
Der Kardinal Orsini	268
Der Kardinal Borromeo	271
Der Kardinal Archinto	273
Joseph Pamphylius Doria	274
Die Zusammenkunft	276
Der Prinz und die Prinzessinn Rezzonico	280
Die getäuschte hohe Einbildung	283
Der Toskanische Gesandte	289
Die Engelsbury	293
Das Kapitol	300

	Seite
Die päpstliche Behutsamkeit	305
Der schlecht ausgeführte Auftrag	311
Der Prälat Ruffo	313
Der Auditor Taruffi	317
Die Herzoginn Bracciano	321
Betrachtungen über einige den Italienern sehr nachtheilige Vorurtheile	325
Das Erstaunen	331
Die Gelehrten	343
Eine sonderbare Anekdote	348
Der Kardinal Finocchetti	353
Die Katakomben zu Sankt Sebastian	355
Ein Zug, welcher die ausnehmende Schwäche der römischen Regierung bezeichnet	359
Allerheiligste Eitelkeit	363
Noch eine allerheiligste Eitelkeit	366
Anstößige Unbilligkeit Pius VI.	367
Der Dialog	371
Von den Juden	383
Die Zeichenschule	388
Der Kardinal Braschi Onesti	391
Der Herzog Prinz Braschi Onesti	393
Habsucht Pius VI.	397
Jachzorn Pius VI.	400
Die Erziehung	403
Die nützliche Brüderschaft	405
Pfarren und Bevölkerungszustand von Rom	307
Die Vakanz des päpstlichen Stuhls	409
Fromme Stiftungen	410
Fideicommiß und Cölibat. Hinternisse zur Aufmunterung zum Ackerbaue	413
Die Dispensationen	415
Von den Bullen und Breven	416
Werth des Geldes	418
Der Handel	419
Einkünfte des Kirchenstaates	420
Die Schulden	423

	Seite
Oeffentliche Ausgaben	424
Die Land und Seetruppen	425
Noch Ursachen, warum die öffentlichen Angelegenheiten so schlecht administrirt werden	428
Die den Kardinälen zugetheilten Bedienungen	429
Die Kongregationen	431
Von einigen, die weltliche Regierung betreffenden Tribunälen	433
Die Rota	434
Der Kirchenstaat	436
Die Compagna di Roma	438
Die Sabiner	439
Das Erbtheil des heiligen Petrus	440
Das Herzogthum Castro und Nociiglione	441
Die Provinz Orvietto	442
Perugia	442
Umbria	443
Die Marken	445
Das Herzogthum Urbino	446
Romagna	447
Das Herzogthum Ferrara	447
Die Provinz Bologna	448
Beschluß	457

Stadtbibliothek
Augsburg

H. V.

Sogram

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gorani, Giuseppe, 1740-1819

Geheime und kritische Nachrichten von Italien nebst einem Gemälde der Höfe, Regierungen und Sitten der vornehmsten Staaten dieses Landes

Bd.: 2

Frankfurt und Leipzig 1794

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- HV 663 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11253748-2
VD18 90194365